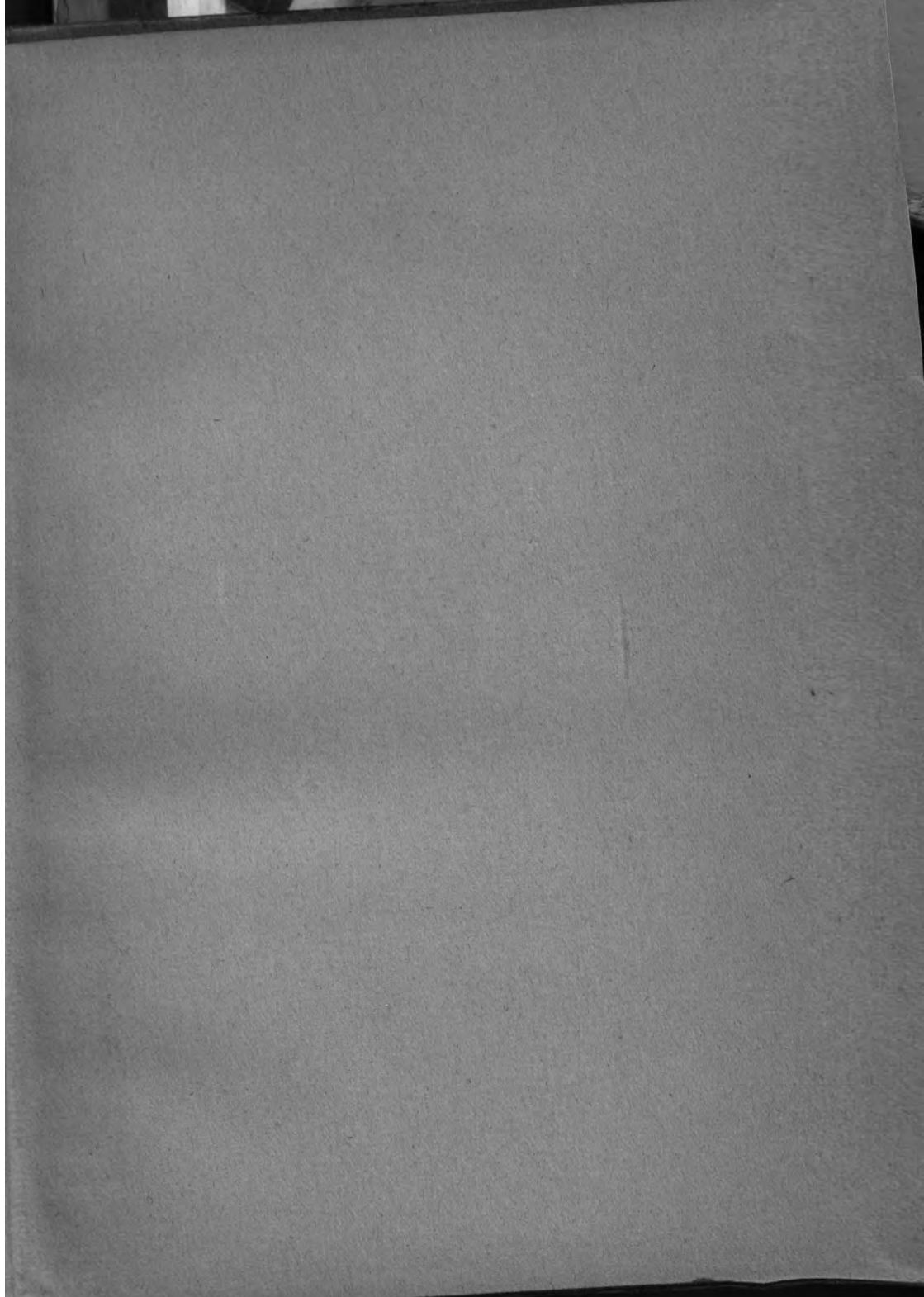


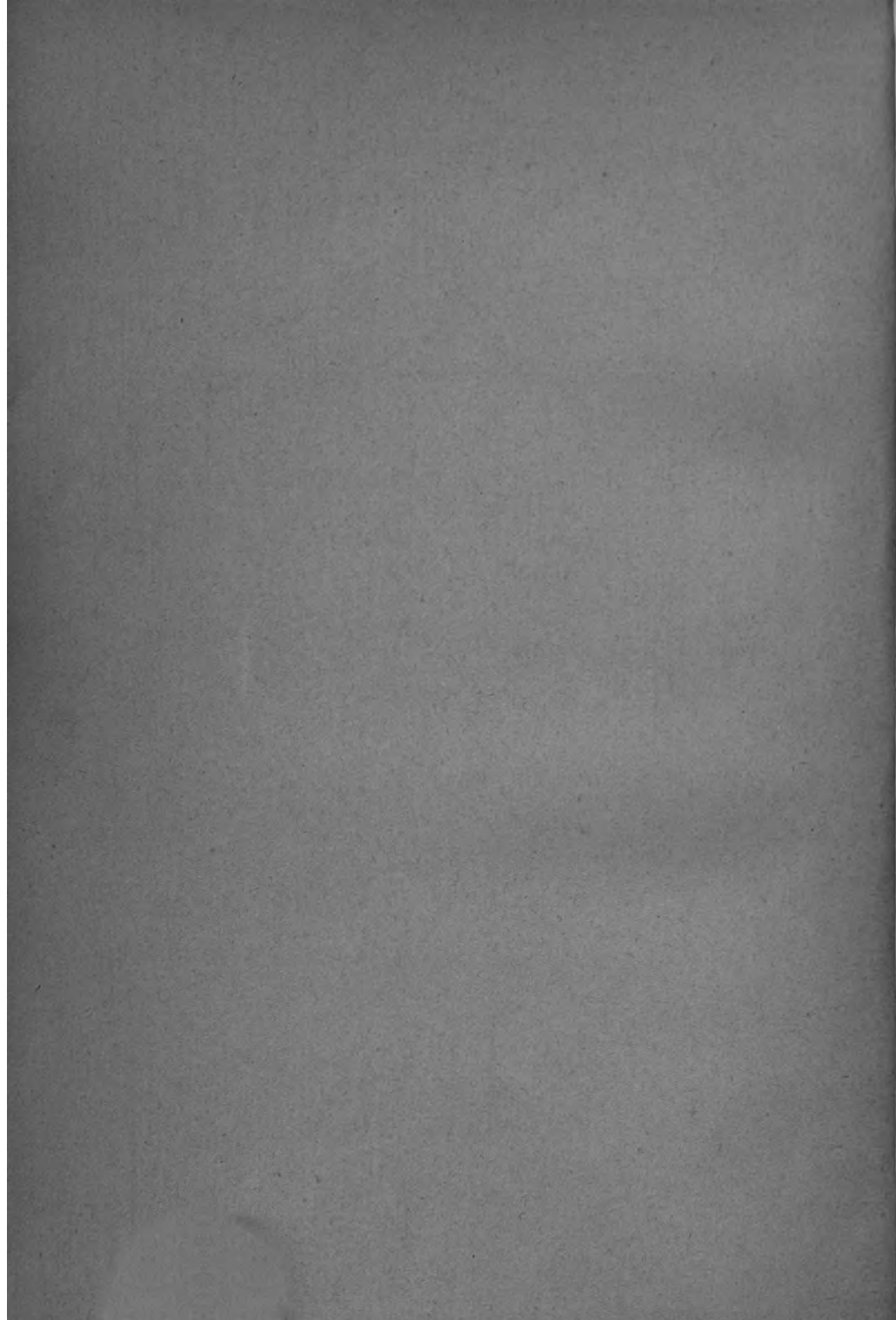
Basler  
Jahrbuch





THE LIBRARY  
OF  
THE UNIVERSITY  
OF CALIFORNIA  
LOS ANGELES





# Basler Jahrbuch

❖ ❖

# 1921

---

Herausgegeben von August Huber und Ernst Jenny



Basel  
Verlag von Helbing & Lichtenhahn

Basler Druck- und Verlagsanstalt.

DQ  
381  
B29  
1921

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Anton auf der Maur, Dr. Ernst Feigenwinter . . . . .	1
Eduard Schweizer, Die Wasserrechte am Rümelinbach . . . . .	23
Gustav Steiner, Der Einfluß Isaac Iselins auf Peter Ochs . . . . .	64
Karl Bischoff, Das Haus zur „Gens“ . . . . .	120
E. Refardt, Biographische Beiträge zur Basler Musikgeschichte. Benedict Juder (1811—1876) . . . . .	144
Wilhelm Degen, Franz von Sonnenfeld (J. Gibr) . . . . .	176
Fritz Heusler, Basler Bibliographie 1920 . . . . .	199
Hans Brenner, E. Th. Martees, Wilhelm Barth, Eugen Lamm, Das künstlerische Leben in Basel . . . . .	222
Fritz Baur, Basler Chronik (vom 1. November 1919 bis zum 31. Oktober 1920) . . . . .	236

---









# Dr. Ernst Feigenwinter.

Von Anton Auf der Maur.

---

Politiker werden nicht zu allen Zeiten mit dem gleichen Maßstab gemessen. In den glücklichen Jahren vor dem Kriege mit ihrem reichlichen Geldverdienen wurden diejenigen beinahe bedauert, die „nichts Besseres“ zu tun wußten, als hinunterzusteigen in die Arena des politischen Kampfes.

Die wildtobende Gegenwart hat aber die Insassen der bürgerlichen Barken wieder Dankbarkeit für tüchtige Steuerleute gelehrt. Im Frieden wenig geachtet, ist der Landsknecht, sobald der Feind die Sturmböcke an die Mauern legt, wieder obenan.

Aber auch so sind Politiker noch Stieffinder des Glücks. Selbst wenn sie Erfolge haben, ist ihr Weg noch dornenreich genug. Und wenn nun einer ein Leben lang kämpft, um andern, die nachfolgende Generation, die Früchte seiner Arbeit ernten zu lassen, so muß er ein Mann von ungewöhnlichem Wuchse sein, der Freund und Gegner auffällt, wenn er in Volksversammlung und Ratsaal erscheint.

Feigenwinter war so ein geborener Kämpfer. Der andauernde Kampf, der andern frühzeitig die Nerven zerreibt, war für ihn ein Jungbrunnen, der ihn immer wieder neu belebte. Das war nicht sowohl persönliches Verdienst als ererbte Kasse. Aber Art und Ziel seines Kampfes haben den Wert seiner Persönlichkeit ausgemacht und ihm schließlich, weit über den Kreis seiner Parteifreunde hinaus, Anerkennung erzwungen. Versuchen wir in gedrängter Kürze sein Lebensbild zu zeichnen:

Der Verstorbene war der Sprosse einer alten Reinacher Bauernfamilie, von der sich schon im fünfzehnten Jahrhundert Spuren in Basel finden. Er wurde am 13. März

1853 als Sohn des Gemeindepräsidenten Xaver Feigenwinter-Rury geboren. Die Eltern waren überzeugte, glaubens-treue Katholiken, wenn auch der Vater der altliberalen Richtung huldigte. Dr. Feigenwinter erzählte später oft, daß er wahrscheinlich zum freisinnigen Heerbann gestoßen wäre, wenn nicht der Kulturkampfsturm sein Rechtsgefühl so tief verletzt hätte. Aber eine Bewegung, die mit derartigen Waffen focht, hatte es bei ihm verspielt; sie zwang ihn im Gegenteil, tiefer einzudringen in das Lehrgebäude der katholischen Kirche, und — seiner Natur gehorchend — sich volle Klarheit, eine ganze Überzeugung zu schaffen. Ursprüngliches, sein ganzes Wesen beherrschendes Rechtsgefühl war also richtunggebend für den jungen Mann, schuf aus ihm den offensiven katholischen Politiker von Basel, der die Waffenrüstung nicht ablegen wollte, bis er seinen Glaubensgenossen die volle politische Gleichberechtigung erkämpft, schuf aus ihm den lauten Rufer im Streite, der immer und überall mit der ganzen Wucht seines Geistes eintrat für die Majestät des Rechts, der mit unverminderter Kraft noch am Abend seines Lebens für diese Majestät, die einzige in der Demokratie, eine Lanze brach gegen die sie bedrohende, rohe Umsturzgewalt. Das gleiche angeborene Rechtsgefühl schuf aus ihm einen — im besten Sinn des Wortes — trefflichen Rechtsanwalt, dem es in erster Linie darauf ankam, das Recht zu finden und ihm Geltung zu verschaffen, der es nicht verschmähte, im Kampfe ums Recht die kleinsten Angelegenheiten kleiner Leute mit aller Sorgfalt zu vertreten, als wären sie eigene Sache.

Seiner bäuerlichen Abstammung verdankte Feigenwinter sodann seinen prächtigen demokratischen Geist. Er, der städtische Anwalt und Politiker wäre so ganz der Mann der Landsgemeinde gewesen. Nichts war ihm verhaßter als offene und vertappte Cliquenwirtschaft. Er liebte das Volk, aus dem er hervorgegangen, und hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm. Aber gerade darum,

weil er ein echter Demokrat war, wurde er später von vielen nicht mehr verstanden, als die politische Bühne von lauter Klassenvertretern zu wimmeln begann, von denen ein jeder im Namen der reinen Demokratie einseitigste, zum Klassenkampf führende Interessen verfocht. Leuten, die, kaum trocken hinter den Ohren, ihr auswendig gelerntes Vademecum des Klassenhasses herunterschnatterten, warfen ihm vor, er sei ein politischer Seiltänzer, weil er über der Not des städtischen Proletariates, für das er mannhaft eintrat, den schwer ringenden bürgerlichen Mittelstand und das heilige Anrecht der Bauern auf eine menschenwürdige Existenz nicht vergaß. Feigenwinters wahrhaft demokratisches Streben, zur Ausgleichung der Klassengegensätze, zur Versöhnung der verschiedenen Stände beizutragen, wurde weder durch solche Angriffe, noch durch die Erfolge der Klassenkämpfer gelähmt. Aber er brauchte in den letzten Lebensjahren den wertvollen, als Erbteil aus dem Elternhause mitgenommenen Schatz der Liebe und des Vertrauens zum Volke, um nicht irre zu werden an unserer Demokratie und gleich so mancher andern Kraftnatur die Herrschaft eines aufgeklärten Despoten herbeizuwünschen.

Außerlich nahm das Leben des Verewigten einen ruhigen, äußerst normalen Gang. Die Verhältnisse lagen so, daß keine allzuschnelle Karriere eine übermütige Bewegung in seine Entwicklungskurve brachte. Nach der Volksschule in Reinach und der Bezirksschule in Therwil besuchte Feigenwinter das Gymnasium in Basel, an welchem damals Niezsche als Professor des Griechischen amtierte. Trotzdem Feigenwinter im Herzen immer Landschäftler blieb und für die modernen Großstädte, von denen er zu sagen pflegte, daß sie anwüchsen wie die Wassertöpfe, nie viel übrig hatte, trotzdem er später in Basel erbitterte Gegnerschaft und lange Jahre wenig Anerkennung fand, wurde ihm diese Stadt sehr bald zur zweiten Heimat. Was er an ihr schätzte, war nicht sowohl der materielle, als der geistige

Reichtum und die wahrhaft edle Herzensbildung, die in den Kreisen des alten Bürgertums auch heute noch so lebendig ist. Feigenwinter konnte sich noch so bitter beklagen über Hintanzetzung der Katholiken, über die Zählbigkeit gewisser Vorurteile, handkehrum war er wieder des Lobes voll von dem, was ihm am konservativen Basler Geiste gefiel, und immer wieder betonte er, wie dankbar er Basel für die an seinen Schulen genossene, gediegene Bildung sei. Sein verehrtester Lehrer wurde der große Kulturhistoriker Jakob Burckhardt, dessen nachhaltigem Einfluß auf seine Geistesentwicklung der Schüler es zuschrieb, daß er sein ganzes Leben lang nicht in der Juristerei und Politik aufgehen konnte, sondern immer auch ein reges Interesse für philosophische Studien, für Kunst und Geschichte empfand. Dem Studium der Jurisprudenz widmete er sich an den Universitäten Straßburg, München, Berlin und Basel. Während seiner Berliner Studienzeit tobte in Deutschland der Kulturkampf, und Feigenwinter fand sich möglichst oft auf der Tribüne des Reichstages ein, um den großen geistigen Tournieren zwischen Bismarck und Windthorst mit leidenschaftlicher Anteilnahme zu folgen. In Basel beendigte er sein Studium mit einem glänzenden Doktor-examen. Nach kürzerer Volontärzeit in Genf, Paris und bei der Basler Überweisungsbehörde, ließ er sich dann im Jahre 1879 am Klosterberg, von wo er später nach dem Heuberg übersiedelte, als Anwalt nieder. Und alle die vier Jahrzehnte seines spätern Lebens blieb er der Basler Anwalt; es trat kein Ereignis ein, das ihn Basel oder seinem Berufe entfremdet hätte; der einzigen ernsthaften Versuchung, Basel mit Luzern zu vertauschen, die ihn nach den Tessinerprozessen lockte, widerstand er siegreich. Er war bereits zu stark in Basel verwurzelt und wies die Einladung seiner Luzerner Freunde zurück.

Es ist naheliegend, daß wir nun in erster Linie den Politiker besprechen. In die Studienzeit Feigenwinters

fällt also die große, unter dem Namen Kulturkampf bekannte, religiös-politische Bewegung. Die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils vom Jahre 1870 riefen einer gewaltigen Scheidung der Geister. Auch der schweizerische Radikalismus erklärte der katholischen Kirche den Krieg, und insbesondere für die Diasporakatholiken war eine böse Zeit angebrochen. Denn sie lebten zerstreut unter einer Mehrheit von Andersgläubigen und Freidenkern, die ihnen herzlich wenig Verständnis entgegenbrachten, sie waren arm und abhängig und darum vielfach kleinmütig und verzagt; auch fehlte es an Laienführern, die Bildung und Mut genug hatten, in der Öffentlichkeit für sie einzutreten. So kam es, daß Feigenwinter schon als Student in die vorderste Reihe treten und Wortführer werden mußte. Sein Debüt als Politiker in Basel endigte zwar mit einer gründlichen, allerdings mehr physischen denn geistigen Niederlage. Er war ein zwanzigjähriger Akademiker, als unter dem Patronate aller Freidenker im Jahre 1873 der deutsche Militärpfarrer Watterich in der Safranzunft eine große Propagandarede für den Altkatholizismus hielt. Das Publikum war so zusammengesetzt, daß eine Opposition nicht geraten schien. Dennoch stund der Student Feigenwinter plötzlich auf einem Tische und schleuderte seine Gegenrede dem Propagandisten ins Gesicht. Das Duell endigte mit dem Hinauswerfen des Altkatholiken, was bei diesem allerdings keinen einschüchternden Eindruck hinterließ. Gedachte er doch in seinem spätern Leben dieses Hinunterfliegens über die Safranstiege, als einer köstlichen Jugenderinnerung. In ähnlicher Weise trat er ein Jahr später an der großen Arlesheimer Volksversammlung gegen den Altkatholikenführer Augustin Keller auf. Nur daß er diesmal die Mehrheit auf seiner Seite hatte, so daß der Zweck der Versammlung, die Birseder Bauern dem Altkatholizismus zu gewinnen, nicht erreicht wurde. Im Gegenteil: an diesem Tage wurde die Gründung

des Basler Volksblattes beschlossen, dessen langjähriger Redaktor und nachmaliger Verwaltungsratspräsident Dr. Feigenwinter gewesen ist.

Schon dieses erste Auftreten war typisch für seine Kämpfernote. Er fragte nicht darnach, ob er einer Mehrheit oder Minderheit gegenüberstehe, wenn er für nötig fand, seine Überzeugung zum Ausdruck zu bringen. Zu Angriff und Abwehr jederzeit bereit, nahm er gleichmütig alle Unannehmlichkeiten und alle Folgen des Kampfes auf sich. Er war kein schwachnerviger Stimmungsmensch, der einer schwülen Gewitterstimmung unterlag, der in einer heikeln Situation schwieg und sich duckte. Nein, da empfand er erst recht ein inneres Bedürfnis, zur Entladung beizutragen, indem er die Blitze seiner zürnenden Rede fahren ließ. Er gehörte aber auch nicht zu den vielen, die einer guten Stimmung zuliebe das verschweigen, was ihnen auf der Zunge liegt. Lieber ließ er sich Störefried schelten, als daß er mit seiner Meinung zurückhielt. Denn immer und überall zog er den Krieg einem faulen Frieden vor. Und wenn einmal Krieg war, ließ er sich nicht seinen Widerstand durch irgend ein Kompromiß ablaufen. Er blieb hart und wollte lieber schlankweg unterliegen, selbst wenn die eigenen Leute das konventionelle „Man kann nicht so sein“ ihm in die Ohren raunten. Natürlich gab es auch in der katholischen Gemeinde Leute genug, denen Feigenwinter zu kampffroh, auf der einen Seite zu aggressiv und auf der andern zu unnachgiebig war. Wenn wir uns aber die Bedingungen vor Augen halten, unter denen er seine Politik machen mußte, so sagen wir: es brauchte einen Mann von solchem Schlage, um für die Katholiken Basels das Verteidigungs- und Emanzipationswerk zu leisten, das dieser Führer vollbrachte. Und es war nur möglich, weil Feigenwinter nicht um des Kampfes willen kämpfte, wie mancher Gegner ihm unterschoß, sondern in flammender Begeisterung für seine Ideale, deren Verwirklichung ihm Herzenssache war.



Wie beherzt, wie hieb- und stichfest einer sein mußte, der im Basel der Siebenziger Jahre als Führer der Katholiken auftreten und für ihre Gleichberechtigung kämpfen wollte, das wissen nur jene, die aus eigenem Erleben oder dem Studium der Geschichte den Geist der damaligen Zeit kennen. Vor allem waren es die Radikalen, die, zum Vollbesitz ihrer eidgenössischen Machtstellung gelangt, mit souveräner Mißachtung auf das Häuflein der reklamierenden, katholischen Miteidgenossen herabschauten und mit Mehrheitsbeschlüssen sie zur Raison zu bringen hofften. Aber auch die konservativen Protestanten, die, wie der Kampf um die katholische Schule bewies, den Katholiken viel mehr Gerechtigkeitsinn entgegenbrachten als die Radikalen, sahen die Katholiken doch lieber in der Rolle treuer Angestellter, als in jener selbsttätiger Politiker, und das Auftreten Dr. Feigenwinters weckte bei ihnen so viele konfessionelle Bedenken, daß trotz mancher innerer Berührungspunkte ihre Haltung gegenüber seiner Politik in der Hauptsache doch ablehnend war. Der konfessionelle Charakter der katholischen Volkspartei mußte oft und oft dazu dienen, ihr die Existenzberechtigung abzusprechen, ihr Mandate zu verweigern, auf die sie einen begründeten Anspruch zu haben glaubte. Heute, wo in Basel die politischen Verhältnisse ganz andere geworden sind, können wir Katholiken glücklicherweise über diese Dinge auch mit Protestanten, mit Angehörigen der liberalen und freisinnigen Partei ruhig uns auseinandersetzen, in der sichern Erwartung, für unsere Auffassung weitgehendes Verständnis zu finden.

Im Jahre 1880 begann in Basel der Kampf gegen die katholische Schule, der 1884 mit ihrer Unterdrückung endigte. Es war ein Kampf der Staatsomnipotenz gegen die bürgerliche Freiheit, gegen das heilige Recht der Eltern, darüber zu bestimmen, in welchem Geiste ihre Kinder erzogen werden sollen. Der Radikalismus erklärte, nur den Kongreganisten, die die katholische Schule im Hatt-

statterhof leiteten, das Handwerk legen zu wollen, doch war es klar, daß er die katholische Kirche selbst an einer ihrer verwundbarsten Stellen zu treffen suchte. Man wußte wohl, daß mit der Austreibung der Kongreganisten der katholischen Schule das Lebenslicht ausgeblasen sei, und versprach sich die rasche Eroberung der katholischen Jugend von der Erziehung durch die Staatsschule. Auf katholischer Seite waren die Befürchtungen gerade so groß, wie im gegnerischen Lager die Hoffnungen. Die ganze katholische Gemeinde raffte sich auf, um ihr gutes Recht zu verteidigen. Feigenwinter hatte außerhalb des Ratsssaales, in dem noch keine Katholiken zu Worte kamen, die Hauptlast des Kampfes zu tragen. Er war festgewillt, ihn ritterlich zu führen und schrieb im „Basler Volksblatt“: „Wir können unsere eidgenössische Bundestreue und unsern Republikanismus nicht besser betätigen, als wenn wir derartige Streitfragen ohne Neben- und Hintergedanken, treu und ohne Falsch auf dem Boden des öffentlichen Rechts, nach den Bestimmungen unserer Bundes- und kantonalen Gesetzgebung, nicht nach konfessionellen Interessen und Rücksichten zum Austrag bringen.“ Aber es war eine böse Zeit, in der ein ganzer Orkan von Leidenschaften daherbrauste, in welcher jeder Appell ans Rechtsgefühl und an die ruhige Überlegung wirkungslos war gegenüber der Massenpsychose, die mit Gewalt Fortschritt und Kultur verbreiten wollte. Treffend kennzeichnete Prof. Paul Speiser, einer der hauptsächlichsten Wortführer der konservativen Fraktion, die im Großen Räte in edelsinniger Weise das Recht der Katholiken verteidigte, die damaligen Bestrebungen also: „Früher war der Staat ein Rechtsstaat, der jedem Recht widerfahren ließ, das Recht zu schützen hatte; jetzt haben wir den Kulturstaat, der alle möglichen Aufgaben an die Hand nimmt und mit Gewalt durchführen will. Der Rechtsstaat richtete sein äußeres Verhalten nach objektiven Normen, der Kulturstaat greift ein in die individuellen Rechte und Freiheiten.

Vor allem sollte aber der Staat die individuelle Freiheit schützen. Wir haben konstitutionell allerlei Freiheiten; wir haben völlige Glaubens- und Gewissensfreiheit, Kultusfreiheit usw. Das ist alles gesetzlich anerkannt, aber dabei stellt man Staatskirchen auf und will das Volk in dieselben hineinzwingen. Es gibt nur eine Freiheit für Regierende.“ Von der Erbitterung, mit der damals gestritten wurde, kann man sich einen Begriff machen, wenn man liest, daß Regierungsrat Falkner in der radikalen Parteiversammlung vom 21. Februar 1884 in der Burgvogtei in bezug auf die Kongreganisten erklärte: „Wir wollen diese geistlichen Stromer fortweisen, wir wollen sie hinaus schicken, indem wir ihnen sagen: hier in Basel wird weder gebettelt, noch gestohlen.“ Ähnlich könnte es aus den Spalten der radikalen Presse. Was Wunder, wenn Feigenwinter, der als Feldhauptmann der Katholiken einem ganzen Hagel von Feindeshieben standhalten mußte, auch seinen Hiebherlaufen ließ, daß die Funken stoben. Er leistete eine gewaltige Arbeit: redigierte die Eingaben der Gemeinde an die Regierung, verfaßte die Rekurse an Bundesrat und Bundesversammlung, trat als Volksredner auf und führte den Kampf in der Presse, der allein ein durchschnittliches Leistungsvermögen absorbiert hätte. Es war alles umsonst: der Kulturstaat siegte über den Rechtsstaat. Aber die katholische Gemeinde brach nicht zusammen, als die Tore der katholischen Schule geschlossen werden mußten. Sie stand bereits auf zu festen Füßen und Feigenwinters Organisationsarbeit sorgte dafür, daß sie auch auf politischem Boden sich immer freier und selbständiger bewegen lernte. Er gehörte zu den Gründern des Basler Katholikenvereins und wurde der eigentliche Schöpfer der katholischen Volkspartei, deren unbestrittener Führer er bis zu seinem Tode geblieben ist.

Um die gleiche Zeit, da in Basel der Schulkampf tobte, kämpften in der Eidgenossenschaft konservative Pro-

testanten und Katholiken gemeinsam für Freiheit und demokratischen Fortschritt. Feigenwinter gedachte später immer mit einer gewissen Begeisterung der Blütezeit des Eidgenössischen Vereins. Auch er träumte damals von einer großen, schweizerischen Volkspartei, die alle konservativen Elemente, ohne Unterschied der Konfession, zum Sturze der radikalen Vorherrschaft hätte vereinigen sollen. Als am 11. Mai 1884 der Stabioartikel, gegen den der Eidgenössische Verein das Referendum ergriffen hatte, gefallen war, schrieb er in seinem Organ: „Am 26. November 1882 reichten sich gläubige Katholiken und Protestanten zum erstenmal vertrauensvoll die Hand, um den gemeinsamen Gegner, den radikalen Unruhestifter zu bodigen. Jener Hosenlupf ist gelungen. Und seither sehen wir die bernische Volkspartei an der Arbeit, wir sehen, wie der Eidgenössische Verein gerade auch die demokratischen Prinzipien zu den seinen machte, das obligatorische Referendum auf seine Fahne schrieb, welches die Katholiken verlangten, wir sehen die wackere Verteidigung der katholischen Schule in Basel durch jene Männer, welche zu den geistigen Häuptern des Eidgenössischen Vereins zählen. Was Wunder, wenn man sich zu verstehen anfängt? Was Wunder, wenn sich diese Leute treuherzig in die Augen schauen und brüderlich die Hand reichen zur Gründung einer großen schweizerischen Volkspartei! Der 11. Mai ist ein neuer Stein zu diesem Werk, ein Granitblock, auf welchem weiter gebaut werden kann. Aber vorwärts nun! Voran zur festen Organisation. Voran zur Revision der Bundesverfassung! Sie obligatorisches Referendum! Sie Initiative!“

Wir haben hier nicht zu untersuchen, aus welchen Ursachen in der Folge die Gründung dieser schweizerischen Volkspartei ein frommer Wunsch blieb. Aber das geht doch unzweideutig aus diesem Zitate hervor, daß Feigenwinter nicht der einseitige konfessionelle Politiker war, als den er dreißig Jahre lang in der gegnerischen Wahl-

literatur mit der dunkelsten Druckerschwärze geschildert wurde.

Der Kulturkampf war beendet, die religiös-politische Diskussion in den Hintergrund getreten, als im Jahre 1890 die Tessiner Revolution neue, stürmische Bewegung ins öffentliche Leben brachte. Feigenwinter befand sich am Abend des 11. Septembers im Basler Bahnhof, um in einer Prozessesache nach dem Tessin zu fahren und dort mit den konservativen Staatsräten Roffi und Respini eine Besprechung zu halten. Da brachten die Zeitungen die ersten Telegramme über die ausgebrochene Revolution und die Nachricht von der Ermordung Roffis. Er besann sich nicht lange und fuhr nun erst recht nach Bellinzona, um Augenzeuge der Vorgänge zu sein und wenn möglich den Freunden beizustehen. Was er dort gesehen und erlebt, erfüllte ihn zeitlebens mit tiefer Erbitterung. 22 Jahre später, am 7. August 1912, sprach er an der Generalversammlung des Schweizerischen Studentenvereins in Sursee über jene sturmbewegten Tage, und erklärte, daß der Auftrag, dessen er sich zu entledigen habe, unfählich schmerzhaft Erinnerungen in ihm wachrufe: „Steigt doch im Geiste die edle Gestalt eines der tapfersten Vereinsbrüder vor mir auf, die Gestalt des ermordeten Staatsrats Roffi. Und es bäumt sich von neuem auf das gekränkte Rechtsgefühl bei dem Gedanken an die damals verübte, schmähliche und ungesühnt gebliebene Gewalttat; es zittert von neuem nach der verletzte Patriotismus, der es nicht verwinden kann, daß unserm schweizerischen Vaterlande damals gegenüber dem Auslande die Schande zuteil wurde, daß eine solche Revolution auf unserm Gebiet überhaupt möglich war, und daß ihr gegenüber unsere republikanischen und bundesrechtlichen Institutionen zum Schutze von Leben, Freiheit und Recht vollständig versagten.“ Ungemein bezeichnend für ihn, den Mann des Rechts, war die folgende Stelle in seinem Vortrage: „Mein erster Gang in Bellinzona war zur Kirche

San Rocco, wo die Leiche Roffis aufgebahrt war. Da lag er, ein junger, hoffnungsvoller, erst 26-jähriger edler Mann; des Himmels Frieden sprach aus seinen Zügen. Unwillkürlich senkten sich meine Knie, ich drückte dem lieben Freund und Vereinsbruder, dem tapfern Eidgenossen zum letztenmal die kalte Hand. Als ich den Toten verließ, war ich erschüttert, aber ich hätte nicht weinen können. Die Gefühle einer innern Empörung beherrschten mich vollständig.“

Das getränkte Rechtsgefühl trieb ihn nach Tessereete ins Lager der Konservativen, um ihnen Mut zu machen, um sie zu mannhaftem Handeln anzuspornen; es drückte ihm die Feder in die Hand zu einem erbitterten Feldzug in der Presse; es machte ihn schließlich zum Anwalt der gestürzten Regierung im großen Staatsprozeß vor den Affisen in Zürich und zum Verteidiger Dürrenmatts.

Mit den Tessiner Konservativen in Tessereete konnte er nichts anfangen. Sie empfingen ihn mit begeisterten Freundschaftsbezeugungen und enttäuschten ihn dann sofort durch ihre absolute Mut- und Kompaklosigkeit. „Kopflöse Führer und eine kopflose Partei“ klagte er auf dem Heimweg einem Basler Freunde. Der einzige Führer, der diesen Namen wirklich verdiente, Respini, war bekanntlich über die kritische Zeit in Lugano gefangen und wurde auch nach dem Eintreffen der Berner Bataillone nicht sofort in Freiheit gesetzt. Feigenwinters Kampf in der Presse richtete sich zu einem guten Teil gegen die damaligen radikalen „Basler Nachrichten“, deren spiritus rector Prof. Stephan Born war. Die Polemit warf hohe Wellen. Feigenwinter klagte den Chefredakteur der Nachrichten vor der Öffentlichkeit an, daß er mit der Revolution kokettiere, daß er mit schön gekräuselten Worten über die schlimmsten Dinge hinwegplaudere, statt den Mut zu haben, sie beim richtigen Namen zu nennen. Zornvoll wettete er gegen den saloppen Ausspruch Stephan Borns, daß so ein „Revolutionäthen

im Klosterteich“ auf den normalen Menschen so wohlthätig wirkte wie eine wohlgeordnete kulinarische Extravaganz. Feigenwinter kam es nicht auf den Umfang der Ausschreitungen an, er empfand tief die Rechtsbeugung als solche und mußte seine ganze Persönlichkeit für das verletzte Recht einsetzen. So wurde er der Sachwalter der Konservativen im Frühjahr 1891, als die revolutionären Vorgänge vor den Geschworenen in Zürich zum gerichtlichen Austrage kamen, und dann der Anwalt Dürrenmatts vor dem Schwurgericht in Burgdorf. In beiden Prozessen siegte die Gegenpartei. In Zürich wurden die Revolutionsmänner freigesprochen, und in Burgdorf wurde Dürrenmatt für seine satirische, an Oberst Rünzli verübte Kritik gebüßt. Feigenwinter aber hatte sich als Anwalt einen eidgenössischen Namen gemacht. Und beinahe noch mehr als die Schärfe seiner Beweisführung und die Kunst seiner Dialektik imponierte Freund und Gegner die beispiellose Unerfrodenheit, mit der er während der Dauer dieser politischen Prozesse dem wild daherbrausenden Sturm der Leidenschaften Trost geboten.

Nach langem mühevollen Ringen hatte Feigenwinter auf baselstädtischem Boden endlich einen namhaften politischen Erfolg zu buchen, als im Jahre 1905, nach der ersten proportionalen Bestellung des Großen Rates, eine kleine Fraktion katholischer Großräte den Basler Ratsaal betrat. Vorher waren die Katholiken Affilierte der konservativen Partei gewesen und ihre wenigen Vertreter im Großen Rate — Feigenwinter selbst — mit Hilfe der konservativen Liste gewählt. Nun konnte er, der die katholische Volkspartei von Basel auf die Beine gestellt und im Feuer exerzieren gelehrt, als Chef einer eigenen Fraktion im kantonalen Parlamente auftreten und ein eigenes Parteiprogramm verfassen. Den Höhepunkt seiner parlamentarischen Tätigkeit in Basel bildete unstreitig der Kampf um die Rechte der Katholiken anlässlich der

Trennung der Kirchen vom Staate. Gerade hier zeigte sich wieder Feigenwinters jede Kompromißarbeit ablehnende Natur in typischer Weise. Regierungsrat Burckhardt-Schazmann wollte die Katholiken gewiß nicht vergewaltigen, er konnte es aber nicht verstehen, warum diese für ihre Gemeinde so energisch den öffentlich-rechtlichen Charakter beanspruchten, der nach seiner Intention den bisherigen Landeskirchen nur als Zwischenstufe zur absoluten Trennung, dem Zustand der Zukunft verliehen wurde. Die katholische Fraktion erklärte unter Feigenwinters Führung: Wir sehen darin eine neue Hintanzetzung, wir verlangen jetzt, wo für ein Menschenalter das Verhältnis des Staates zu den Kirchen neugeregelt wird, das gleiche Recht, das der reformierten und der altkatholischen Gemeinde zugestanden wird. Auch dann, als Regierungsrat Burckhardt-Schazmann im letzten Augenblick durch vermehrtes finanzielles Entgegenkommen den Widerstand der katholischen Fraktion überwinden wollte, blieb Feigenwinter fest. Er erhob sich von seinem Sitze im Großen Räte und verlas stehend eine selbstbewußte, stahlharte Erklärung, deren Inhalt war: „Wir ändern unsern Standpunkt nicht, wir wollen unser Recht und beharren darauf.“ Der Ausgang des zähen, langwierigen Ringens im Parlamente war eine namentliche Abstimmung, in der die 17 Mitglieder der katholischen Fraktion allein der erdrückenden Mehrheit gegenüberstanden. Aber man hatte Achtung vor ihrer entschiedenen Haltung und war weitherzig genug, das auch in der Öffentlichkeit zu bezeugen. Trotz des Mißerfolges konnte die katholische Bevölkerung feststellen, daß im allgemeinen doch ein anderer Geist ihr gegenüber sich geltend machte. Es war immerhin möglich geworden, religiös-politische Fragen leidenschaftsloser, objektiver zu behandeln.

Das gewaltige revolutionäre Erdbeben, das seit drei Jahren unsern Kontinent erschüttert, schuf dann in Basel die politische Neugruppierung, welche der Umsturzpartei



die im Nationalen Block vereinigten bürgerlichen Parteien gegenüberstellte. Im Jahre 1917 erfolgte die Wahl Feigenwinters in den Nationalrat, leider viel zu spät für ihn und alle jene, die ihm ihr Vertrauen schenkten. Aber er kam doch noch früh genug, um bei den großen Auseinandersetzungen mit den Jüngern Lenins, nochmals mit dem Feuer eines Jungen und mit der Vollkraft seines Geistes Zeugnis abzulegen für seine christliche Weltanschauung und ein paar gewaltige Lanzen zu brechen für Gesetz und Recht und für unsere alte, schweizerische Demokratie. In seiner von Blitz und Donner erfüllten Rede im Nationalrate am 20. November 1918 erklärte er als Katholik, als Mann des Rechts und als guter Demokrat gegenüber Greulich, der zur Beschönigung des bolschewistischen Attentats die Radikalen an das Beispiel der Tessiner Revolution erinnerte: „Sie können mir glauben, daß mir eine gewisse Schadenfreude gekommen ist, als Greulich den Geist Rossis heraufbeschworen hat. Lassen wir das beiseite! Die Stunde ist jetzt nicht dazu da, um unter uns derartige Diskussionen zu pflegen. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Lassen wir die Warnung, die an uns herangetreten ist durch den Landesstreik, nicht unbenützt vorübergehen. Sehen wir, wie die Weltgeschichte und der Herrgott den großen Vorhang gezogen haben, damit wir schauen können, wohin die Philosophie eines Nietsche und Hegel und die materialistische Weltanschauung führen und wohin eine Gesellschaft käme, in der nur noch staatsbürgerlicher Unterricht getrieben wird.“ Und er schloß: „Wir haben kein „Prestige“ zu schützen, wir haben keine Kronen zu schützen, wir haben aber doch eine Majestät zu schützen, und die Majestät, die wir zu schützen haben, ist die Majestät unseres Volkswillens, das ist die Majestät unseres Rechtes.“ Wie in der Bundesversammlung, so kämpfte Feigenwinter in den Generalstreiktagen auch im Basler Großratssaale mit der ganzen Wucht, die ihm zu Gebote stand, wenn ge-

rechter Zorn ihn erfüllte. Raum von Bern zurückgekehrt, erschien er sofort im kantonalen Parlamente und ergriff als Erster in der Debatte das Wort, rückhaltlos den revolutionären Generalstreik als ein Verbrechen am Vaterlande brandmarkend und die Arbeiterschaft beschwörend, von ihrem wahnwitzigen Unterfangen abzulassen. Die Rede, die wie ein reinigendes Gewitter die schwüle Atmosphäre im Großratssaale zerriß, fand ein mächtiges Echo in allen noch auf dem Boden des Gesetzes stehenden Bevölkerungskreisen. Feigenwinter war mit einem Schlage nicht mehr lediglich der „ultramontane“ Vorkämpfer, sondern ein hochgeschätzter politischer Führer, den das ganze Bürgertum nicht mehr missen wollte im Vordertreffen des Kampfes. Aber seine Zeit war um, sein politisches Wirken beendete bald darauf der Tod!

Das unvollständige Bild, das wir mit diesen wenigen Strichen vom Politiker Feigenwinter gezeichnet, muß unbedingt ergänzt werden durch einen Hinweis auf seine sozialpolitische Tätigkeit. Diese wurzelte tief in seiner katholischen Weltanschauung. Er faßte die ernsthafte Beschäftigung mit der sozialen Frage als ein nobile officium eines jeden Gebildeten auf. Außerdem nötigten ihn sein mitfühlendes Herz und sein demokratisches Blut auf die Seite der Armen und Unterdrückten sich zu stellen. So schloß er sich denn früh der von Bischof Mermillod geleiteten Union de Fribourg an, einer Gesellschaft von katholischen Sozialpolitikern aus akademischen Berufen. Dann gehörte er mit Prof. Beck, Decurtins, Heinrich Scherrer und Greulich zu den Gründern des schweizerischen Arbeiterbundes, der ihm und seinen Gesinnungsgenossen, die geglaubt, es lasse sich die ganze Arbeiterschaft in dieser neutralen Arbeitsgemeinschaft wenigstens zu einer gemeinsamen Anhandnahme der bundesgesetzlichen Arbeiterschutz-Maßnahmen vereinen, später so gründliche Enttäuschungen bereitete. Auf seine Initiative beschloß der Katholikentag der Diaspora in Basel,

am 21. August 1887, in der ganzen Schweiz katholische Arbeitervereine zu begründen, die dann sofort mit den schon existierenden katholischen Männervereinen zum „Verband kath. Männer- und Arbeitervereine“ zusammengeschlossen wurden. Feigenwinter war lange Jahre Zentralpräsident dieses Verbandes, und als dieser später mit dem Katholikenverein zum Schweiz. katholischen Volksverein verschmolzen wurde, der Leiter der Sozialen Sektion dieser großen, das ganze katholische Vereinswesen umfassenden Organisation. Außerdem war der Verstorbene ein tätiges Mitglied der Internationalen Vereinigung für Arbeiterschutz, deren Vorstand er bis zu seinem Tode angehörte. Er kämpfte in vorderster Reihe für die Erweiterung der Haftpflichtgesetzgebung, für die Kranken- und Unfallversicherung und für die Revision des Fabrikgesetzes. Das baselstädtische Gesetz über das ständige, staatliche Einigungsamt, das am 1. März 1912 in Kraft trat, ist zu einem guten Teile sein Werk. Und die internationale Sozialpolitik verdankt ihm den Schutz der Ansprüche heimischer Arbeiter, die im Ausland einen Unfall erlitten haben. Sehr intensiv beschäftigte er sich in seinen letzten Jahren mit dem Studium des Problems der Gewinnbeteiligung der Arbeiter. Gleich nach seiner Wahl in den Nationalrat stellte er eine Motion betreffend die Festsetzung von Mindestlöhnen und die Einführung dieser Gewinnbeteiligung. Seine Gedanken hierüber legte er nieder in der Schrift: „Der Kampf um den gerechten Lohn und die Gewinnbeteiligung der Arbeiter.“ (Luzern, Räder u. Co., 1917.) Wenn Feigenwinter als Sozialpolitiker auftrat, so pflegte er stets hinzuweisen auf die Grundfragen des sozialen Rechtes und auch die kleinen Tagespostulate vom rechtsphilosophischen und moralischen Standpunkte aus zu untersuchen. Auch ging ihm zu allen Zeiten die Solidarität der Stände über alles, so daß er sich schon darum nie zu einer einseitigen Klassenpolitik hätte verstehen können. Und eine ganz elementare Abneigung,

die seiner starken Individualität entsprang, empfand er gegen alles, was nach Staatssozialismus roch. Diesen bekämpfte er mit aller Vehemenz, selbst auf die Gefahr hin, bei einem Teil der eigenen Leute unpopulär zu werden. Daß ein so gearteter Sozialpolitiker in dieser Zeit der Zerrissenheit, des Kampfes aller gegen alle, keine allzu große Anhängerschaft fand, ist leicht zu verstehen. Aber er wird recht behalten mit seinen, in der obengenannten Schrift stehenden Sätzen: „Alles, der größte Teil des Volkes, Mittelstand, Angestellte, Beamte, Bauern wie Arbeiter — alles ist dem Großgrundbesitz, der Großindustrie, dem Großhandel und der Hochfinanz ausgeliefert. Vor dieser Tatsache kann man die Augen nicht verschließen. Andererseits ist durch den Klassenkampf der unverföhnliche Haß wie Gift in die Adern des arbeitenden Volkes eingesprengt worden, und der Geist des Religionshasses, der Anarchie und der Revolution erhebt drohend sein Haupt. Gegen alle diese Gefahren kennen wir kein besseres Mittel, als die Rückkehr zu den einfachen und soliden Grundsätzen einer biedern christlichen Wirtschaft. Aus der oralischen Besserung heraus muß die Waffe geschmiedet werden, mit der der Hydra einer unerfättlichen Habsucht, der Gier nach wirtschaftlicher Macht das Haupt abgeschlagen werden kann.“

Vom Juristen und Anwalt Feigenwinter zu sprechen, das hätten wir lieber einem seiner Kollegen überlassen. Doch haben wir ihn oft und oft an seinem Arbeitspult gesehen, vergraben in Altenberge, irgend einen Rechtsfall von anscheinend kleiner Bedeutung mit einem Eifer behandelnd, als stünden Millionen auf dem Spiel. Das war gerade charakteristisch für ihn. Ihm war kein Fall bedeutungslos. Der Kampf ums Recht war ihm gleiche gebieterische Pflicht, wenn der Streitwert nur ein minimier war. Dabei hatte er ein warmfühlendes Herz für die Armen und Kleinen, die nur zagenden Schritts die Kanzlei eines Advokaten

betreten. Darum stieg stets viel armes Volk zu ihm auf den Heuberg empor und zahlreiche Prozesse, besonders auf dem Gebiete der Haftpflicht, führte er um Gottes Lohn.

Feigenwinter war nach dem Zeugnis der Zünftigen unstreitig einer der ersten Anwälte Basels. Er hatte sich auf den Universitäten eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung erworben und besaß in seltenem Maße die Fähigkeit, seine reichen theoretischen Kenntnisse im einzelnen Falle wirksam zu verwenden. Mit klarem Blick erkannte er das Wesentliche und machte sich dann mit seinem ganzen, trefflichen Rüstzeug daran, die Vorteile seiner Stellung auszunützen. Stand er vor den Schranken des Gerichts, so führte er seine Sache mit leidenschaftlicher Wärme, aber auch auf eine ganz individuelle, geistreiche Art, die den Richtern das Anhören seiner Plädoyers zu einem Genuße machte. Nur keine dürre, lebensfremde Buchstabenjurisprudenz! Für das Recht, das den Bedürfnissen des Lebens entsprungen, wußte er zu kämpfen, indem er hineingriff ins volle Menschenleben und im Lichte desselben den Zweckgedanken und die sittliche Idee der Rechtsbestimmungen erläuterte, bestrebt, dem lebendigen Geiste gerecht zu werden. Er verstand es trefflich, bei Behandlung einer Streitfrage interessante Zusammenhänge aufzuzeigen, historische Parallelen zu ziehen, durch klassische Zitate oder auch durch humorvolle Exkursionen ins Allzumenschliche Geist und Gemüt der Richter zu beschäftigen und diese für sich einzunehmen. Er verstand es aber auch, sein Auditorium zu erschüttern durch ergreifende Schilderung menschlichen Elends oder durch gewaltigen Appell ans Rechtsgefühl der Richtenden. Bei Ausübung seines Anwaltsberufes unterstützten den Rechtsgelehrten trefflich seine gediegene philosophische und historische Bildung und dann die seltene Rednergabe, die ihm eigen war. Feigenwinter war zwar kein „glänzender“ Redner im vulgären Sinne dieses Wortes,

dem der Strom der Rede nur so aus dem Munde floss. Oft sprach er langsam und stockend; man sah ihm die Gedankenarbeit an und hörte förmlich, wie er mit dem Stoffe rang, nach einer klaren Definition, einem bildhaften Ausdruck suchte. Aber mit einmal war eine breite, sichere Basis geschaffen, der Vortrag belebte sich, wuchtig prasselten die Argumente daher, und ein mit psychologischer Feinheit ausgewählter, trefflicherer Schluß krönte das Ganze. Wie fest er im Sattel saß, das bestätigte dann die Debatte. Er ließ sich nicht leicht verblüffen und bodigte — besonders in den politischen Prozessen — mit seinem Mutterwitz manchen gefährlichen Gegner. Als er einmal als Verwaltungsratspräsident des Basler Volksblattes einen Ehrbeleidigungsprozeß zu bestehen hatte und der gegnerische Anwalt meinte: es schade nichts, wenn einmal dieser „ultramontane Weihwasserteßel“ gründlich desinfiziert werde, erwiderte er ihm: „Was das Weihwasser anbelangt, so muß ich bemerken, daß darin Salz enthalten ist; der Gegenpartei aber scheint es an Salz zu gebrechen.“ Feigenwinters Ruf als Anwalt war schon in den ersten Jahren seiner Praxis begründet. Nach der Tessiner Affäre wurde er ein schweizerischer. Manch' junger Rechtsbeflissener war glücklich, wenn er als Volontär auf seinem Bureau arbeiten konnte. Die Liebe zum Anwaltsberuf hielt ihn aber auch fest bis in die letzten Lebenswochen; noch wenige Tage vor seinem Ableben erschien er in einer ganz kleinen Angelegenheit — soviel wir wissen, im Interesse eines Dienstboten — vor Gericht. Wie der Politiker, so steckte ihm auch der Anwalt im Blute, und erst der Tod konnte ihm die Altentmappe aus den Händen nehmen.

Zum Schlusse noch einige Erinnerungen persönlicher Natur an den Verbliebenen. Wer Feigenwinter nur als politischen Kämpfer kannte, hatte keine Ahnung von seinem wahren Wesen. Wer ihm aber näher trat, dem imponierte er, den nahm er gefangen durch seine

eminente Geistes- und Herzenskultur. Man muß bei ihm in seinem reizenden, von Weinbergen umstandenen Landhaus in der Klus gefessen haben, wenn er Feiertag machte, wenn er in festlicher Geberlaune aus dem reichen Schatze seines vielseitigen Wissens schöpfte und seinen Gästen mit dem perlenden Weine auch geistigen Genuß in bunter Fülle bot. Er sprach über Geschichte und Volkswirtschaft, über rechtswissenschaftliche Fragen und Tagesereignisse, bis schließlich immer wieder humorvolle Jugenderinnerungen, oder eine plastische Darstellung von Volksitten und Volksgebräuchen zum fröhlichen Ende der Unterhaltung führten. Überraschend waren besonders seine tiefen, historischen Kenntnisse. Die Vergangenheit Basels kannte er trotz einem Berufshistoriker, und hauptsächlich das 15. Jahrhundert, den Kampf um den alten und den neuen Weg studierte er mit leidenschaftlichem Interesse. Eine Frucht dieses Studiums waren der in der Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum der Rauracia erschienene Aufsatz: „Aus dem geistigen Leben Basels im 15. Jahrhundert,“ sowie die Publikation: „Gewerbe und Handel in der Stadt Basel im 15. Jahrhundert.“ Bis zu seinem plötzlichen Zusammenbruch schien die innige Verbindung mit der Natur für ihn ein nicht versiegender Jungbrunnen zu sein. Schon hatte ihn die Todeskrankheit gepackt, als der ihm so liebe Aufenthalt in der Klus ihm wieder Genesung zu bringen versprach. Denn dort inmitten der Reben, die er selbst pflegte, und bei seinen Bienenvölkern war ihm so wohl wie nirgends auf der Welt. Dort bestieg er auch gelegentlich den Pegasus, um ein paar funkelnde Verse auf den Wein und die Kostbarkeiten des Lebens zu schmieden, um den Weisen glücklich zu preisen, der den wahren Genuß des Lebens kennt, um dem rohen Schlemmer und dem selbstgerechten Philister ein kräftiges Pereaat zuzudonnern. Dort in der Klus konnte er sich auch uneingeschränkt seiner Familie hingeben, mit der die stärksten idealen Bande ihn verknüpf-

ten. Seine erste, überaus harmonische Ehe mit Berta v. Blarer, der drei Kinder entsprossen, löste der allzu frühe Tod der Gattin. Feigenwinter, der schwer an diesem Verluste trug, fand dann nach Jahren in Frä. Hedwig Rym wieder eine geistvolle und treubeforgte Lebensgefährtin.

Jung im Herzen und mit ungebrochener Geisteskraft, schritt er aufrechten Hauptes dahin, bis am 15. September 1919 sein Lebenslauf erfüllt war. Die Kunde von seinem jähen Tod in Bern traf wie seine Angehörigen, so seine politischen Freunde mit niederschmetternder Wucht. Aber sie erweckte auch eidgenössisches Aufsehen, tiefes Bedauern in allen vaterländisch und demokratisch denkenden Kreisen. Man fühlte, daß ein Tapferer dahingegangen, ein ganzer Mann, ein Führer wie wenige für unser in schwere geistige Not und Drangsal geratenes Volk. Man fühlte, daß eine Säule des Widerstandes gebrochen war, des Widerstandes gegen die destruktive Macht des die Köpfe von Millionen verwirrenden und verseuchenden Revolutionsgeistes. Und in der Tat: Feigenwinters Charakter hatte etwas von jenem der alten Eidgenossen. Standzuhalten um jeden Preis, zu kämpfen für seine Überzeugung, auch in bedenklicher und wenig aussichtsreicher Situation, in der frohen Zuversicht, daß das Ende doch ein gutes werden, daß über die momentane Niederlage der endgültige Sieg triumphieren müsse: das war seine Parole, so geboten ihm Pflicht und Mannesehre. Darum war auch die Ehre so groß, die sich niedersenkte auf sein Grab, und darum wird sein Andenken im Herzen aller jener fortleben, die einen charaktervollen Menschen zu achten wissen. Die Katholiken Basels aber werden in ihm immer ihren ersten Führer und Wegbereiter verehren.



# Die Wasserrechte am Rümelinbach.

Von Eduard Schweizer.

## Inhalt.

- A. Die Beschreibung des Bachlaufes.
- B. Die Lehnsgenossenschaft.
  - I. Von der ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert:
    - a) Im Stadtinnern,
    - b) Vor dem Steinentor.
  - II. Die Entwicklung im 19. Jahrhundert.
- C. Andere Wassernutzungsberechtigte.
  - I. Außerhalb der Stadtmauern.
  - II. Im Stadtinnern.
- D. Die Organisation.
- E. Die Baulast.
  - I. Die Baulast der Lehnsgenossen und Nutzungsberechtigten.
  - II. Die Uferunterhaltungspflicht der Anwänder.
- F. Die Neuordnung.

### A. Die Beschreibung des Bachlaufes.

Der Rümelinbach ist ein Gewerbekanal, dessen Wasser seit alter Zeit in Binningen mittelst eines Stauwehres, Wuhr, früher „Binningerschuh“ genannt, dem Birsig entnommen und in kleinem Abstände neben dem letztern durch das Steinen- und Stadtquartier geleitet worden ist, um beim Marktplatz in den Birsig zurückgeführt zu werden. Soweit unsere Kenntnisse zurückreichen, geschah die Wasserentnahme bei dem heute noch bestehenden Wuhr; bei der

Rantonsgränze unterführt der Bach das Bett des Dorenbaches, fließt zwischen den alten Spitalmatten (Schutzmatten), von denen ein Teil jetzt das Areal des Zoologischen Gartens bildet, und bei der alten „Munimatte“ hindurch. Der Eintritt des Baches in das Weichbild der alten noch mit Wall und Graben versehenen Stadt erfolgte im gewölbten Durchlasse unter dem Stadtgraben nördlich des Steinentors bei der heute noch erhaltenen Steinenmühle. Von hier floß der Bach offen im Steinenbachgäßlein. Den innern Stadtgraben beim Rohlenberg kreuzte er ursprünglich oberirdisch durch einen „Wassertar“, später ebenfalls in einem gemauerten Durchlaß; er lief dann meist unter den Häusern hindurch, deren Eigentümer dadurch die beste Gelegenheit hatten, über dem Bach ihre Abtrittsitz anzu bringen, westlich der Gerbergasse und des Gerbergäßleins, bis zum Grünpfahlgäßlein, und hierauf in offenem Bett durch das Münzgäßlein bis zur Sattelgasse. Beim Sifhüttli bog er rechtwinklig ab, floß unter den Häusern Sattelgasse Nr. 20, Schneidergasse Nr. 15, und Sattelgasse Nr. 10, 8, 6 und 4 zur alten School (von der Hutgasse an in zwei Armen), und mündete unterhalb des „Wurstwinkels“ in den Birsig.

Die älteste Urkunde, welche uns über den Rümelinbach, der früher „oberer Birsig“, „kleiner Birsig“ oder auch „Steinenbach“ genannt wurde, Auskunft gibt, ist diejenige des Ritters Heinrich Pfaff vom 16. Januar 1280,<sup>1)</sup> in welcher dieser den Lehnbesitzern am obern Birsig, welche eine Korrektion des Bachlaufes vornehmen wollten, das Recht zur Leitung des Wassers durch seine Matten erteilt.<sup>2)</sup> Am 27. Juni 1413 ließen die Lehnsleute diese, mit baldiger Zerstörung bedrohte Urkunde durch den Bürgermeister, Ritter Arnold von Bärenfels, und den Rat bestätigen und neu ausfertigen.

Die Urkunde vom Jahre 1280 beweist also, daß der Rümelinbach und dessen gewerbliche Ausnützung bereits

vor diesem Zeitpunkte bestand. Wackernagel („Geschichte der Stadt Basel, Band II, Seite 271“) schließt aus dem Umstand, daß im Jahr 1193 bereits ein Hugo zur Walke genannt wird, darauf, daß der Kanal im XII. Jahrhundert erstellt worden sei.<sup>3)</sup>

Weitere Verlegungen des Bachbettes<sup>4)</sup> in größerem Umfange erfolgten erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im Jahre 1856 wurde auf den Spitalmatten durch das Pflögamt des Bürgerospitals mit Unterstützung der Stadt und der Lehnstorporation der sogenannte Notkanal ausgeführt, wonach eine große Kurve des Bachbettes auf dem Gebiete des jetzigen Zoologischen Gartens durch ein gerades Kanalbett ersetzt worden ist; im Jahre 1864 vollendete man das Werk, indem dem Rümelinbach auf der ganzen Strecke zwischen der Rantonsgrenze und der Birsigstraße ein gerades Bachbett gegeben wurde.

Die seit den Siebzigerjahren im Stadttinnern durchgeführten Korrekturen, durch welche alte Häuserblöcke zum Verschwinden gebracht und neue oder erweiterte Straßen geschaffen wurden, blieben nicht ohne Einfluß auf den Rümelinbach. Aber auch dort, wo das Bachbett nicht durch Korrekturenbauten direkt in Mitleidenschaft gezogen wurde, bewirkten die modernen Anschauungen, welche den vielfachen, mit dem offenen Bachlaufe verbundenen hygienischen Übelständen ein viel größeres Gewicht beimäßen, als dies in frühern Zeiten geschah, die Eindeckung und spätere Raffierung des Baches.

Am 12. Mai 1875 beschloß der Kleine Rat zunächst die Eindeckung des Baches auf der Strecke vom Lohhof bis zum Löwenfels, und im Jahre 1877 wurde die Strecke bis zur Senfmühle am Rohlenberg eingedeckt. Im Stadttinnern führte man im gleichen Jahre auf Grund einer Beschwerde der Anwänder, welche den Rümelinbach als wahre Kloake bezeichneten, die Ableitung der durch ihn mitgeführten Fäkalabgänge in die Petersgrabendöhle aus.

Erst 11 Jahre später begann die durchgreifende Kanalisation des Rümelinbaches in der alten Stadt, indem zunächst auf Grund eines Korrektionsbeschlusses vom Jahre 1887 im folgenden Jahre der unterirdische Bachlauf vom Haus Sattelgasse Nr. 20 an in einer Röhrenleitung in die Sattelgasse verlegt und in den Birfigkanal abgeleitet wurde. Anlässlich der Korrektion des Münzgäßleins legte der Regierungsrat dem Großen Rat am 24. November 1904 ein Projekt für eine Kanalisierung des gesamten Bachbettes zwischen dem Steinengraben und der Sattelgasse vor. In dessen Ausführung erfolgten zunächst die Kanalisierungsarbeiten auf der Strecke Grünpfahlgäßlein-Sattelgasse im Jahre 1905. Von diesem Zeitpunkt an ist das Wasser des Baches, soweit es nicht zur Spülung der Dohle erforderlich war, beim Steinengraben in den Birfig geleitet worden. Im Jahre 1909 folgte die Strecke Sattelgasse Nr. 20 bis Hutgasse, 1912 die obere Strecke Grünpfahlgäßlein bis Lohnhofgäßlein; im Jahre 1913 wurde die Fortsetzung zwischen Lohnhofgäßlein bis Kohlenberg kanalisiert; 1916 fand schließlich auch die Erstellung der Dohle im Steinbachgäßlein, zwischen Kohlenberg und Steinengraben, statt. Damit wurde der Rümelinbach im Stadttinnern vollständig zum Verschwinden gebracht.

## **B. Die Lehns-genossenschaft.**

### **I. Von der ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert.**

Als älteste Gewerbe finden wir am Rümelinbach Walken und Mühlen erwähnt, die sich schon früh zum Teil in Schleifen, Waffenschmieden, Öltrotten und Stampfen umwandeln.<sup>5)</sup> In einer Urkunde vom 27. Juni 1413 (Bestätigung der Urkunde von 1280<sup>6)</sup> werden als Inhaber der Lehns-gewerbe am Rümelinbach aufgezählt: „. . . sarwürcher (Waffenschmiede), müller und sliffer unsere burgere, die harnaschfësser, mülen und sliffen uff dem obern Birfig

hand“, und in einer Urkunde von 1408 werden als Gewerbsinhaber genannt: Der Müller an der Steinen, Heman im Stampf ze Rümelinsmülen, der Stampfer an der Steinen und in Ruttelgassen und Ulrich Sarwerker, im Namen aller derer, die Mülin, Stampfe, Walken, Öltrotten, Schliffen, Harnischfässen oder ander lehen haben.<sup>7)</sup>

Aus den Jahren 1460 und 1534 sind zwei Rodel erhalten, welche neben den gewöhnlichen Wassernutzungsberechtigten noch die Lehnsgenossen aufzählen; aus dem Rodel von 1534<sup>8)</sup> sind zu erwähnen: der Steinenmüller, der Stampfer am Rohlenberg und derjenige an der Ruttelgasse, der Rümelinsmüller, der Schliffer zu Hinderars und die Lehen von Hans Wattro, dem Barettmacher, sowie die Badstube zum Mühlstein, gegenüber der Rümelinsmühle.<sup>9)</sup>

a) Die Gewerbe innerhalb der Stadtmauern.<sup>10)</sup>

1. Die Walte und die Stampfe am Rohlenberg.<sup>11)</sup>  
(Walte Nr. 755, neue Nummer Rohlenberg Nr. 9. Stampfe Nr. 1567, neue Nummer 11 und 13; im Haus Nr. 7 befand sich die oft erwähnte Badstube.)

Im Jahre 1193 wird erstmals ein Hugo de Walchon und 1226 ein Johannes de Walchon erwähnt.<sup>12)</sup>

Zweifellos auf die Walte am Rohlenberg bezieht sich die Verleihung zu Erbrecht des Werner und Rudolf von Tegerfelden und des Heinrich Schenk an Hugo und Dietrich Brogant, Wilhelm von Magstatt und Konrad von Müsbach, vom 28. Juli 1262: „domum in qua panni praeparantur, dictam vulgariter Walchun, sitam prope civitatem extra portam et juxta portam, quae vocatur Esilturli.“<sup>13)</sup> Ferner verließ am 28. November 1286 Hugo zur Sonne die gleiche Walte zur Hälfte an Wilhelm von Magstatt und Hugo Brogant.<sup>14)</sup> Im Jahre 1329 wurde über die Walte von dem damaligen Eigentümer, dem Meister Jakob, dem Brobbeck, und dem Handwerk der Grautücher ein Vertrag, der sog. Waltebrief, abgeschlossen, der das Schicksal

des Hauses auf mehrere Jahrhunderte festlegte.<sup>15)</sup> Die wichtigste Bestimmung bestand darin, daß die Liegenschaft in ewige Zeiten eine Walke sein und dem Handwerk der Grautücher zur Verfügung stehen sollte. Selbst für den Fall, daß das Gebäude abbrennt, ist der dermalige Eigentümer verpflichtet, eine neue Walke zu erstellen. Das Handwerk der Grautücher besitzt das Recht auf ein Gemach in der Walke, um ihr Tuch zu besehen und zu ändern. Sodann wird in der Urkunde mit dem Hauseigentümer ein im Mittelalter beliebter Lieferungs- und Arbeitsvertrag abgeschlossen, wonach das Handwerk der Grautücher berechtigt und verpflichtet ist, ihr „halbes Wert“ in diese Walke zu senden und darin durch den Walker zu dem üblichen Lohn besorgen zu lassen. Endlich wird dem Handwerk der Grautücher, welches dem Meister Jakob 20 **T** Basler Schilling zu bezahlen hat, das Vorkaufsrecht eingeräumt.

Seering, <sup>10)</sup> Seite 363, berichtet, daß die Walke im Jahre 1453 laut Kaufkontrakt von den Rebleuten an die Grautücher zum Schlüssel übergegangen sei. Dabei darf man indessen nicht an den Übergang des Eigentums denken, wie es sich auch in Wirklichkeit nicht um einen Kaufvertrag handelte. Da die Grautücher nicht mehr mit den Rebleuten in einer Zunft vereinigt bleiben wollten, sprach der Rat mit Spruch vom 14. Juni 1453 (Urk. Rebl. Nr. 12) die Trennung aus und verfügte, daß die Rebleute den Grautüchern u. a. die Walke überlassen müßten. Dies konnte nur so verstanden sein, daß die Grautücher diejenigen Rechte, welche ihnen nach dem alten Walkebrief von 1329 zustanden, behielten, und der Schlüsselzunft, welcher sie zugewiesen wurden, zubrachten. Das Eigentum der Walke finden wir dagegen von 1452 an bis Mitte der Achtzigerjahre des 15. Jahrhunderts vereinigt mit demjenigen der Stampfe in den Händen von Privaten.<sup>16)</sup> Erst seit dem Jahre 1490 tritt die Kaufleutenzunft zum Schlüssel als Eigentümerin auf; die Walke muß ihr in dieser Zeit (Frönung vom Jahre

1495) einen Zins von 15 s. „um Eigenschaft“ zahlen. Die Kaufleutenzunft zum Schlüssel beschränkte sich nun keineswegs, wie dies der Eigentümer einer auf längere Dauer verpachteten Liegenschaft in der Regel tat, auf den Bezug des jährlichen Zinses. Vielmehr zeigen die mehrfachen Späne, welche die Zunft in den Jahren 1490, 1504, 1505 und 1506 mit dem Walker (1490 Rudolf Meiger, seit 1502 Burthart Meiger) einerseits und dem Handwerk der Grautücher andererseits ausfocht, daß sie gewillt war, alle ihr zustehenden Rechte voll auszunützen. Die Differenzen betrafen zum einen Teile die Reparaturpflicht, zum andern Teile die Abgaben, welche die Schlüsselzunft von den gewalkten Tüchern in Anspruch nahm. Gegenüber dem Handwerk der Grautücher, welche mit der Kaufleutenzunft, wie früher mit den Rebleuten zerfallen waren, diente die Walke als indirektes Zantobjekt, so daß es jedenfalls im Einverständnis der Kaufleutenzunft geschah, als der Walker anfing, die Grautücher zu schikanieren und ihnen ihre Ware nicht zum Verarbeiten abnehmen wollte.

Am 6. Januar 1506 klagte nun infolge dieser Zwistigkeiten Meister Herlin, ein reicher Grautücher, auf Übergabe der Walke zu Eigentum, mit der Begründung, daß die Walke vom Handwerk der Grautücher „erkoufft sye und uff sy warten solle“. Indem er sich auf einen alten Brief, wahrscheinlich auf die Urkunde vom 14. Juni 1453 berief, folgerte er aus dem Umstand, daß er der einzige zur Schlüsselzunft gehörende Grautücher sei, eine Verpflichtung der letztern, ihm als Vertreter des Handwerks die Walke zu übergeben.<sup>17)</sup>

Durch das Urteil, welches den Eigentumsanspruch abwies, dagegen die alten, im Walkebrief enthaltenen Rechte, daß das Haus in ewigen Zeiten den Grautüchern als Walke dienen müsse, sowie das Vorkaufsrecht bestätigte und die Gebühren, welche für das Walken der Tücher an die Schlüsselzunft und an den Walker bezahlt werden

müssen, regelte,<sup>18)</sup> wurde kein Friedenszustand geschaffen; am 16. November 1506 hielten es daher Bürgermeister und Rat für das Zweckmäßigste, zur künftigen Vermeidung der Streitigkeiten den Verkauf der Walke an die Webernzunft, der die Grautücher nunmehr zugewiesen wurden, zu vermitteln.<sup>19)</sup> Am 3. Februar 1508 wird der Verkauf um 60  $\text{fl}$  Stebler, welche von der Obrigkeit zum einen Teil als Geschenk (20  $\text{fl}$ ), zum andern Teil vorschußweise bezahlt wurden, perfekt. Die Räte bedingten sich das Vorkaufsrecht aus.<sup>20)</sup>

Durch diesen Kaufvertrag war im Rechtsverhältnis zwischen dem Burkart Meiger, der die Liegenschaft als Erbpächter inne hatte, der Walke gegenüber nichts geändert worden. Im Grunde war der Vorgang der gleiche, wie er sich im Jahre 1453 bereits abgespielt hatte, indem auf die Webernzunft nur diejenigen Rechte übergingen, welche bisher die Kaufleutenzunft zum Schlüssel besaß, d. h. lehnrechtlich gesprochen das Obereigentum, das „dominium directum“ wozu noch die auf dem alten Walkebrief von 1329 beruhenden Rechte der Grautücher hinzukamen, während Burkhart Meiger als Erbpächter das Nuzzeigentum, „dominium utile“ ausübte. Tatsächlich entstanden zwischen diesem und den Grautüchern wiederum Streitigkeiten, die im Jahre 1513 noch einmal geschlichtet wurden,<sup>21)</sup> bis sich Meiger 1517 zur Veräußerung der Walke entschloß. Unter Hinweis auf die vielfachen bisherigen Zwistigkeiten bietet er gerichtlich die Walke, also das „dominium utile“ der Webernzunft zum Kaufe an. Da aber dieser am unmittelbaren Besiße der Walke nichts gelegen war, weil sie die Liegenschaft doch wieder einem andern Walter hätte verleihen müssen und sie nur Wert auf die verurkundeten Rechte legte, lehnte sie die Erwerbung ab.<sup>22)</sup> Im Jahre 1519 finden wir einen andern Walter im Besiße des Hauses, während die Webernzunft in der Folge stets als Inhaberin des Lehens bezeichnet wird. Doch zählte dasselbe nur als



halbes Lehen, da der Walke zusammen mit der Ölstampfe nur ein Wasserrecht zugeschrieben wurde.

Die Stampfe blieb im Eigentum des Burdhart Meiger bis zum Jahre 1568. Nachher fanden viele Handänderungen statt, die öfters durch Frönungen verursacht worden waren.<sup>23)</sup> Ein Wendepunkt trat im Jahre 1682 mit dem Ankauf durch den Handelsmann Johann Würk ein, der sie seinem Tochtermann, Simon Johann Preiswerk, dem Hosenstricker, überließ und zu dessen Gunsten von der Webernzunft das Recht erwirkte, daß in der bisherigen Stampfe nun ebenfalls eine Walke eingerichtet werden durfte, jedoch unter der Bedingung, daß sie nur als Strümpfwalke gebraucht und darin weder Tuch noch Zeug gewalkt werde.

Die Brüder Johann Niklaus und Rudolf Preiswerk, wahrscheinlich die Söhne des Vorgenannten, verkaufen im Jahre 1743 die Strümpfwalke (alte Stampfe) an Balthasar Oser, den Weißgerber.

Im Jahre 1676 hatte die Webernzunft die alte, ihr gehörende Walke an Niklaus Preiswerk verliehen, der 1697 noch Beständer ist. Wahrscheinlich war er mit dem Eigentümer der alten Stampfe verwandt und trieb das Geschäft gemeinsam mit diesem, denn die Walke (Nr. 9) wird nunmehr auch als Strümpfwalkmühle bezeichnet, so im Jahr 1701, als die Webernzunft sie an die Herren Falkisen und Lindenmeyer verlieh. Im Jahre 1709 finden wir wiederum einen Herrn Preiswerk als Beständer, der am 6. Oktober dem Christoph Fatio die Walke überließ und ihm gestattete, im Gebäude eine Ratinmühle<sup>24)</sup> zu erstellen. Die Webernzunft erteilt hiezu die Genehmigung und erneuert nach dem Ablauf der Pachtzeit des Herrn Preiswerk und seiner Witwe den Lebensbrief an die Familie Fatio, die fast während des ganzen 18. Jahrhunderts Besitzerin der Mühle geblieben ist: 1742—1767, wahrscheinlich auch 1768—1783 Jeremias Fatio; 1783—1795 Isaac

Fatio. Im Jahre 1797 ist Isaac Fatio Inhaber eines eigenen Gewerbes, des 5. Lehens (vor dem Steinentor).

## 2. Die Rümelinsmühle.

Als Eigentümer der Rümelinsmühle wird in den Jahren 1408 und 1421 Hermann im Stampf genannt;?) unter seinem Sohn Heinrich Stempfer wird die Mühle 1440 vom Kloster Klingental gefrönt und gezogen; das Kloster gibt sie zwar an Heinrich Stempfer zurück, bezieht aber seither bis zum Jahr 1528 den Zins „von Eigenschaft wegen“; erst im Jahre 1540 finden wir die Bemerkung, sie sei „fryg, ledig, eygen.“<sup>25)</sup>

Vom Jahre 1577 an blieb die Mühle, soviel wir sehen, mit einem kurzen Unterbruch (1630—1636 Andres Diche-  
mann) im Eigentum der Familie Lippi: 1577—1605 Christen, 1606—1630 Lienhart Lippi; 1636 Oswald und 1679 wieder ein Christen Lippi. 1752 verkauft Christian Lippi die Mühle an Heinrich Oswald; seine Brüder Oswald und Hans Peter Lippi machen jedoch vom Zugsrecht Gebrauch und erwerben die Mühle. Im Jahre 1765 verkaufen die Erben des Hans Peter ihren Anteil an Oswald Lippi; dieser stirbt 1778; sein Sohn Hans Jakob Lippi übernimmt die Mühle und verschreibt sie im Jahre 1795 seiner Braut Ursula Werensfels, mit der Bedingung, daß ein künftiger Sohn, der das Müllerhandwerk erlernt habe, sie um 5000 T an sich ziehen dürfe.

## 3. Die Ölstampfe in der Ruttelgasse; später Münz; Nr. 1679, Münzgäßlein 3.

Im Jahre 1377 verkaufte Frau Verena zem Solden einen Zins ab dem Haus „zem Stampfe“ in der Ruttelgasse und 1395 vergaben die Brüder Heini und Heinzmann Rutteler einen Zins von ihren beiden Häusern an das Kloster Leonhard. Als Gebäude der Liegenschaft werden 1483 in der Vergabung Heinrichs des Stampfers (seit 1467) an

seine Frau aufgezählt: „den Stampf, das Griebhus und den Stall, als die einander an der Ruttelgasse an Heinrich Rutlers sel. hus gelegen sind,“ und 1526 heißt es: „Stampf mit Hus und Hoffstatt, auch den Stall dahinter und dem hüsli, genannt das Griebhus mit dem Gang vor dem Stampf übergelegen.“ Im Jahre 1583 fand eine Mutation statt; der Stampf und das Griebhus bildet die spätere Liegenschaft Nr. 1679, Münzgählein 3, während der übrige Teil zur Liegenschaft Hutgasse 19 kam.<sup>26)</sup>

Vom Anfang des 17. Jahrhunderts an wird die Liegenschaft an das Kirchen- und Schulgut verschuldet; sie ist den Deputaten im Jahre 1617 durch Hans Hawmüller für 1000 Gl. Hauptgut verpfändet und 1631 verkauft Jakob Schultheiß den Deputaten 225 R Bins ab der Liegenschaft; diese ist unterdessen in eine Münze umgewandelt worden; der Eigentümer Jakob Schultheiß ist Münzmeister, wird aber gelegentlich auch „Stordchenwürth“ genannt. Im Jahre 1650 wird die Liegenschaft durch die Deputaten gefront und am 18. Juli gekauft; sie gilt fortan als Eigentum des Staates, doch erfolgte ihre Verwaltung vorerst durch das Direktorium der Schaffneien.

#### 4. Die untere Schleife, Hinderars, Satteltgasse 14.

Im Jahre 1374 erfolgte die Vergabung eines Binses an das Kloster Klingental „ab einer Sliffen, lit hinder ars“ und 1400 heißt es „de domo zer Schliffen Hinderars.“<sup>27)</sup>

Seit dem Jahre 1675 finden wir die Schleife in kontinuierlichem Eigentum der Familie Bloch. 1675—1708 Jakob Bloch, nach dessen Tode die Söhne Jakob und Caspar die Liegenschaft übernehmen. Im Jahre 1731 verkauft Johann Christian Rurth den halben, von Caspar Bloch herrührenden Anteil an Jakob Bloch; seine Witwe, die später Elisabeth Langmesser heißt, ist seit 1742 Eigentümerin; im Jahre 1770 gehört die Schleife dem Johann

Jakob Bloch, junior, der 1795 an ihrer Stelle eine Tabakstampfe errichten wollte, aber auf den Widerstand der Nachbarn stieß.

#### 5. Das Haus zum Lorbeerbaum, Sattelgasse 20.

In der ältern Zeit befand sich im Hause zum Lorbeerbaum, Sattelgasse 20, ein Harnischgewerbe; die Liegenschaft wird in einer Jahrzeiturkunde von 1395 wie folgt beschrieben: „de homo dicta zem Lorborne sita in vico dicto ze Nibervallen, quam inhabitat Johannes Kupfernagel“ und 1403 ist Hermann Kupfernagel, der „harnescher“ Eigentümer, der den halben Teil seinem Bruder abgibt; erwähnt ist in dieser Urkunde das „Segevas und rade“. Die Liegenschaft ist „Erbe“ der Dombherren und zinst ihnen. Bei den spätern Handänderungen von 1441, 1457 und 1480 wird der „Wasserfall“ und das „Harnesch vößli“ genannt. Da die Liegenschaft aber 1457 von einem Schneider, 1480 von einem „Stattloffler“ und 1497 wieder von einem Schneider erworben wurde, ist anzunehmen, daß das Wasserrecht schon längst nicht mehr ausgeübt wurde; es wird nach 1480 nicht mehr erwähnt.<sup>28)</sup>

#### 6. Die Steinenmühle.

Die Steinenmühle „unter Wagdenhals“ (= Steinschanze) gehörte ursprünglich dem Bischofe und war von diesem dem Steinenkloster Maria Magdalena zu Lehen gegeben worden. Ende des 14. Jahrhunderts übt der Bischof nur noch das Recht auf einen Zinsbezug aus, den er an seine Ministerialen zu Lehen gibt,<sup>29)</sup> im übrigen ist die Mühle „Eygenschaft der fröwen an der Steinen“.

Daß es sich um einen lehnrechtlichen, von einem alten Eigentumsrechte herrührenden Zins und nicht um eine gewöhnliche privatrechtliche Bodenschuld handelte, geht daraus hervor, daß im Jahre 1450 das bischöfliche Dienstmannengericht zur Feststellung dieses Zinses zuständig war.<sup>30)</sup>

Noch im Jahre 1560 bezieht Bernhard von Flachsland einen Zins von der Steinenmühle.<sup>31)</sup>

Der Steinenmüller wird bereits in den Urkunden vom 7. November 1403, 21. August 1408, 28. Mai 1409, 19. Juni 1450 etc. erwähnt.<sup>32)</sup> Im Verhältnis zwischen ihm und dem Kloster hat sich der gleiche Prozeß abgewickelt, wie früher zwischen dem Kloster und dem Bischof, indem der Beliehene im Laufe der Zeit sich zum Eigentümer umgewandelt hat; der Müller Simon Morgenstern ist schon im Nodel von 1534 als Lehnsinhaber genannt. Vom Jahre 1711 bis 1750 ist Hans Jakob Mauri als Steinenmüller bezeugt, und von 1755 an Emanuel Hefz.

Das Steinentkloster hatte vor Mitte des 15. Jahrhunderts auch eine Mühle im Kloster selbst besessen, die 1443 nicht mehr vorhanden war; doch wurden ihre Spuren noch in einem Fünferbrief vom 20. Mai 1443 festgestellt und den Klosterfrauen das Recht auf den „Wasserruns“ damals<sup>33)</sup> und noch mehrfach später bestätigt.<sup>34)</sup>

#### b) Vor dem Steinentor.

7.—9. Die beiden Lohstampfen und die Walke.

Auf der Au (uffen Owe)<sup>35)</sup> vor dem Steinentor besaßen in der ältesten Zeit einzelne Basler Gotteshäuser Wasserwerke. Sporadisch werden zunächst erwähnt: eine dem Klarakloster gehörende Mühle, von welcher dieses im Jahre 1280 den Nießbrauch verkauft;<sup>36)</sup> ferner erwarb das Steinentkloster im Jahre 1319 von einem Chorpriester die Humühle vor dem Steinentor und gab sie 1345 einem Müller zu Erbleihe.<sup>37)</sup>

Ein Zusammenhang mit den für die spätere Zeit wichtigen Liegenschaften ist bei der im XV. Jahrhundert dem Kloster St. Alban gehörenden und an das Kloster Snadental zu Erbpacht gegebenen Matte ersichtlich. Am 24. Februar 1270 verleiht St. Alban einem Schmied „aream et locum aptum ad molendinum situm uffen Owe“

und der Beliehene leiht das gleiche Grundstück einem Müller, damit dieser darauf eine Mühle bauen könne.<sup>39)</sup> Aus dem Urbar des Klosters St. Alban geht indessen hervor, daß die Matte in erster Hand an die Klosterfrauen von Snadental ausgegeben ist, welche dafür in den Jahren 1270, 1366, 1395, 1474 und 1486 zinsen. Ein späterer Zusatz zum Urbar von 1486 lautet: „heißt das Danzmättlin, hatt der Spital, ist abgelöst unter Probst Burkart Geißberg.“<sup>39)</sup> Diese Liegenschaft liegt jenseits des Rümelinbaches, nordwestlich von dem nachstehend genannten Areal.<sup>40)</sup> Sie gehört in den Jahren 1409—1503 der Metzgerfamilie Mörnach und später dem Spital (des Spitals Rebader, vergl. Plan des Geometers Hofer von 1823).

Nicht zu verwechseln mit dieser älteren Snadentalmatte ist diejenige Liegenschaft, welche Bürgermeister und Rat im Jahre 1337 dem Kloster Snadental in Erbpacht gegeben haben, die spätere Snadental- oder Munimatte.<sup>41)</sup> Im Jahre 1365 befand sich eine „Bluwelatte“ (Hanfreibe) darauf.<sup>42)</sup> Auf einem Teil dieses Areals hatte nun Anton Galliziani de Castellion in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein Mühlwerk erworben und an dessen Stelle die älteste Großbasler Papierfabrik<sup>43)</sup> erbaut. Von diesem Zeitpunkte an tritt die Entwicklung der Lehen auf der Au in eine klarere Erscheinungsform, dank den Urkunden der Gerberzunft (Nr. 14 ff.) Am 21. März 1453 verkauft Galliziani das Mühlwerk, dessen Namen sich unterdessen in „Blöwin“ umgewandelt hatte (vor dem Herthor uffen owe in der Froven von Snadental Matten, vergl. <sup>44)</sup>) an Peter, den Hammerschmied. Bei diesem Kaufe, wie auch zum Teil bei den folgenden, kommt das Obereigentum des Klosters Snadental dadurch zur Wirkung, daß der Verkauf der Genehmigung des Schaffners bedarf.

Von Peter, dem Hammerschmied, kam das Gewerbe auf unbekannte Weise an Martin Flach, den Drucker, der um 1480 ein zweites oberes Werk (den „hintern Blöwin“)

erstellte und daselbe am 12. Juni 1482 an den Weber Wyßenberger verkaufte.

Das alte, untere Lehen übergab er seinem Bruder Hans Flach. Später fand eine Teilung dieses Wertes, des Hammers, statt. Im Jahre 1496 veräußerte der damalige Inhaber, der Hufschmied Conrad Latner, die eine Hälfte des Hammers, das „Oberrad“, mit dessen Pertinenz an den Messerschmied Mathias Pflüger, und das „Unterrad“ an den Reßler Jacob Rechclau. Der erste verkaufte am 8. April 1516 sein Werk an Hans Hegelin, den Reßler, der das untere Gewerbe gleichfalls erwarb und am 17. Mai 1530 den „ganzen Hammer“ mit allen Pertinenz an den Barettmacher Hans Wattro verkaufte. Unterdessen war das obere, 1482 an den Weber Wyßenberger verkaufte Gewerbe an den Wollweber Heinrich Berner als Wollwalke übergegangen, der dieselbe am 27. Mai 1531 ebenfalls an den Hans Wattro veräußerte. Dieser starb kurz darauf.<sup>43)</sup>

Zum Abschluß kam die Entwicklung im Jahre 1575. Am 21. Februar kaufte die Serbernzunft<sup>40)</sup> von Melchior Wattro, dem Sohne des Vorgenannten, die Walke und Lohstampfe. Fortan blieb die Lohstampfe im Eigentum der Serbernzunft, welche im Jahre 1694 etwas oberhalb eine zweite Lohstampfe erbaute<sup>44)</sup> und daher fortan als Inhaber von zwei Lehen gezählt wird.

Hinsichtlich der Walke hatte sich Wattro im Verkaufe ausbedungen, daß zu seinen Lebzeiten er und die andern Barettmacher die Walke benutzen dürften. Er starb 1594; bis zu diesem Jahre also wurde die Walke zur Herstellung von Barettten verwendet.

Die weiteren Nachrichten von einer Walke vor dem Steinentor besitzen wir erst aus dem Jahre 1641. Diese kann mit der alten Walke nicht identisch gewesen sein; denn während die letztere sich oberhalb der Lohstampfe (Hammerschmiede)<sup>45)</sup> befunden hatte, bildet die neue Walke das unterste Lehen, unterhalb der Pulverstampfe (s. u.)

und direkt vor dem Stadtgraben. Wohl aber ist möglich, daß die Gerberzunft das Wasserrecht von der alten Walke auf die neue übertragen hatte, denn wir finden diese in der spätern Zeit als Gerberwalke vor. Ihr Eigentümer ist 1641 Johann Brändlin, später Hieronymus Geymüller; 1684/9 dessen Erben und im Jahre 1690, sowie 1713 Lutas Geymüller, der Weißgerber. Von 1732—1750 wird ein Frischmann als Walter erwähnt und 1752 finden wir als Eigentümer den Peter Geymüller, der im Jahre 1754 seine Walke mit der Ratinmühle des Basilius Burckhardt tauschen wollte; dieser ging aber nicht darauf ein. Peter Geymüller besitzt die Walke noch im Jahre 1765. 1769 wird Emanuel Linder, der Bleicher, 1784 Hieronymus Linder, der Bleicher, als Eigentümer der Walke genannt. 1797 ist dagegen Isaac Fatio als Inhaber des Lehens aufgeführt.<sup>46)</sup>

#### 10. Die Pulverstampfe, Ratinmühle.<sup>1</sup>

Neben der spätern Snadentalmatte befand sich 1281 eine dem Stift St. Leonhard gehörende Mühle, die in der Verleihungsurkunde von 1337 als die benachbarte „herren Schlyffe von St. Lienhart“ erwähnt wird; sie ist jedenfalls identisch mit der Schleife am Rümelinbach, von welcher im Jahre 1365 ein Messerschmied einen Zins verkaufte; denn auch diese ist neben der „Bluwelatte“ der Frauen von Snadental gelegen (s. o.), und eine in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf der Rückseite der Urkunde angebrachte Bemerkung sagt denn auch: „seye bey der jetzigen Laustampfe vorm Steinentor.“<sup>47)</sup>

Ein Zusammenhang dieser Schleife mit einem spätern Wasserwerk ist nicht nachweisbar; aus ihrer Beschreibung in der Urkunde von 1337 geht indessen hervor, daß sie sich unterhalb der spätern Lohstampfen befand; da nun die Gewerbsinteressenten der ungenügenden Gefällsverhältnisse



wegen stets mehr oder weniger auf die gleichen Stellen angewiesen waren, läge die Vermutung nahe, daß ihre Lage ungefähr die gleiche war, wie diejenige der Hammerschmiede des Reflers Hans Vischer, die aus seiner Konkursmasse am 2. März 1496 vom Räte erworben worden ist.<sup>48)</sup> Dagegen spricht aber der Umstand, daß die letztere Liegenschaft vor 1496 dem Spital gehört hatte,<sup>49)</sup> und daß für das Jahr 1456 noch eine andere Schmiede bei der Gnadentalmatte erwähnt wird, „Wollebers smitte“ (B. U. B. VIII, 24), während für diese Zeit bereits Ulmann Vischer als Inhaber der Hammerschmiede bezeugt ist. Wollebers Schmiede könnte eher mit der Schleife von 1365 identisch sein.

Der Rat wandelte die Hammerschmiede in eine Balliermühle um und verließ sie im Jahre 1503 dem Hufschmied Georg Meister von Nürnberg und am 9. März 1510 dessen Tochtermann, jedoch mit der Bedingung, daß der Rat sie jederzeit als Pulverstampfe gebrauchen dürfe, wenn hiefür ein Bedürfnis vorhanden sei. Im Jahre 1676 verließ der Bürgermeister im Namen der Haushaltung die Pulverstampfe dem Heinrich Gamper, dem Pulvermacher. 1711 wird noch erkannt, daß der Pulverstampfer wie die andern Lehen seine Gebühr bezahlen müsse.<sup>50)</sup>

Anfangs der Zwanzigerjahre des 18. Jahrhunderts flog nun die Pulverstampfe in die Luft.<sup>51)</sup> Bürgermeister und Rat erteilten hierauf dem Rud. Burckhardt am 2. Februar 1726 die Konzession, auf der Liegenschaft, die ihm auf 10 Jahre verpachtet wird, eine Ratinmühle zu erstellen gegen Zahlung eines Zinses von 40  $\text{fl}$  Geld. 1754 ist Basilius Burckhardt Beständer, der die Liegenschaft einem Schilling weiter verpachtete. Im Jahre 1790 erwarb Emanuel Linder von dem damaligen Pächter, Meister Bloch, dem Tuschschärer, die Ratinmühle und ersuchte den Rat um Übertragung der Konzession. Diese wird ihm am 17. August 1790 auf 20 Jahre gegen einen Pachtzins von 37  $\text{fl}$  und 10  $\text{s}$ . erteilt.

## 11. Die Indiennefabrik.

Das neueste mit der Wasserkraft versehene Lehen außerhalb der Stadtmauern war dasjenige des Herrn Hummel. Diesem wird trotz des Widerstandes der Lehenbesitzer und der Wasserherren durch den Rat am 24. September 1729 die Einstellung eines Rades in den Rümelinbach für den Betrieb einer Walze auf der vom Spital erkauften Liegenschaft, Teil der Spitalmatte, bewilligt. Hummel wird 1750 noch als Gewerbinhaber genannt; 1765 ist die Jungfrau Mik Eigentümerin der Liegenschaft, und im Jahre 1795 kaufte sie der bereits erwähnte Emanuel Linder, der darauf eine Indiennefabrik erbaute.<sup>52)</sup>

## 12. Die Ratinmühle bei der School.

Das jüngste Gewerbe im Stadttinnern stammt aus dem Jahre 1737. Dem Hans Jakob Fischer war durch Urteil der verordneten Wasserfünf vom 9. März erlaubt worden, hinter der großen Mchg ein Rad in den Bach zu stellen und eine Ratinmühle zu betreiben. Auf sein Gesuch wird er am 17. Mai 1758 vom Wasseramt mit Zustimmung der Lehen als Lehenbesitzer anerkannt.<sup>53)</sup>

Damit war der Kreis der Lehenberechtigten geschlossen; die Spitalverwaltung und das Kloster Gnadental, welche mit Rücksicht auf ihre Wässerungsrechte bisher ebenfalls als Lehen aufgeführt wurden, werden in Zukunft nicht mehr dazu gezählt; sie behalten jedoch ihre Sonderstellung als Wässerungsberechtigte, wovon später noch die Rede sein soll.

Ende des 18. Jahrhunderts ist demnach der Bestand der Gewerbe, welche zur Ausnützung der Wasserkraft des Rümelinbaches mittelst eines Wasserrades berechtigt sind, der folgende: (Die Reihenfolge ist nach dem Bachlauf geordnet; die Ortsbezeichnungen entsprechen den Abreßbüchern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts):

## Außere oder obere Lehen.

1. Indiennesfabrik des Emanuel Linder auf den Spitalmatten, Lohstampfweg, Unterer Bann 182.
2. Außere Lohstampfe der Gerberzunft, Lohstampfweg. U. B. Nr. 184.
3. Innere Lohstampfe der Gerberzunft, Lohstampfweg, U. B. Nr. 185.
4. Zweites Gewerbe des Emanuel Linder, ehemalige Pulverstampfe, Ratinmühle; Lohstampfweg. U. B. Nr. 186 und 187.
5. Tuschschärgewerbe des Isaac Fatio, Lohstampfweg. U. B. Nr. 188.

## Innere oder untere Lehen.

6. Die Steinenmühle, Eigentümer Emanuel Heß, Rohlenberggasse 30-32.
7.  $\frac{1}{2}$  Anteil: die alte Stampfe am Rohlenberg, Nr. 1567, später Nr. 11 und 13. Eigentümer: Balthasar Oser.
- $\frac{1}{2}$  Anteil: die alte Walte, später Ratinmühle am Rohlenberg Nr. 755 A; später Nr. 9. Eigentümer: Weberzunft.
8. Die Rümelinsmühle, Rümelinplatz 1. Eigentümer: Jakob Lippi.
9. Die obrigkeitliche Münz. Nr. 1679, spätere Nummer Münzgäßlein 3.
10. Die untere Schleife, Sattelgasse 14. Eigentümer: Jakob Bloch.
11. Die Ratinmühle des J. J. Fischer, hinter der Mezg.

## II. Die Entwicklung im 19. Jahrhundert.

Im 19. Jahrhundert fanden folgende Veränderungen statt:<sup>54)</sup>

1. Das Lehen des Herrn Linder auf der alten Spitalmatte ging im Jahr 1845 auf Herrn Friedrich Weitmayer über, der eine mechanische Schreinerei einrichtete.

2. und 3. Am 3. März 1825 berichtete der Stadtrat an Bürgermeister und Rat, daß die Zunft zu Gerbern auf der äußern Lohstampfe eine neue Lohmühle errichtet habe, die mit der dabei befindlichen Stampfe auf alle Fälle genüge, um die ganze Zunft zu versehen. Die Zunft beabsichtige daher den Verkauf der untern Lohstampfe. Der Bürgermeister und Rat bewilligte am 9. März die Handöffnung für eine öffentliche Versteigerung. Die Veräußerung der innern, wie auch der äußern Lohstampfe fand dagegen erst in den Jahren 1831 und 1832 statt und zwar an folgende Erwerber:

Das zweite Lehen ging im Jahr 1832 an die Firma Ludwig Bred und Comp. über, welche eine Tabakstampfe einrichtete. Die Firma wird beim Wasseramt durch ihren Prokuristen, Herrn Mörgelin, vertreten und lautet seit 1852: Bred, Mörgelin und Cie.

In den Adreßbüchern vom Jahr 1834 an und in einem Katasterverzeichnis ist dagegen Herr J. J. Bischoff-Restner als Eigentümer der Liegenschaft bezeichnet; später im Grundbuch seine Witwe und Kinder. Dieser ist bereits im Jahre 1824 Prokurist und laut Eintragung im Handelsregister vom Jahre 1852 Kommanditär der Firma Bred, Mörgelin und Cie. Demnach ist anzunehmen, daß er nur aus formellen Gründen als Eigentümer der Tabakstampfe eingetragen wurde, vielleicht deshalb, weil Ludwig Bred Ausländer war.

Das dritte Lehen, die innere Lohstampfe, gehört im Jahre 1831 dem Anton Endtinger; dieser erbaute eine Papierfabrik. Als er im Jahre 1850 fallit wurde, erwarb Herr Rudolf Thurneysen das Lehen, das sodann im Jahre 1862 an Herrn Franz Burdhardt, Mechaniker, überging.

4. und 5. Emanuel Linder behielt die Ratinmühle

bis zum Jahre 1838 in der Pacht; ein Bestandsbrief für 10 Jahre wurde ihm am 22. Dezember 1821 vom Stadtrat ausgestellt, seither erfolgten die üblichen Verlängerungen der Pachtzeit.

Am 28. Mai 1828 hatte Johann Balthasar Fischer, der seit 1814 als Eigentümer des nächst untern Lehens (Nachfolger des Fatio) erscheint, vom Stadtrat mit Zustimmung der Wasserinteressenten die Bewilligung für die Einrichtung eines neuen Rades zu seiner Tuchschrämaschine erwirkt; der gleiche übernimmt von Emanuel Linder im Jahre 1838 die Ratinmühle als Unterpächter und erwirbt diese, die vom Stadtrat am 19. August 1839 auf öffentliche Steigerung gebracht wird, zum Eigentum.

Zwischen dem April 1843 und dem April 1844 kaufte der bereits erwähnte Franz Burdhardt diese beiden Lehens und ist demnach im Jahre 1862 Inhaber des dritten, vierten und fünften Lehens; der Liegenschaften Unterer Bann Nr. 186—188.

6. Das sechste Lehen, die Steinenmühle, blieb im Eigentum der Familie Heß bis ungefähr 1816. In diesem Jahre wird zuerst der Nachfolger, Rudolf Krauer, erwähnt, der 20 Jahre lang, 1821—1841, das Amt eines Wassermeisters ausübte. 1845 ist Gustav Hug Steinenmüller und 1850 dessen Sohn Adolf Hug. Diesem gehört die Mühle noch im Februar des Jahres 1862, während sie im November 1862 sich im Eigentum des Herrn Im Hof-Forcart befindet.

7. Am 3. Dezember 1823 erteilte der Bürgermeister und Rat der Weberzunft die Erlaubnis, die alte Walke, welche als Ratinmühle eingerichtet, nur einen kleinen Zins abwarf, zu versteigern. Sie wird auf der Sant von Adam Oser, dem Schönfärber, erworben.

Zu gleicher Zeit ist die Jungfrau Maria Magdalena Oser, vermutlich die Tochter des Balthasar Oser, Weißgerber, Eigentümerin der Stampfe. Diese gehört vom

Jahre 1845 an der Frau Wwe. Judith Riggerbach-Huber und im Jahre 1862 deren Erben. In der Zeit vor 1862 fand die Ausnützung des Gewerbes nicht mehr statt.

Dagegen betreibt Adam Oser sein Gewerbe in der alten Walte bis 1859; im Jahre 1860 sind seine Kinder Eigentümer; im Februar 1862 gehört die Liegenschaft zur Fallitmasse Brandenberger-Rübler und im November dieses Jahres dem Eduard Bohni-Miville.

8. Die Rümelinsmühle blieb bis Ende der Fünfzigerjahre im Eigentum der Familie Lippi. Seit 1810 wird die Wwe. Lippi und 1823 Herr J. J. Lippi-Rumpf, der nach dem Jahre 1845 starb, als Inhaber des Lehens genannt. Bis zum Jahre 1858 gehört die Mühle den Lippi'schen Kindern und seither dem bisherigen Pächter, dem Müller Heinrich Seiffert.

9. Die obrigkeitliche Münze wurde im Jahre 1818 an Samuel Falkner verpachtet, der ein neues Wasserwerk, eine Tabakstampfe, eine Schleife und eine eiserne Holzschneidemaschine einrichtete. Er fand jedoch sein Auskommen nicht und war froh, als ihn der Rat im Jahre 1826 aus der Pacht entließ. Nicht besser erging es seinem Nachfolger, der sich 1834 über die zu geringe Wasserkraft beklagte. Auf Antrag des Kleinen Rates erteilte daher der Große Rat am 20. Mai 1835 die Bewilligung zum Verkaufe.

Die Liegenschaft, bestehend aus altem Münzgebäude Nr. 1681, und Schleife (Laminoir) mit Wasserkraft, Nr. 1679, wird hierauf am 22. Juni 1835 an den Mechaniker Hesel um Fr. 12,050.— versteigert. Hesel betrieb die Schleife bis zum Jahre 1860; seine Erben verkauften die Liegenschaft (Nr. 1679) am 8. März dieses Jahres an den Schleifer J. Burckhardt um den Preis von Fr. 45,000.—

10. Die untere Schleife, Sattelgasse 14, blieb zunächst im Eigentum der Familie Bloch: 1810 Witwe Bloch, 1830 Eucharis Bloch. Im Jahre 1841 gehört die Schleife

dem Herrn Schölly-Göb und 1845 dessen Witfrau. Am 16. Mai 1853 wird Jakob Wäßler, Feilenhauer und am 26. August dieses Jahres dessen Witwe als Eigentümerin des Lehens erwähnt. Ihr Nachfolger ist Jakob Wäßler-Tanner, wahrscheinlich ihr Sohn.

11. Die Eigentümer des 11. Lehens, die Erben des J. J. Fischer, Tuschschärers, haben am 15. November 1812 auf das Lehen verzichtet, sodaß es von diesem Zeitpunkt an nur noch 10 Lehens gibt.

Der Status der Lehensgerechtigkeiten im November 1862 lautet also, wie folgt:

#### Die obern oder äußern Lehens.

1. Mechanische Schreinerei, Birsigstraße 75/79 (Ecke Birsigstraße, Pelikanweg) Eigentümer: Friedrich Weitnauer.

2. Tabakstampfe, neue Nummer Rümelinbachweg 18, früher äußere Lohstampfe. Inhaber: Firma Bred, Mörgelin und Cie.

3. Rümelinbachweg 10 und 12, früher innere Lohstampfe, dann Paptermühle.

4. Rümelinbachweg 6 und 8, früher Ratinmühle des Em. Linder.

5. Rümelinbach 4, früher Walke, Tuschschärerei des Fatio und Balthasar Fischer.

Eigentümer: ad 3—5 Franz Burdhardt. Mechanische Werkstätte mit Wasser- und Dampfkraft.

#### Die untern oder innern Lehens.

6. Die Steinenmühle, heutige Numerierung: Steinenbachgäßlein 42. Eigentümer: J. J. Imhof-Forcart.

7.  $\frac{1}{2}$  Lehens: Frühere Walke, jetzt Senfmühle, Rohlenberg 9. Eigentümer: Eduard Bohni-Miville.

$\frac{1}{2}$  Lehens: Frühere Stampfe, jetzt kein Gewerbe,

Rohlenberg 11, 13. Eigentümer: Erben der Wwe. Riggenschubacher.

8. Rümelinsmühle, Rümelinsplatz 1. Eigentümer: Heinrich Seiffert.

9. Obere Schleife, frühere Münz, Münzgäßlein 3. Eigentümer: J. J. Burdhardt-Leuthold.

10. Untere Schleife, Sattelgasse 14. Eigentümer: Jakob Wäßler-Tanner.

### Die Entwicklung von 1862 bis zur Gegenwart.

1. Die Liegenschaft des Herrn Friedrich Weitnauer ging im Jahre 1878 auf dessen Sohn, Albert Weitnauer-Großberger, und nach dessen am 6. Mai 1914 erfolgten Tode auf seine Kinder über.

2. Die Tabakstampfe wurde am 18. Dezember 1869 durch Tabakfabrikant Trüb erworben; im Jahre 1882 kaufte sie der Baumeister Oelhafen und offerierte 1885 das Wasserrecht dem Staate, als er aber einen ablehnenden Bescheid erhielt, veräußerte er die Liegenschaft im gleichen Jahre an Adolf Ballié-Kleinguti, der eine Möbelfabrik erstellte. Ballié starb am 13. Oktober 1911. Seine Witwe und Kinder verkauften die Liegenschaft im Jahr 1920 an die Firma Matthey-Meier u. Cie.

3. Von Franz Burdhardt kam das dritte Lehen, Rümelinbachweg 10 und 12, im Jahre 1877 an dessen Sohn August Burdhardt-Schaub, der die Liegenschaft 1895 an Frau Wwe. Fritschin-Wäßler verkaufte; seit dem Jahre 1898 ist deren Sohn, Alfons Josef Fritschin, Feilenhauer, Eigentümer.

4. Die Liegenschaft Rümelinbachweg 6 und 8 wurde von Franz Burdhardt im Jahre 1891 an den Schlossermeister Albert Buß-Wenger und von dem letztern 1898 an Jakob Ruckstuhl-Rocher veräußert, der heute noch darauf seine Maschinenfabrik betreibt.

5. Von dem Lehen Rümelinbachweg 4 berichtete



Herr August Burdhardt im Jahre 1891, daß es schon längst nicht mehr existiere; das Wasserwerk, an dessen Stelle später das Haus Nr. 4 errichtet wurde, sei vor ca. 45 Jahren mit der Liegenschaft Nr. 6 vereinigt worden; auf Grund dieser, vom offiziellen Status von 1862 abweichenden Auskunft wurden der Liegenschaft des Herrn Buß fortan zwei Lehen angerechnet. Das Haus Nr. 4 veräußerte Burdhardt im Jahre 1904 ohne Wasserkraft an die Evangelische Gesellschaft für Stadtmission.

6. Die Steinenmühle wurde von J. J. Imhof-Forcart 1873 an die Firma Melchior Imhof u. Söhne und von der letztern 1884 an Johann Jakob Imhof-Jakob übertragen, der sie am 3. Januar 1891 an die Einwohnergemeinde der Stadt Basel verkaufte. Infolge der im Jahre 1905 durchgeführten Korrektur des Baches wurde der Steinenmühle die Wasserkraft entzogen.

7. Vom 7. Lehen gelangte der auf der Liegenschaft Rohlenberg 9 haftende Anteil von Eduard Bohni-Miville, die Senfmühle, an Ambrosius Bohni. Dieser verkaufte die Parzelle im Jahre 1888 an die drei Miteigentümer Emil Fischer-Miville, Johann Kensch-Huber und Rudolf Oppliger-Flubacher. Der Halbanteil der Wwe. Riggensbach-Huber, Nr. 11, wurde an Prof. Schnell-Riggensbach, Zivilgerichtspräsident, vererbt, der die Parzelle im Jahre 1878 an Gustav Kensch-Miville veräußerte. Kensch übertrug nun im Jahre 1879 das Wasserrecht der Liegenschaft Nr. 11 auf das Haus Nr. 9, so daß diesem fortan das ganze Wasserrecht zustand; im Jahre 1888 verkaufte auch Kensch seine Liegenschaft Nr. 11 an die drei Miteigentümer des Hauses Nr. 9. Diese veräußern sodann im Jahre 1891 die erstere (Nr. 11) ohne Wasserrecht an Kellstab und die letztere (Nr. 9) mit dem ganzen Wasserrecht an Johann Frefel-Schmid; von letzterem gelangte sie 1896 durch Kauf an die Einwohnergemeinde der Stadt Basel; im Jahre 1898 wurde das Gebäude abgebrochen.

8. Die Rümelinsmühle übernahm nach dem Tode des Heinrich Seiffert im Jahre 1884 dessen Witwe Sophie Seiffert-Kraus, welche sie 1898 an Gustav Seiffert verkaufte. Der Staat löste das Lehen durch Vertrag vom 25. Oktober 1904 ab, indem er als Ersatz der Wasserkraft sich zur Lieferung einer konstanten elektrischen Kraft von 5,4 Kilowattstunden verpflichtete.

9. Die obere Schleife wurde am 21. August 1874 von der Witwe des J. J. Burdhardt übernommen und von derselben am 10. Oktober 1882 an den Staat verkauft.

10. Der Eigentümer der untern Schleife, Jakob Wäßler-Tanner, geriet 1868 in Konkurs. Ein Gläubiger und Bürge, Herr Zellweger-Wäßler, ersteigerte die Liegenschaft im Jahre 1869 und veräußerte sie sofort wieder an Fritschin-Wäßler, der ebenfalls Kreditor und Bürge des Konkursiten war. Fritschin verkaufte die Parzelle am 30. September 1882 an den Staat.

Im Ratschlag der Regierung vom 23. August 1882 war vorgesehen, daß der Betrieb der Wasserwerke in beiden Schleifen fortbauern sollte; einzig zur Nachtzeit sollte das Wasser zur Spülung der Kanalisationsbohlen dem Bache entnommen werden. Auf Grund des Grobkratsbeschlusses vom 27. September 1882 vermietete die öffentliche Verwaltung die Liegenschaft Münzgäßlein 3 an den Drechslermeister Grunauer, der das Haus schon von der Wwe. Burdhardt gemietet hatte, während das Gebäude Sattelgasse 14 abgebrochen und durch einen Neubau, nunmehr bezeichnet mit Glockengasse 10, ersetzt wurde. Diesen vermietete die Regierung an den Mehgermeister Ballmer, der die Wasserkraft für den Betrieb einer Fleischhackmaschine ausnützte. Das Haus Münzgäßlein Nr. 3 wurde im Jahre 1903 abgebrochen.

In den Jahren 1916 und 1917 führte das Baudepartement Messungen der den einzelnen Gewerben zustehenden Wasserkräfte aus. Das Ergebnis, welches nur ein appro-

rimatives genannt werden darf, weil die Wassermenge des Rümelinbaches eine sehr schwankende ist und in trockenen Jahren sich auf ein Minimum reduzieren kann, lautet wie folgt:

### Verzeichnis der Wasserkräfte:

Wassermenge im Mittel pro 1916 und 1917 = 400 Liter per Sekunde resp. 40,6 cm am Pegel im Zoologischen Garten.

Eigentümer: Grundbuchparz. Sekt. III.	Weitmauer	Ballié	Fritschin	Ruckstuhl
	1121 <sup>2</sup>	1126 <sup>2</sup>	777 <sup>1</sup>	1159
Schwelle = Cote	30.24 m	24.42 m	22.48 m	20.57 m
Turbinen =	26.77	23.28	21.45	19.79
Absturzhöhe =	3.47	1.14	1.03	0.78
Stauhöhe =	0.95	0.72	0.67	0.65
Nutzgefälle =	4.42 m	1.86 m	1.70 m	1.43 m
Wasserkraft HP =	17½	7½	6½	5½
	Total 37 HP.			

### C. Andere Wassernutzungsberechtigte.

#### I. Außerhalb der Stadtmauern.

Neben den Lehnsbesitzern, die zum Betrieb eines Wasserwerkes berechtigt sind, haben eine größere Anzahl anderer Anwänder seit ältester Zeit vom Wasser des Baches in der einen oder andern Weise Gebrauch gemacht. Auf einem sichern Rechtstitel beruhten die Wässerungsrechte, die außerhalb der Stadtmauern von zwei Liegenschaftseigentümern in Anspruch genommen wurden, nämlich von dem Kloster Gnadental (später städtische Behörde) und von der Verwaltung des Bürgerospitals.

Mit Lehnbrief vom 7. April 1337 geben Bürgermeister und Rat dem Kloster Gnadental die Allmend vor dem Steinentor, später „Munimatte“ genannt, zu Erleihe und

räumen den Klosterfrauen von Gnabental, solange sie diese Matten „hand und zinjent“, das Recht ein, das Wasser des obern Birfjigs von „Samstag zu Vesper Zit bis Sonntag zu Vesper Zit und an andern gebannten festagen, von einer Vesper bis an die andere“ zum Wässern zu benützen.<sup>41)</sup>

Das Wässerungsrecht der Spitalmatten geht auf eine noch ältere Zeit zurück, wahrscheinlich bis auf die im Jahre 1280 durch Ritter Heinrich Pfaff bewilligte Bachverlegung. Denn in der (Anm. 4) bereits erwähnten Urkunde vom 5. Juni 1316, laut welcher die Brüder Hug Pfaffe, Ritter und Conrad Pfaffe, Edelknecht, dem Bürgermeister und Rat die Erlaubnis erteilten, den Bach über ihre Matten zu leiten, haben die letztern den Liegenschaftseigentümern das bisher schon bestandene Wässerungsrecht bestätigt.<sup>55)</sup>

Am Anfang des 15. Jahrhunderts verstand es der damalige Landeigentümer, Ulmann Mörnach, der Metzger, gegenüber den Lehen, welche sich beklagten, daß er ihnen das Wasser entziehe, sein Wässerungsrecht ungeschmälert festzuhalten. In einer Urkunde vom 24. August 1408 erkennen Rat und Meister auf Grund des Abkommens der Stadt mit den „Pfaffen“ einstimmig, daß Mörnach das Wässerungsrecht an „Virabenden und Virtsagen“ ausüben dürfe, ohne hiefür eine Vergütung in Geld leisten oder sich an der Baulast beteiligen zu müssen. Im Jahre 1409 verteidigt er wiederum gegenüber den Lehen sein Recht, zum Zwecke der Wässerung ein Schwellbrett in der „Sanzmatte“ und vier solche „in der großen Matten, die genannt ist von altersher des Pfaffen Matt“ zu halten. Der Spruch der Delegierten des Rates und der von diesen beigezogenen 5 unparteiischen Müllern bestätigte sein Recht, indem die Wässerungszeit wie folgt festgesetzt wurde: „von einem neglichen Virabend ze Completi Zit . . . die ganze nacht und morndes an dem Virtsage auch unß uff Completti Zyt.“<sup>56)</sup>

Eine weitere Bestätigung des Wasserrechts konnte sich der Nachfolger des Ulmann, ein Lienhart Mörnach, ebenfalls Metzger, in einer Urkunde vom 3. August 1497 erwerben.<sup>56)</sup> Dagegen fand in dieser Zeit eine Einschränkung der Befugnis statt, die durch die Elisabeth Mörnach und ihren Mann Georg Rummel vor dem bischöflichen Offizial in Basel am Donnerstag nach Pfingsten 1503 bestätigt worden ist.<sup>57)</sup> Diesem beurkundeten Tatbestand, der sich auf die Schliffmatte, Pfaffmatte und Lanzmatte<sup>58)</sup> bezieht, entspricht die Anerkennung des Wässerungsrechts in der Verordnung vom 29. April 1689. Darnach darf die Spitalverwaltung auf Grund des alten Herkommens Samstag nachmittags von 3 Uhr an bis abends 8 Uhr im Sommer und im Winter bis zum Tor-schluß, sowie am Sonntagmorgen von 8 Uhr an bis abends um 4 Uhr wässern. Der Gnadentalmatte steht das Wässerungsrecht am Sonntagmorgen von 4 Uhr an bis 8 Uhr zu.

Eine besondere Kategorie bildeten die Mattenbesitzer im Leimental, welche mit dem Rümelinbach direkt nichts zu tun hatten, aber dem Birsig gelegentlich das Wasser entzogen, so daß natürlich auch kein oder nur wenig Wasser in den Rümelinbach gelangen konnte.

Mit der Schloßherrschaft in Binningen war das Wässerungsrecht durch einen von Bürgermeister und Rat verkündeten Vertrag vom 11. Mai 1551 geregelt worden.<sup>59)</sup> Die Schloßbesitzer dürfen ihre gegen Oberwil gelegenen Matten am Samstag abends von 4 Uhr an bis zum Tor-schluß und Sonntags von morgens 4 Uhr an bis abends 4 Uhr wässern. Nachts und bei Ausbruch von Feuersbrunst in der Stadt muß das Wasser auch während der Wässerungszeit nach Basel gelassen werden.

Für die Wässerungsrechte der übrigen Dörfer gelten keine bestimmten Rechtsgrundsätze; soweit die Gemeinden im Kantonsgebiete lagen, richtete man sich stets nach dem alten Herkommen, so daß die Basler Wasserinteressenten

gegen Neuerungen jeweilen durch den Rat geschützt wurden, während sie die gewohnheitsrechtlichen Wässerungen dulden mußten.

Auf Klagen der Lehngenosfen erkannte das Wasseramt im Jahre 1748, daß die neue Wasserleitung, welche die Wuhrgenosfen von Biel-Bentken nach erhaltener Erlaubnis durch den Landvogt in Münchenstein erstellt hatten, wieder entfernt werden müsse. Als das Schreiben des Wasseramtes an den Landvogt keinen Erfolg zeigte, erwirkte dasselbe am 12. Oktober 1748 einen Beschluß des Rates:

„Soll dem Wasser sein alter Lauf gelassen, mithin das Wurr zu Bentken wieder in alten Stand gestellt werden.“

Keinen Erfolg hatte dagegen eine Beschwerde der Lehen im Jahre 1818 über die Wasserableitungen in Ettingen, Therwil und Oberwil, vermutlich weil sie nur in einem allgemeinen Tone gehalten war und keine willkürlichen Neuerungen nachwies. Der Rat entschied am 8. Juli 1818: „Können M. S. in dieses Begehren, wie es vorliegt, nicht eintreten.“

Im Jahre 1820 unternahmen die Verordneten zum Landkollegium den Versuch, in einem Gutachten über die Wässerungen der Gemeinde Oberwil rechtliche Grundsätze zu formulieren; sie machten sich diese Aufgabe allerdings dadurch leicht, daß sie den rein behördlichen Standpunkt einnahmen; sie sprachen sowohl den Leuten von Oberwil wie auch den Basler Wasserinteressenten alle Rechtsansprüche ab und ließen einzig das Verfügungsrecht der Obrigkeit über das Wasser gelten. Der Rat ließ sich auf keine Rechtserörterungen ein, sondern entschied am 8. November 1820 einzig nach dem Besitzestitel: „Können M. Gn. S. in das Begehren der Mattenbesitzer nicht eintreten sondern lassen es bey dem diesmaligen Besitz verwenden.“

Seit der Kantonstrennung fanden die Gewerbsinteressenten bei der Regierung des Kantons Baselland keinen

genügenden Schutz mehr. 1854 und 1855 lehnte das Wasseramt gegenüber ihren Beschwerden über die Mühlen in Binningen und Böttmingen jede Intervention ab, mit der Begründung, daß keine Abhilfe zu erzielen und alle höhere Verwendung fruchtlos sein würde. Der größte Mißerfolg in grundsätzlicher Beziehung wurde ihnen sodann bei ihrer Einsprache gegen die dem Zoologischen Garten 1874 bewilligte Konzession zuteil. Diese Streitigkeit hing rechtlich mit den vorstehend angeführten Wässerungsverhältnissen zusammen.

Bei der Gründung des Zoologischen Gartens, anfangs der Siebzigerjahre, stellte der Verwaltungsrat an das Baukollegium das Gesuch um Überlassung des für die Speisung der Weiher nötigen Wassers aus dem Rümelinbach. Das Baukollegium, wie auch die Lehnsbesitzer waren grundsätzlich zur Wasserabgabe bereit, dagegen fand keine Einigung über das Quantum statt; die Lehnsinhaber konnten bei der kleinen Wassermenge des Baches nicht viel Wasser entbehren, und der Zoologische Garten war unbedingt auf ein bestimmtes Maß angewiesen. Rechtlich ergaben sich nun folgende gegensätzliche Standpunkte: Die Verwaltung des Zoologischen Gartens griff zuerst zur Selbsthilfe, indem sie das Wasser ohne Bewilligung in die Weiher leitete, mit der Erklärung, daß sie nur von dem der Liegenschaft, ehemaligen Spitalmatte, zustehenden Wässerungsrecht Gebrauch mache; die Unrichtigkeit dieser Argumentation war aber einleuchtend, da das Wässerungsrecht auf die Zeit von Samstag abends und Sonntag morgens limitiert war.

Eine starke Verschärfung des Konfliktes trat ein, als der Verwaltungsrat ähnlich vorging, wie früher gelegentlich die Gemeinden des Leimentals, indem er das rechtliche Fundament der Lehnsgenossenschaft, die monopolartige Befugnis zur Wasserentnahme aus dem Birsig angriff, und sich von der Gemeinde Binningen im Januar 1874

eine Konzession zur Ableitung des Birsigwassers erteilen ließ. Damit wurde zum ersten Male die Frage über die Rechte der Lehnsinhaber am Birsigwasser in einer sehr gefährlichen Weise gestellt; die baselstädtische Regierung suchte zwar die in ihrer Existenz schwer bedrohten Gewerbsinteressenten gegen die Neuerung zu schützen und intervenierte beim Regierungsrat des Kantons Baselland, jedoch erfolglos, da dieser das Recht der Gemeinde Binningen zur Konzessionserteilung anerkannte und im übrigen die Differenzen zwischen den verschiedenen Ansprechern als eine zivilrechtliche Streitigkeit vor die ordentlichen Gerichte verwies. Die Sachlage war für die Gewerbsinhaber, welche nun damit rechnen mußten, daß irgend eine andere oberhalb Binningen gelegene Gemeinde früher oder später auch Lust bekäme, über das Birsigwasser zu verfügen, umso bedenklicher, als das damalige Privatrecht keine genügende Sicherheit bot. Glücklicherweise konnte ein Prozeß vermieden werden, da ein Vertragsabschluß mit dem Zoologischen Garten am 29. Oktober 1874 zustande kam.<sup>60)</sup>

Neben dem Zoologischen Garten erhielten außerhalb des Stadtabschlusses drei weitere Wasserinteressenten, die nicht zum Kreise der Lehnsgeossen gehörten, vertraglich ein Wasserbenützungrecht eingeräumt, jedoch stets unter dem Vorbehalt des Ründigungsrechtes und mit der Bedingung, daß das dem Bach entnommene Wasser diesem wieder ohne Verunreinigung zugeleitet werden müsse. Die Vorrichtungen zur Wasserentnahme werden jeweilen genau festgelegt.<sup>61)</sup>

## II. Im Stadttinnern.

Sobald der Rümelinbach unter den Stadtmauern beim Steinentor hindurchgeflossen war, war er von rechts und links den Angriffen aller Anwänder und Benachbarten ausgesetzt, die sich des Wassers zu bemächtigen suchten, um es für ihre Zwecke zu gebrauchen: der Bader brauchte



es für seine Badstube, die Wäscherin zum Waschen, die Gerber und Färber leiteten es zur Ausübung ihres Gewerbes durch ihre Werkstätte und so suchte jeder in der Nähe des Wasserlaufes angesiedelte Handwerker aus dem Bache möglichst viel Nutzen zu ziehen. Aber auch den Privatleuten kam der Bach sehr gelegen, da er ihnen die Funktion einer Kanalisationsleitung übernehmen mußte, sei es, daß sie die Abtrittsige direkt über dem Bach anbrachten oder demselben Wasser entzogen, um die diversen Abtrittdohlen zu spülen und die Fäkalien in den Rümelinbach und in den Birsig zu leiten. Es fehlte denn auch nicht an häufigen Beschwerden über die unsaubere Beschaffenheit des Baches, über dessen frühern Zustand sich unser hygienisch ausgebildetes Zeitalter sehr entsetzen würde. Man liest z. B. häufig, daß bei einer Stauung des Baches das Wasser mit den Abtrittabgängen den Nachbarn in die Keller geflossen sei. Die früheren Generationen aber nahmen diese „unhaltbaren, sanitärisch höchst bedenklichen Mißstände“ so gut wie beim Birsig, der Cloaca maxima, geduldig als etwas Unabänderliches hin und haben sich daran gewöhnt.

Die Annahme von August Bernoulli,<sup>2)</sup> daß die mehrere Ecken bildende Anlage des Teiches deutlich zeige, daß sie möglichst vielen Anwohnern zu ihrem Gewerbe dienen sollte, findet ihre Bestätigung vor allem darin, daß bereits der Rodel von 1460 185 Nutzungsberechtigte, und derjenige vom Jahre 1534 218 aufzählt. Eine für die Lehngewerbe besonders nachteilige Art der Benutzung bilden die eigentlichen Wasserableitungen, welche eine deutlich sichtbare und zweifellos mit Wissen der Lehnsgeossen erstellte Anlage aufweisen, um größere Wassermengen den vom Rümelinbache etwas entfernteren Liegenschaften zugute kommen zu lassen. Als solche „Runse“, die bei spätern Einsprachen der Lehngewerbe fast ausnahmslos durch Fünferbriefe auf Grund des bisherigen Besitzes bestätigt wurden, sind zu erwähnen:

Der bereits genannte Wasserruns des Steinentlosters (s. o. S. 35), die Ableitung zur Gipsmühle am Birfig,<sup>62)</sup> und die Wasserzuleitungen zu den Badstuben am Kohlenberg hinter der Walke und Stampfe,<sup>63)</sup> der alten Badstube zum Mühlstein (Mannenbad, Gerbergäßlein 1, s. o. S. 27),<sup>64)</sup> und zu einer Badstube unter dem Leonhardsberg.<sup>65)</sup> Dem Eigentümer des dem Mannenbade gegenüberstehenden Hauses zum Stettenberg, Grümpfahlgasse 8, dem Meister Göhe von Fryele, war das Recht auf einen Runn im Jahre 1400 bestätigt worden.<sup>66)</sup>

Neben den Badstuben besaßen die Gerber besondere Rechte. Ein durch Fünferbrief vom 25. Oktober 1457<sup>67)</sup> festgestellter Wasserlauf ging durch die Häuser und Werkstätten der Gerber hindurch, und im Jahre 1420 erwirkten Bürgermeister und Rat den Gerbern das Recht, mit dem Wasser des Rümelinbaches eine Dohle zu spülen. Diese im Berichte des Choleraausschusses von 1856, S. 59, noch als bestehend erwähnte Abtritableitung ging vom Leonhardsberg bis zum „Richtbrunnen“ vor dem Hause der Gerberzunft (Edhaus Nr. 44 beim Pläklein zwischen Gerbergasse und Gerbergäßlein, der Brunnen befindet sich in der Tiefe bei Nr. 48,) nahm hier den Ablauf des Zunfthauses auf und mündete nach Kreuzung der Straße und Passieren einiger Häuser in den Birfig. Als die „Uffsäßen“ des Wasserlaufes zwischen dem Leonhardsberg (Haus zum goldenen Knopf, Gerbergasse 74) und dem Zunfthaus an dessen Dohle im Jahre 1486 einen Beitrag hätten zahlen sollen, wiesen sie darauf hin, daß sie eine eigene Ableitung vom neuen Bad (Gerbergasse 48) bis zum Birfig besaßen.<sup>68)</sup>

Eine besondere kleine Genossenschaft der „Uffsäßen“ hatte sich auch im Quartier zu Hinterars, also zwischen Sattelgasse und Hutgasse (vergl. Schleife zu Hinterars, jetzt Glodengasse 10) gebildet. Dort zweigte der größte „Runn“ vom Rümelinbach ab und lief neben dem Hause

zum Kopf (Sattelgasse 3) vorbei beim Marktplat in den Birfig.

Die Korporation der Lehnsinhaber versuchte vergebens, gegen diese ihr Gewerbe sehr schädigenden Usurpationen des Wassers anzukämpfen: So erklärten die Wassermeister bereits im Jahre 1443 in dem Streite mit dem Steinenkloster: „sy getruveten nit, daß Ihnen jemant ihr wasser das sy mit großen kosten schwerlich uf ihr Lehen richten und begeben müßent, abschlagen soll,“ und vertraten den gleichen Standpunkt bei den durch die zitierten Fünferbriefe geschlichteten Streitigkeiten. Namentlich aber bringen sie am 10. März 1596 eine ernste Beschwerde vor und bitten den Rat um Maßregeln „damit das Wasser nicht hin und wider Inn und außerhalb der Stadt durch die heußer und heimliche gäng gerichtett. Darmitt uns das wasser Von tag ze tag Je lenger und mehr enntzogen und abgestrükt wird, dessenn wir ubell mangelnn müessent.“

Den Klagen der Lehnsbesitzer suchten die Verordneten am Bauamt gerecht zu werden, indem sie mehrmals über den Bestand der Wasserbenützungsrechte Untersuchungen anstellten.

Hauptsächlich versuchte man gegen die im Unterschiebe zu den Wasserrunfen in heimlicher Weise angelegten und im Laufe der Zeit usurpierten Ableitungen des Wassers durch Teichel einzuschreiten, während man gewillt war, die gewöhnlichen Wasserbenützungen, welche keinen oder nur einen unerheblichen Wasserverlust zur Folge hatten, zu dulden. Der Bericht der Verordneten vom 17. Juli 1672 zählt 18 Wasserableitungen durch Teichel auf, von welchen nur drei als berechtigt anerkannt wurden. In einem Verzeichnis von 1710 werden wiederum 18 Teichel aufgeführt. Weitere Untersuchungen, die u. a. in den Jahren 1771 und 1835 vorgenommen wurden, zeigten keinen Erfolg. Eine Verordnung vom 26. Juni 1784 suchte dem Übelstand zu steuern, indem sie das Anbringen von Öffnungen und

Abläufen am Bach, welche nicht von obrigkeitwegen gemacht werden, verbot; trotzdem wuchs aber die Zahl der Wasserbezüger immer mehr an; im Jahre 1835 sind 303 und im Jahre 1866 gar 340—350 Nutzungsberechtigte vorhanden.<sup>71)</sup>

Eine weitere, in den frühern Zeiten als sehr wichtig angesehene Aufgabe leistete der Rümelinbach der Öffentlichkeit dadurch, daß sein Wasser bei einem Brandausbruch zum Löschen diente; eine Supplication der Lehnleute vom Jahre 1594 beruft sich auf diesen Dienst, und wie wir bereits gesehen haben, wurde bei den alten Wässerungskonzessionen auf diesen Punkt Bedacht genommen. Nach unsern modernen Begriffen muß allerdings die Wasserreserve des schwachfließenden Baches für den Löschzweck eine sehr ungenügende gewesen sein, und wir können uns nicht recht vorstellen, was es für einen Nutzen hatte, wenn bei einem Feuer ausbruch zuerst ein Bote an die Schloßherrschaft von Binningen gesandt werden mußte, mit der Weisung, sie möge die Wässerung der gegen Oberwil gelegenen Matten einstellen (s. S. 51). Selbst im günstigsten Falle, wenn dort das Feuer in Basel gesehen wurde, kam doch das Wasser viel zu spät. Die Behörde anerkannte jedoch noch im Jahre 1864 diese für das Gemeinwesen wichtige Funktion des Rümelinbaches.<sup>72)</sup>

(Fortsetzung folgt.)

---

## Anmerkungen.

Von den Quellen des Staatsarchivs kommen namentlich in Betracht: Bau W. 13 Dießigwühr und Rümelinbach, Wasseramt am Rümelinbach mit mehreren Originalurkunden. Protokolle H 8, Wasseramt am Rümelinbach; der erste Band enthält 14 Urkunden von 1280—1548 in Abschrift. Webernzunft 108 und 108a, Basler Urkundenbuch (B. U. B.) Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle, 1852 und Historisches Grundbuch.

<sup>71)</sup> Zuerst wird der Rümelinbach in einer Vergabung vom 16. Februar 1279 erwähnt. B. U. B. II 153.

7) „Per agrum meum situm juxta agrum Johannis, quondam Monetarii juxta Birsicum in eodem alveo, in quo jam Birsicus fluit.“ B. U. B. II. 189.

8) Eine frühere Entstehungszeit nimmt August Bernoulli, Basel im frühesten Mittelalter, Jahrbuch 1920 S. 304, an, indem er die Ansicht vertritt, daß der Rümelinbach vor der gegen Ende des 11. Jahrhunderts durch Bischof Burkhart erbauten Stadtmauer angelegt worden sei, da diese eine Strecke weit bereits diesem Teiche folgte. Die mehrere Ecken bildende Anlage des letztern zeige auch deutlich, daß sie möglichst vielen Anwohnern zu ihrem Gewerbe dienen sollte; der Teich sei somit gegraben worden, noch bevor der betreffende Boden mit Häusern überbaut war.

9) In einer Urkunde vom 3. Juni 1316 haben die Brüder Hug und Konrad Pfaffe der Stadt eine weitere Ableitung des Teiches durch ihre Matten gestattet gegen eine Bezahlung von 40 fl Basler pfennig. B. U. B. IV. 27.

10) Einen Überblick über die älteste Zeit gibt Madernagel: Geschichte der Stadt Basel, Bd. II 1, S. 272.

11) Unter „Lehngewerben“ oder „Lehen“ verstand man diejenigen Gewerbe, welche zur Ausnützung der Wasserkraft mittelst eines Wasserrades berechtigt waren.

12) Urkunde vom 21. August 1408. Bau W 13; im Jahre 1450 sind Wassermeister: Ulman Vischer, der Kesseler, Klaus Meyger, der Schlißer und Hans Schnell, der Müller an der Steinen. Urkunde vom 19. Juni 1450. Prototoll I. B. U. B. VII 420.

13) Bau W. 13. Bd. I.

14) Im Rodel von 1460 (Weberzunft 108 a) finden wir: Hus zum Schlißstein, Rümelinsmüli, Heinrich Stempfer, Claus Summerfro (Schleife zu Hinterars), ein Schmiedhus (eventuell Peters Hammerschmiede s. S. 36), Badstube zum Mülistein; da die letztere eigentlich nicht zu den Lehen gehört, werden wir sie in der Folge nicht mehr berühren.

15) Hinsichtlich der wirtschaftlichen Verhältnisse der Lehngewerbe verweisen wir auf Geering, Handel und Industrie in der Stadt Basel 1886.

16) Vergl. im Allgemeinen: Historisches Grundbuch, Weberzunft 108 und 108 a und Bau B B 56.

17) Fescher, Topographie, in Basel im XIV. Jahrhundert. 1856, S. 48. 5.

18) B. U. B. I S. 303.

19) B. U. B. II S. 309. Drei weitere, für den gleichen Zeitraum erfolgten Erwähnungen einer Walze müssen sich offenbar auf ein anderes Haus beziehen: 1268. Vergabung des Heinrich an der Steinen an Kloster Lützel, 1277 Vergabung des Johann Teufel an Stift St. Leonhard: „domum dictam zem Kupherturne et domum ex opposito sitam ac domum dictam zer Walchun.“ 1284. Verleihung von Helbling an Blindhase: „molendinum

suum dictum zer Walchen . . . alvei Birsici, qui vulgo nominatur Tich.“  
B. U. B. II, 3, 125, 263.

<sup>15)</sup> Ratsurkunde. Webernzunft 108 Nr. 1.

<sup>16)</sup> Historisches Grundbuch: 1452. Verkauf eines Zinses ab der Stampfe und Walte; Eigentümer: Rubin Suter, der Brotbeck und Frau Enneli sowie Meister Claus Scholer, der Stempfer.

1455. Zinsverkauf ab dem Delibus auf dem Stampf und der Walt. Eigentümer: Meister Scholer und Ennelin Müllern sin Tochter und Hemman Muge, der Brotbeck.

1461. 18. III. Andreas Scholer verkauft an seinen Bruder Hannsen Scholer den Stempfer, als Erbe seines Vaters Clausen Scholer, seinen Teil an dem Huse, Stampfe und Walte.

1481. Die Erben der Frau Scholerin verkaufen an Claus Müller, den Stempfer, die Walte und Stampf mit dem Wasserfluß. Der letztere verkauft 1484 wiederum die Walte und Stampf mit dem Wasserfluß an Lienhart Meiger.

<sup>17)</sup> Schlüsselzunft Nr. 23. Webernzunft 108.

<sup>18)</sup> Jeder Grautücher, der die Zunft hat, soll von einem ganzen Tuch 4 pf. und von einem halben Tuch 2 pf. dem Walter zahlen. Wer die Zunft nicht hat, muß 1 s., resp. 6 pf. der Zunft, und dem Walter für kleinere Tücher 18 pf. und für größere Tücher nach Marchzahl zahlen. Burchhart, der Stampfer, muß den Grautüchern allen, „sie haben die Zunft zum Schlüssel oder nit in glichem Lone wie obstat Ir Tücher walken.“

<sup>19)</sup> Schlüsselzunft Nr. 24.

<sup>20)</sup> Auszug aus dem Ratsbuch, Webernzunft 108.

<sup>21)</sup> Urkunde vom 17. I. 1513. Webernzunft 108.

<sup>22)</sup> Webernzunft 108. Donnerstag nach 3 Königen 1517.

<sup>23)</sup> Als ältester Inhaber der Stampfe ist Meister Wernher, der Stampfer bekannt, der im Jahre 1301 Achtburger ist. (Seering: S. 242.) Eigentümer von 1452–1502 s. Anm. 16. Von spätern Eigentümern seien erwähnt: 1570–1577 Christen Lippe und zum Teil wiederum Burtart Meiger. 1577–1592 Hans Helg; 1592–1597 Stoffel Weiß, der Wollweber; 1607 bis 1609 Lienhard Helg. 1609–1636 Bernhard und Conrad Ott. Des letztern Witwe verkauft die Stampfe 1639 ihrem Tochtermann Christoph Scherer. 1656 kauft sie Heinrich Scherer, 1669 Leonhard Binz, 1681 Augustin Schnell und 1682 Johann Würk, s. auch Bau B. B. 56.

<sup>24)</sup> Von dem Wort „Ratine“, ein französischer Modestoff, der im 17. Jahrhundert aus dem Elsaß in Basel eingeführt worden ist. Fatio erstellte hier die erste Fabrik im Jahre 1710. Im Jahre 1758 beanspruchten die Wollweber gegenüber den Tuchhändlern das Recht der „Ratine“, weil die Wollweber von Basel die Ratine erfunden haben; sie war jedoch längst vorher in Frankreich gebräuchlich. Seering: S. 587 und 629.

- <sup>25)</sup> Hist. Grundbuch; vergl. dort die Eigentümer von 1440–1573.
- <sup>26)</sup> Hist. Grundbuch; vergl. dort die Eigentümer von 1508–1612.
- <sup>27)</sup> Hist. Grundbuch; vergl. dort die Eigentümer von 1440–1619.
- <sup>28)</sup> Historisches Grundbuch.
- <sup>29)</sup> Trouillat IV S. 587. 1395 Hug zer Sunnen; Lehnbuch Karlsruhe Fol. 131 Hans von Flachsland.
- <sup>30)</sup> Maria Magd. U. 589.
- <sup>31)</sup> Lehnbrief von 18. Juni 1560, Abel F. 2. 2.
- <sup>32)</sup> 7. XI. 1403 Heini Schnell, B. U. B. V. 330; 21. VIII. 1408, 28. V. 1409. Bau W. 13, 1450 und später Protokoll I. B. U. B. VII. 420.
- <sup>33)</sup> Protokoll I. B. U. B. VII. 21.
- <sup>34)</sup> Maria Magd. Urk. 641, 687.
- <sup>35)</sup> Revier zwischen der heutigen Au- und Holbeinstrasse und Birfig.
- <sup>36)</sup> B. U. B. II 189.
- <sup>37)</sup> Maria Magd. Urk. 42, 62, 63, 122, 123.
- <sup>38)</sup> B. U. B. II 24, 26.
- <sup>39)</sup> St. Alban Urbar A 52, 53. E 8, H 8 S. 6. Trouillat IV 587.
- <sup>40)</sup> Am 27. April 1569 hatte die Gerberzunft ein Gesuch an den Rat um Genehmigung eines mit dem Bürgerspital vereinbarten Kaufvertrages über das „Danzmättelin“ am Rümelinbach als Bauplatz für die Erstellung einer Lohstampfe gerichtet. (Bau B. B. 71). Offenbar fand sie es aber in der Folge praktischer, das bereits bestehende Werk des Wattro anzukaufen s. u.
- <sup>41)</sup> B. U. B. IV 124 mit einer Beschreibung.
- <sup>42)</sup> Wadernagel II. 1 S. 273.
- <sup>43)</sup> Der Nodel von 1534 (Bau W. 13) nennt seine Erben.
- <sup>44)</sup> Geering a. a. O. S. 314. Im Protokoll des Wasseramtes ist bereits im Lehnverzeichnis von 1684/89 als Inhaber des untern Lehens Hans Jakob Ehinger, und im Verzeichnis von 1710 „Herr Hauser,“ der Gerber, wegen seiner Lauwstampfe“ angegeben. Handelte es sich hier nur um die Beständer?
- <sup>45)</sup> Gerberzunft Urk. Nr. 27 v. 27. V. 1531: die hintere Walte zwischen des Käufers (Wattro) Hammerschmiede und des Spitals Rebader, stoßt an die Gnabentalmatte; neue Walte s. Bau W 13. 1828; Protokoll der Wasserfünf v. 29. X. 1763.
- <sup>46)</sup> Vergl. für das Vorstehende: Protokoll I und Protokoll der Wasserfünf 1732 ff.
- <sup>47)</sup> 1281. Trouillat II 342; 1365. Klingental Urk. 1101 und Klingental Spezifikation S. pag 15 Nr. 62 von 1758.
- <sup>48)</sup> Wadernagel II. 1 S. 273; Staatsurkunde 2448; 1450 und 1457 wird Utmann Wischer, der Reßler, als Wassermeister erwähnt. Prot. I. B. U. B. VII 420.
- <sup>49)</sup> St. Urk. 2448. „ist erb von dem spyttel der armen luten zu Basel,

dem davon 17 *sh.* gezinst werden.“ Im Jahre 1514 löste der Rat diesen Erbpachtszins ab. U. B. IX 379.

<sup>50)</sup> 1711 Webernzunft 108 a.

<sup>51)</sup> Für das Folgende vergl. Bau B. B. 15; Bau W. 13. 1790 und 1828. Webernzunft 108 a. 1750.

<sup>52)</sup> Protokoll der Wasserfünf v. 1750, 1765, 1797; Webernzunft 108 a, 1729, 1750, 1800, 1826.

<sup>53)</sup> Protokoll der Wasserfünf und des Wasseramtes.

<sup>54)</sup> Vergl. für die Entwicklung im 19. Jahrhundert Protokolle, Bau W 13 und B. B. 9, 15, 56, 68, 69, 71. Handel und Gewerbe D. D. 6, 9 und 11. Adreßbücher und Grundbuch.

<sup>55)</sup> „sunt ouch und mugend ir matten usz dem tiche wessern so es zimlich und notdürftig ist in alle wis und in allen rechten, also daher gewenlich ist gesin.“ B. U. B. IV. 27.

<sup>56)</sup> 1408 und 1409. Bau W 13; 1497 Protokoll; B. U. B. IX 161 und Spital Q 6.

<sup>57)</sup> B. U. B. IX 245. Webernzunft 108 a.

<sup>58)</sup> Die Schlifferrmatte hat ihren Namen von Oswald Schliffer, der im Jahre 1431 den Lehen ein Servitutrecht einräumte. Sie gehört im Jahre 1487 dem Lienhart Mörnach; über die Tanzmatte s. o. S. 36.

<sup>59)</sup> Im Jahre 1472 war dem Junker von Binningen die Ableitung des Wassers verwehrt worden B. U. B. VIII 331 und 1551 X375. Später wurden noch Anstände in den Jahren 1740, 1745 und 1746 erledigt. Vergl. gleichzeitig für das Folgende: Räte und Beamte U. 11. 1. Spital Q 6. Protokoll I und II. Bau W 13, Webernzunft 108 a.

<sup>60)</sup> Der Gesellschaft zum Zoologischen Garten wird nur ein „bedingtes, toleriertes Recht, vorerst probeweise für die Dauer von zwei Jahren auf das Quantum von 1 Kubikfuß Wasser per Minute bewilligt; für das Ablaufrohr wird eine Lichtweite von vier englischen Zoll zugestanden. Dagegen wird das Wasserungsrecht der Spitalmatten im alten Umfange anerkannt. In der Folgezeit wurde dem Zoologischen Garten stillschweigend der Bezug eines größern Quantums bewilligt, ohne daß jedoch eine rechtliche Fixierung stattfand. Andererseits muß die Gesellschaft die Verpflichtung zur Beitragsleistung an die Wuhrbauten und zur Mithilfe beim Eislösen übernehmen. Für die heutige Rechtslage vergl. Bundesgesetz über die Ausbarmachung der Wasserkräfte vom 22. Dezember 1916, speziell Art. 1, 2, 4, 6 und 38.

<sup>61)</sup> 11. XII. 1861 Konzession an Samuel Bertschi und Cie. durch Baukollegium erteilt, erloschen 1874. 7. XII. 1893 Konzession an Fabrit Seipel; 30. XI. 1915 neuer Vertrag mit der heutigen Firma M. Rößliberger und Cie.; 10. XII. 1915 Vertrag mit der Chemischen Fabrit Binningen, Dr. Betsch und Mabbry; erloschen 1918.



- <sup>63)</sup> Fünferbrief v. 1. VI. 1439. B. u. B. VI 437.
- <sup>64)</sup> Histor. Grundbuch, Fertigungsbuch S. 154.
- <sup>65)</sup> Bestätigt durch Urkunde von 1424, durch Fünferbrief vom 22. März 1683 und Entscheid des Wasseramtes vom 5. Juni 1753. Prot. I.
- <sup>66)</sup> Alle drei erwähnt 1450. Prot. I. B. u. B. VII 420.
- <sup>67)</sup> Fünferbrief vom 9. VII. 1400. Bau W. 13.
- <sup>68)</sup> Prot. I. B. u. B. VIII 43.
- <sup>69)</sup> Fünferbrief vom 26. XI. 1420. B. u. B. VI 114.
- <sup>70)</sup> Fünferbrief vom 31. XI. 1486 B. u. B. IX 29.
- <sup>71)</sup> Fünferbrief vom 5. XII. 1486. B. u. B. IX 29. — Dieser Arm des Baches ist als „rivulus“ in der Grenzscheidungsurkunde des Bischofs Heinrich zwischen den Gemeinden St. Leonhard und Peter, vom 14. IX. 1230 erwähnt; B. u. B. I 81. Madernagel II 1. S. 273. Zwei kleinere Runse befanden sich noch bei der Schmiedenzunft und der Safranzunft; Fünferbriefe von 1443 und 1471. B. u. B. VII 20 und VIII 306.
- <sup>72)</sup> Für das Vorstehende vergl. Bau W 13 und Prot.; siehe dort auch die Einteilung der Wasserberechtigten in 9 Kategorien.
- <sup>73)</sup> Bericht des Bau-Kollegiums an den Rat vom 29. September 1864: „Hauptsächlich aber entfernt dieser Bach längs seines Laufes eine Menge direkt in denselben gehenden Immundizien und spült verschiedene Dohlen der Stadt aus. . . . . Endlich hat er von jeher bei in seinem Reviere entstehender Feuergefahr schleunige und wesentliche Dienste geleistet.“

## Der Einfluß Isaac Iselins auf Peter Ochs.<sup>1)</sup>

Von Gustav Steiner.

---

Der Freundestkreis. Mouchon, Frey und Iselin.

In den Jahren, die für die Entwicklung des Charakters und der Lebensanschauung von größter Bedeutung sind, haben drei Männer, die enge miteinander durch Freundschaft verbunden waren, entscheidenden Einfluß auf Peter Ochs ausgeübt: der Basler Ratschreiber Isaac Iselin, Johann Rudolf Frey, Offizier in französischen Diensten, und der Genfer Pierre Mouchon, seit 1766 Pfarrer an der französischen Kirche in Basel. Alle drei gehörten einer frühern Generation an als ihr Schützling. Johann Rudolf Frey war der älteste unter ihnen. Er war 1727 in Basel geboren; Isaac Iselin war ein Jahr jünger als er, und Mouchons Geburtsjahr war 1733. Trotz des beträchtlichen Altersunterschiedes — Ochs war 1752 geboren — schenkten diese drei Männer dem Jüngling aufrichtige Freundschaft. Mouchon zuerst. Er war geradezu stolz auf den Kaufmannsohn, der in Hamburg in großen Verhältnissen aufgewachsen war und durch gesellschaftliche Gewandtheit und Lebenswürdigkeit, durch seine musikalischen Talente und durch die glänzende Beherrschung des Hochdeutschen und der französischen Sprache, durch Geist und Witz die Unterhaltung belebte und durch sein Temperament sogar die Stadt in Aufregung brachte, als er sich vom November 1769 bis zum November 1770 in Basel aufhielt.<sup>2)</sup> Damals schien seine Bestimmung zu sein, in das Hamburger Handelshaus einzutreten; er mußte deshalb wieder Basel verlassen;

freilich fügte er sich dem Willen des Vaters nur mit größtem Widerstreben. Die Briefe aus Basel trösteten ihn in seinem glänzenden Mißgeschick, besonders seit Isaac Iselin im Jahre 1773 ihn seiner Freundschaft würdigte und durch Mouchons Vermittlung auch mit Johann Rudolf Frey der Bund geschlossen war.

In herzlicher Bewunderung verfolgte Mouchon die literarischen Versuche seines jungen Freundes, mit weiser Zurückhaltung und mit einem Feingefühl ohne gleichen suchte er seinen Geschmack zu bilden, die übersäumende Kraft in Bahnen zu lenken, unmerklich sein heftiges Temperament zu bändigen und, indem er es nicht an Anerkennung und Bewunderung fehlen ließ, ihn zu warnen vor Oberflächlichkeit und übertriebenem Enthusiasmus.

Und ähnlich wie Mouchon gab sich Frey ganz den Gefühlen für Freundschaft hin. Begeistert konnte er dem Jüngling die Zusicherung geben, daß, soviel an ihm liege, nur der Tod die herzliche und aufrichtige Verbindung zerstören könne, ja, daß er sich sogar in der Vorstellung gefalle, seine wahren und guten Freunde wiederzufinden, wenn er einst dahingegangen sei, und daß diese Vereinigung der Seelen noch herrlicher und köstlicher sein werde als auf diesem Planeten, auf dem so viele Unvollkommenheiten herrschten. — Treue ist der Herzschlag dieses Mannes. Sie ist unwandelbar, auch wenn der Jüngling, dem er einst seine Freundschaft zum Geschenk gemacht hat, sich an den hohen Grundsätzen und am Ideal dieser Freundschaft versündigt. Gerade dann, wenn andere von Zweifel und Unsicherheit erfaßt werden, steht Johann Rudolf Frey mit ermunterndem und ermahnendem Wort bereit; denn wie sich Mouchon einen offenen Sinn für die neuen geistigen Bewegungen bewahrt hat, so besitzt Frey ein klares Auge, ein verständiges Urtheil, das durch seinen Beruf im tätigen Leben und durch das Studium des eigenen Wesens geschult ist. Er hat nicht umsonst vielbewunderte Moralschreiber und Philo-

sophen in ihrer „robe de chambre“ gesehen. Aus tiefer Überzeugung spricht er das Wort aus: „Chacun paye un peu plus, un peu moins son tribut à l'humanité.“<sup>3)</sup>

Iselin urteilt strenger. So sehr er die glänzende Begabung des jungen Ochs schätzt: er läßt sich nicht zu ungehemmter Bewunderung verleiten. Die jugendliche Begeisterung für alles Schöne und Wahre genügt ihm nicht. Er verlangt Erfüllung. Seine Freundschaft zu Ochs ist nie von jener mächtigen Unmittelbarkeit, wie sie in so zahlreichen Bekenntnissen jener in Gefühlen überströmenden Zeit uns heute noch überrascht. Aber sie ist voller Verantwortung. Er erteilt ihm nicht nur Ratschläge, wie er von dem Augenblicke an, da die Eltern Ochs ihrem Sohn die Zustimmung zum Studium der Jurisprudenz erteilen, auf sein wissenschaftliches Ziel hinarbeiten soll, sondern er wird auch sein moralischer Berater. Er ist in zwiefachem Sinn der Gebende, selten der Empfangende. Auch wenn er seine freundschaftliche Hingebung bezeugt, bleibt die Schranke, die trennt, bestehen. Es wird ihm viel schwerer als einem Frey und Mouchon, für den feurigen Enthusiasmus des jungen Ochs zu schwärmen; denn mit der Strenge, die er als gereifter Mann an sich selber übt, verlangt er auch, daß es die Freunde mit ihrer persönlichen Vervollkommnung ernst nehmen. Dabei vergaß er nur allzusehr, daß er die moralische Festigkeit, die er jetzt als Mann so unbedingt von andern forderte, in der Zeit blühender Jugend noch nicht besessen hatte, so daß die Maximen seines Pariser Tagebuches<sup>4)</sup> nur zu oft in Widerspruch standen mit der persönlichen Lebensführung.<sup>5)</sup>

Zur Zeit aber, da er die Freundschaft mit Ochs einging, war Iselin nicht nur Ratschreiber, sondern Schriftsteller, Verkündiger der Glückseligkeitslehre und der Tugend. In stillem Ernst hatte er an sich selber gearbeitet, und er handelte nach den Grundsätzen, die er aufstellte. Daß sich Peter Ochs, der Sohn eines ebenso reichen als angesehenen

Hausers zu diesen Grundsätzen bekannte, mußte ihn über alles freuen; daß aber seinem Schüler die Kraft und Widerstandsfähigkeit mangelte, und daß seine Taten nicht den Worten entsprachen, das machte ihn irre.<sup>6)</sup> Die eigenen Schwierigkeiten seiner Pariserzeit waren ihm, im Gegensatz zu Joh. Rud. Frey, nicht mehr gegenwärtig.<sup>7)</sup> So wurde er jetzt den schönen Deklamationen seines jungen Freundes gegenüber mißtrauisch, und er ließ es an ernstern Ermahnungen nicht fehlen.

Und dennoch hat weder Mouchon noch Frey einen so tiefen Einfluß auf Peter Ochs ausgeübt wie Iselin. Sein Verhältnis war dasjenige des väterlichen Freundes. Er lobte und tabelte, warnte und ermunterte. Wie er den festen Glauben besaß an die Höherentwicklung der gesamten Menschheit, so glaubte er an die Höherentwicklung dieses jungen Mannes. Wohl wurde dieser Glaube erschüttert; aber so wenig ihn die erlittenen Enttäuschungen oder die Spötteleien seiner Gegner zur Untreue an seinem Menschheitsideal bewegen konnten, ebenso wenig konnte er seine freundschaftliche und väterliche Fürsorge dem Manne entziehen, der alles, was er unternahm, mit Hefigkeit ergriff, und der doch wie weiches Wachs sich, im Guten wie im Bösen, formen ließ.<sup>8)</sup>

### Philanthropen und Physiokraten.

Für die Entwicklung von Peter Ochs sind jene Jahre freundschaftlicher Verbindung mit Iselin von großer Bedeutung. Allerdings: wenn er in den Gedankengängen Iselins stecken geblieben wäre, dann wäre er nie der Mann der Revolution geworden. Gerade in diesem Verhältnis spiegelt sich der Gegensatz der ältern und der jüngern Generation: jener ältern Generation, der die regierenden Häupter, die wirklichen Machthaber in der Eidgenossenschaft angehörten, die noch bis knapp vor dem Ausbruch der Revolution jede freiheitliche Bewegung ihrer Untertanen erstickten;

der jüngern Generation, welche die Grundsätze der französischen Revolution, die Gedanken der Gleichheit und der Volkssouveränität zu den ihren machte.

Zu dieser jüngern Generation gehört Ochs. Seine Denkweise verrät, bevor er nach Basel kommt, den Einfluß Rousseaus. Aber hier, in Basel, wird er ganz von den Humanitätsgedanken Hselins erfasst. Nur gelegentlich blitzen revolutionäre Gedanken auf, die verraten, daß für ihn Hselins Eudämonismus nur eine Stufe ist. Hselins Ideen vom größtmöglichen Glück der größtmöglichen Zahl von Bürgern finden bei Ochs ihre Ausweitung in den Forderungen der französischen Revolution.

Was Peter Ochs der Freundschaft mit Hselin an geistigen und seelischen Werten zu verdanken hat, worin er seinem Vorbild gleich zu werden trachtete und worin er sich von ihm bewußt fernhielt, Freundschaft und Krisis, das soll hier dargestellt werden, indem wir namentlich die Spuren verfolgen, die vom Briefwechsel des Hselinschen Kreises zur „Geschichte der Stadt und Landschaft Basel“ führen.<sup>9)</sup>

In der Einleitung zum ersten Band, der vier Jahre nach dem Tode Hselins erschien, bekennt Peter Ochs: „Ist Hselin, mein Vorfahrer, mein Freund und mein Lehrer, schrieb die Geschichte der Menschheit; sein Nachfolger, sein Verehrer, sein Schüler liefert die Geschichte des kleinsten Theils derselben. So wie das Verhältniß der Kräfte, so das Verhältniß des Vorwurfs. Gleichwarm ist aber bey uns beyden der Eifer gewesen, dem Nutzen unsrer Mitmenschen unser ganzes Können anhaltend aufzuopfern. Ich sage gleichwarm, und beleidige nicht Hselins Asche: seinen Geist konnte er mir nicht einhauchen, wohl aber seine Gesinnungen eingeben.“<sup>10)</sup>

Sollte das bloße Deklamation sein? Der Versuch, sich mit der Freundschaft des großen Mannes zu brüsten, nicht mehr wert als die schwülstige Dedication an die Prin-

jeffin von Anhalt-Zerbst, „l'encens qui vous est dû“? Reineswegs. Als Peter Ochs diese Einleitung schrieb, mußte er sich bewußt sein, daß die Grundsätze, die er auf den 80 ersten Seiten entwickelte, mit den Anschauungen und Forderungen Iselin's verwandt, ja aus diesen Anschauungen zum großen Teil hervorgegangen waren. Er teilt seinen politischen Idealismus. Ochs tadelt, daß im Freistaat Basel die „Gelehrten von den Rathsversammlungen gleichsam verbannt sind. Es ist also Pflicht, alle möglichen Wege einzuschlagen, damit Aufklärung sich allgemein verbreite.“<sup>11)</sup>

Damit trifft er mit Iselin zusammen, der die allgemeine Erziehung und Volksbildung als das wirksamste Mittel bezeichnet hat, um die Gesellschaft glücklich zu machen; Mangel an Bildung und Unwissenheit sind gefährliche Volkstrantheiten, sie sind die Quellen aller Laster und Übel, dagegen ist es leichter, Weise und Tugendhafte zu beherrschen. So denkt Iselin. Durch öffentliche Erziehung und durch die Verbreitung der Lehre der Physiokraten will er die Welt verbessern und glücklich machen. Deshalb sein Eintreten für den Philanthropen Joh. Bernhard Basedow, den dänischen Professor in Altona, der ein Elementarbuch herausgeben will, „um der Jugend die Anfangsgründe der menschlichen Erkenntnisse“ leicht und zweckmäßig beizubringen. Iselin richtet ein „Schreiben an die Helvetische Gesellschaft, die sich jährlich in Schinznach versammelt“,<sup>12)</sup> damit sie das Unternehmen fördere. Seinem Einfluß hat es der Philosoph von Altona zu verdanken, daß selbst die Regierung von Basel mit 600 livres de France die Edition dieses Elementarbuches unterstützt. Derjenige, der die Summe im voraus übermittelt und auch selber seinen Beitrag leistet, ist niemand anders als Peters Vater, Albert Ochs. Durch Iselin nämlich ließ sich dieser für Basedow gewinnen. Er unterdrückte dabei seine ursprünglichen Bedenken, während der Berner Escherner J. B., der mit dem Basler Rats Herrn doch enge befreundet war, ein frei-

mütiges Urteil aussprach mit den Worten: „Bisher habe ich in Basjedows Schriften viel Gutes aber auch viel Übertriebenes gefunden“; in den positiven Vorschlägen finde er „viel Quacksalberei“. <sup>13)</sup>

Basjedow, so schreibt Albert Ochs am 12. November 1768, habe sich sehr geschmeichelt gefühlt durch das Zeichen des Zutrauens, das ihm „unsere Republik“ geschenkt. „C'est un très digne homme, que notre philosophe, et ses bonnes intentions méritent d'être secondées par tous ceux qui sont en situation de le faire. L'approbation que vous donnez à son plan qui ne peut que plaire à tout homme, qui aime son semblable, dissipe les craintes que j'avais, qu'il ne ressemble à ceux du bon abbé St. Pierre, c'est-à-dire à des rêves d'un honnête homme.“ <sup>14)</sup>

Die Begeisterung, die Iselin damals für Basjedow an den Tag legte, war allerdings nicht von Dauer. Er hielt ihn wohl anfänglich für einen der größten Wohltäter des Menschengeschlechts, <sup>15)</sup> war dann aber enttäuscht; denn die übertriebenen Hoffnungen erfüllten sich nicht. Nichtsdestoweniger schien ihm die Umgestaltung des Schulwesens eine Hauptaufgabe. Seitdem die Anschauungen der Physiokraten die seinigen geworden, verlangt er einen Unterricht in drei Hauptstücken: er soll wirtschaftlich, moralisch und politisch sein. <sup>16)</sup>

Den Einfluß dieser Anschauungen finden wir in der Ochs'schen Einleitung zur Basler Geschichte, obgleich sich ihr Verfasser das „System“ Iselins nicht angeeignet hat. Er verlangt Aufklärung, damit die Regenten tüchtig und fähig seien, ihr Amt zu erfüllen. Er bekämpft die Meinung, daß der denkende Bürger staatsgefährlich sei. Zum 91er Wesen macht er die Bemerkung: „Weil Unwissenheit und Geheimnis die Staatsmaxime gewesen, wurde es jedem Aufwiegler ein leichtes, den blinden Haufen zur Ergreifung der strafwürdigsten Mittel zu reizen.“ Seine Basler Geschichte soll denn auch mehr als eine bloße Chronik sein; es soll vielmehr „eine Art Abhandlung über die Politik zu-



gleich abgeben“.17) Welch eigentümliche Abhandlung! Von Naturrecht, von Kultur und Aufklärung ist die Rede, von Patriotismus und „Heymathlust“, von „Freiheit“ und Souveränität, von Verfassungen und Regierungsformen, „von dem Verhältniß zwischen dem Werth und Preise der Dinge“, vom Universalwohl und vom Wohl der Menschheit. Dabei prägt er eigene Ausdrücke wie Pantonarchie, Senatrokratie u. dgl.

Als Peter Ochs 1769 auf ein Jahr nach Basel kam, da war Iselin eben im Begriff, sich entscheidend mit den Nationalökonomen des 18. Jahrhunderts, mit den Physiokraten auseinanderzusetzen, und nichts kann uns auf den ersten Blick mehr überraschen, als daß im Briefwechsel zwischen Peter Ochs und Isaac Iselin, der am 25. Juli 1773 einsetzt — Ochs befand sich damals wieder in Hamburg — die Ökonomen leer ausgehen. Und doch ist es begreiflich, daß Iselin, der jetzt seine bisherigen volkswirtschaftlichen Anschauungen aufs neue durchprüfte, mit den Schriften der Physiokraten verglich und den Gedanken Quesnays vom Reinertrag der Arbeit des nährenden Standes zu dem seinigen machte, an dieser Geistesarbeit den ungeschulten Freund nicht — wenigstens in Briefen nicht — teilnehmen ließ.

Um so lebendiger ist damals Iselins Gedankenaustausch mit Frey, der in Paris den Marquis de Mirabeau persönlich kennen gelernt hatte.<sup>18)</sup> Im „l'ami des hommes“ forderte Mirabeau die Umkehr vom Merkantilismus. Iselin verglich seine eigenen Ideen mit den Gedanken des „ami des hommes“, nahm für sich sogar die Priorität in Anspruch und das Anrecht auf den kostbaren Titel eines „Menschenfreundes“, der ihm immer teuer gewesen sei.

Das Haupt der neuen Schule aber war der Arzt François Quesnay. Seine ersten nationalökonomischen Artikel erschienen 1756 in der von d'Allembert und Diderot herausgegebenen „Encyclopédie“. Zwei Jahre später veröffentlichte Quesnay zum erstenmal seine Lehre zusammenfassend

im „Tableau économique“. Der Hauptsatz dieser physiokratischen Lehre, auf die hier nicht näher kann eingegangen werden, heißt: „Die Erde allein ist die Quelle aller Güter.“ Der wahre Reichtum eines Landes besteht nicht in Gold und Silber (wie der Merkantilismus, allerdings in mißverständlicher Weise, gesagt hatte), sondern in den Bodenerzeugnissen, die entweder als Nahrungstoffe oder als Rohstoffe für das Gewerbe dienen. Im eigentlichen Sinne des Wortes ist nur die Klasse der Bodenbebauer produktiv.<sup>19)</sup> — Das ist nichts anderes als die Beschützung des dritten ländlichen Standes. Wohin diese Gedanken in der Welt der Tatsachen führen würden, konnte Jselin nicht ahnen. Wir aber wissen, daß das, was der Physiokrat Turgot, der 1774 Finanzminister in Frankreich wurde, in langsamer Reformarbeit zu erreichen suchte, durch die Revolution von 1789 mit einem Schlage durchgeführt wurde, indem in der Nacht vom 4. auf den 5. August die Feudalrechte, die persönlichen Dienste, Zehnten und Zünfte abgeschafft wurden.

Die bloße Ahnung einer solchen gewalttätigen Umwälzung hätte den Basler Ratschreiber, der von der Rechtmäßigkeit bestehender Gesetze und Obrigkeiten tief durchdrungen war, und dem jede Erschütterung der Staats- und Gesellschaftsordnung als Frevel vorgekommen wäre, aufs heftigste erschreckt. Er war und blieb nun einmal der Gelehrte, der Philosoph, der von schönen Idealen erfüllte Menschenfreund. Darum erscheinen auch seine moralpolitischen Schriften recht blaß neben der praktischen Art seines Berner Freundes Tscharner, den Pestalozzi nicht umsonst in „Lienhard und Gertrud“ porträtiert hat.<sup>20)</sup> Zwar tadelt Jselin die politischen Ansichten; aber sein tiefstes Wesen kommt stets zum Ausdruck in seiner Glückseligkeitslehre. Er träumt von einem tugendhaften Volk und von erleuchteter Staatskunst und macht es sich zur Aufgabe, „im Menschen den Bürger aufzusuchen“.<sup>21)</sup>

Da entdeckt er in der Auffassung Quesnays seine „eigensten Gedanken“. Er habe die sechs Bände der Physiokratie gelesen, schreibt er im April 1770 an Frey, die ihm der Landvogt Christ (von Mönchenstein) geliehen habe. Er billige ihre Grundsätze. Je mehr er aber darüber nachdenke, um so verabscheuenswerter finde er den Zustand und die Verfassung des Vaterlandes. Er habe schon früher ähnliche Gedanken gehabt, habe sie aber aus Rücksicht auf die Mitbürger für sich behalten. Jetzt will er energischer dafür eintreten. Einer seiner Korrespondenten wolle ihm beweisen, daß nichts gerechter sei als die Verfassung des Freistaates Bern, und daß es keine glücklicheren Menschen gebe als die Untertanen dieser Republik. Iselin will ihm antworten, daß, nach seiner Ansicht, die Untertanen Ihrer Erzellenzen wie diejenigen aller Kantone erst glücklich sein werden, wenn ein mächtiger Nachbar die Freundlichkeit haben werde, sie zu erobern.<sup>22)</sup>

Wie prophetisch, wie revolutionär! Aber Iselin ist kein Revolutionär. Er ist der Gelehrte, der mit der Feder kämpft, dem aber, wie einem Erasmus, Umsturz und Gewalttätigkeit verhaßt sind. Wohl wird er, wenn auch selten, von Zorn und Mißmut durchschüttelt, aber die letzten Konsequenzen zieht er nicht. Er rüttelt wohl am Bestehenden, aber nicht, um niederzureißen.

Durch die physiokratische Lehre gewinnt Iselins Glückseligkeitslehre größere Festigkeit. Höheres Menschentum bleibt sein Ideal, der „Menschenfreund“ sein schönster Titel. Zur Jahreswende schreibt er am 31. Dezember 1773 an Peter Ochs: „Je souhaite de tout mon coeur que l'année dans laquelle nous allons entrer soit des plus heureuses pour vous par des progrès toujours plus éclatants dans la carrière de la vertu et de la raison.“<sup>23)</sup> Das heißt eben, daß nach dem Maß von Weisheit und Tugend, das sich Ochs erwirbt, auch das Lebensjahr ihm zu einem der glücklichsten werden kann. Und ein andermal: er, Ochs,

könne mehr als Dichter sein, nämlich Mensch, tugendhafter Mensch, Freund der Menschheit, Maler der Tugend.<sup>24)</sup>

An dieser Grundlage hält er fest. Aber zugleich macht er sich auch zum Vertreter physiokratischer Anschauungen; er ist von der „großen Wahrheit“ überzeugt, daß nur der Reinertrag der Arbeit des nährenden Standes alle übrigen erhalte, und daß von diesem Reinertrag der allgemeine Wohlstand abhänge. „Der Stand des Landwirts erhält wieder seinen Wert, seine Würde, seine Anmut.“<sup>25)</sup> In seinem „Versuch über die gesellige Ordnung“ lehnt er sich ganz an Quesnay an. „Der Grund aller Künste, aller Gewerbe, alles Reichthums und folglich alles Wohlstandes der Menschheit beruhet einzig auf der Landwirtschaft.“<sup>26)</sup> Das niedrige Volk, den vierten Stand, („le bas peuple“) über sah Jselin völlig. Dagegen wurden die „Ephémérides du citoyen“ vorbildlich für seine eigenen Ephemeriden. Er war voller Bewunderung für Männer wie Dupont, den zeitweiligen Redaktor jener französischen Zeitschrift, der ihn in Basel sogar aufsuchte und der, als die französische Revolution ausbrach, auf hervorragendem Posten stand.<sup>27)</sup> Als Jselin 1776 in den „Träumen eines Menschenfreundes“ den Satz aufstellte: „Der Schöpfer will, daß die größtmögliche Anzahl Menschen auf der Erde . . . die größtmögliche Glückseligkeit in dem vollkommensten Ebenmaße genießen,“<sup>28)</sup> da ahnte er den innern Zusammenhang dieser Forderung mit den sozialen Kämpfen und Parteiprogrammen des 19. und 20. Jahrhunderts nicht. Auch den schwachen Punkt von Quesnays System entdeckte er nicht. Erst Louis Blanc spottete, das Amt der Grundeigentümer bestehe darin, Renten zu verzehren.<sup>29)</sup>

Wie wenig sich Peter Ochs vom Gedankengang Jselins hat festlegen lassen, das zeigt sein Kapitel vom „Verhältniß zwischen Werth und Preis der Dinge“. Der Landeigentümer, — so sagt er in der Basler Geschichte unter anderem, — der sein Land verpachtet, „kann ebensowohl

Wucher treiben, als der Gelbeigenthümer. Wucher treibt er in jenen Landen, wo der unglückliche Leibeigene, für den Genuß einiger Äcker, mit so vielen Abgaben und Frohndiensten beladen ist, daß ihm kaum die Nahrung von seiner sauren Arbeit übrig bleibt.“<sup>30)</sup> Die Lehre Quesnays von dem reinen Ertrag, die Iffelin als wichtigste Entdeckung auf wirtschaftlichem Gebiet bezeichnet und deren Erfinder er mit einem Newton vergleicht, findet bei Peter Ochs keinen Widerhall. Wie ganz anders ergreift ihn das Evangelium von der Gleichheit und Freiheit, das 1789 aus Frankreich dringt!

In das „Tableau économique“ hat er sich nicht vertieft. Und auch Iffelin läßt es, so weit wir aus der Korrespondenz schließen können, an der Aufmunterung dazu fehlen. Während er seinem jungen Freunde Wegleitung gibt für das juristische Studium, schweigt er von dieser neuen Nationalökonomie, über deren Dunkelheit er sich selber oft beklagt, von der sein Freund Escharner mit der trockenen Bemerkung sich abwendet: „Herr Quesnay war gewiß kein erfahrener Landwirt“, und der sich auch Johann Rudolf Frey nicht unbedingt ausliefert. „Il avait la réserve et parfois l'obscurité d'un prophète“ urteilt Levasseur über den Meister der physiokratischen Schule.<sup>31)</sup> Dies Dunkel zu durchdringen, dazu fehlte Ochs Freudigkeit und Energie.

Die Möglichkeit freilich, Iffelins physiokratische Bestrebungen kennen zu lernen, fehlte nicht. Denn dieser faßte sie um jene Zeit zusammen in seiner Schrift: „Versuch über die gefellige Ordnung,“ 1772 in Basel im Druck erschienen.<sup>32)</sup> Der Verfasser überreichte ein Exemplar dieses Wertes, das ihm äußerst wichtig war, Albert Ochs, als sich dieser gerade in Basel aufhielt. Im ersten Brief nun, den Peter Ochs aus Hamburg an Iffelin richtet, bezeugt er dem gelehrten Ratschreiber seine höchste Bewunderung: „vous trouverez en moi, non seulement un disciple du célèbre auteur de „l'Histoire de l'humanité,“ mais encore

un de ses apôtres les plus zélés.“<sup>33)</sup> Die „Geschichte der Menschheit“! — mag sie wirklich einem Epos gleichen, in dem die allmächtige Befreiung der Menschheit von der Herrschaft der Triebe und Begierden, der Sinnlichkeit und Einbildung durch die Macht der Vernunft verherrlicht wird; mag der Glaube an den Fortschritt des Menschengeschlechts, der das ganze Werk durchdringt,<sup>34)</sup> die Begeisterung des Jünglings entflammt haben — eines bleibt bedeutungsvoll, daß nämlich Peter Ochs nur für dieses Werk den persönlichen Ausdruck des Enthusiasmus findet, das zehn Jahre vorher ans Licht kam, und daß er für Iselins jüngste physiokratische Schrift nur das übliche Prädikat übrig hatte, das der Lobredner leichterdinge handhabt, wenn er das Werk nicht gelesen hat, aber seine Vorzüglichkeit nicht in Frage stellt. Im Auftrag des Vaters spricht er tausendfältigen Dank aus: „il dit qu'il y trouve sa vraie religion.“

Trotzdem also der Vater den Inhalt jener physiokratischen Schrift als seine wahre Religion bezeichnete, schenkte ihr der Sohn, weder jetzt noch später, seine Aufmerksamkeit, während er die „Geschichte der Menschheit“ stets wert hielt. Dem Vater ließ Iselin die Versicherung zugehen, daß ihm die Zustimmung zu seinen „ökonomischen Träumen“ sehr wertvoll sei. Um den Beifall des Sohnes bemühte er sich nicht. Wie wenig dieser sich um die Physiokraten kümmerte, das läßt die Einleitung der Basler Geschichte erkennen. Sie haben keine Macht über ihn. Das ist sehr begreiflich. Als Iselin das Dunkel der Physiokraten zu durchdringen strebte und mit der schwierigen Materie kämpfte, da war Peter Ochs noch nicht einmal Student der Jurisprudenz, und als er die Einleitung zu seiner Geschichte schrieb, da hatten die Physiokraten den Höhepunkt überschritten. Keine Zeile in den Briefen an Ochs verrät, wie Iselin gerade im Jahre 1774 mit Spannung den Blick nach Frankreich gerichtet hielt. Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, schrieb Iselin mit einem Wortspiel an Joh. Rud. Frey:

„On dit le nouveau Roi économe. Puisse-t-il aussi devenir économiste.“<sup>35)</sup> Und als Turgot den Kampf gegen die Mißbräuche der Steuerverpachtung aufnahm und sogar Miene machte, die Fronarbeit der Bauern aufzuheben, als er sich dadurch den Haß der mächtigsten Familien im Lande zuzog, so daß Frey fürchtete, die Ökonomen seien zu rasch und zu verwegen, da war Hselin voller Bewunderung. Seine Ergriffenheit spüren wir heute noch, gesteht er doch, daß, wenn er unter allen Menschen zu wählen hätte, er Turgot oder Escharner von Wildenstein sein möchte.<sup>36)</sup> Aber schon ein Jahr später war Turgot gestürzt. 1781 starb er. Sein Leben hatte, nach einem Worte Laharpes, nur zwei Leidenschaften gekannt: die Wissenschaften und das Glück des Volkes.<sup>37)</sup>

Jeder Mensch hat nach Hselin den Trieb zur Vollkommenheit in sich.<sup>38)</sup> Das war es wohl, was Peter Ochs in seinem Innern traf. Und er fühlte sich gehoben durch die Schönheit der Gedanken in der „Geschichte der Menschheit“. Die Schwierigkeiten der ökonomischen Doktrin dagegen besaßen für ihn keine Anziehungskraft. Mit leichtem Fassungsvermögen begabt, von großer Lebendigkeit des Geistes, ergriff er das, was ihm zusagte. Er schrieb Verse und wußte noch nicht, ob er zum Dichter berufen sei. Der glänzende, geistreiche Schriftsteller galt ihm mehr als der schwerfällige, tiefe Philosoph. Was ihm zusagte, das zog er in seinen Interessentkreis, um es wieder fallen zu lassen, wenn seine Neugierde sich andern Dingen zuwandte. Die Sprache ist ihm mehr als bloßes Mittel und Werkzeug. Er beherrscht das Französische, weiß in formvollendeten Wendungen seine Gefühle unmittelbar auszudrücken. Was er schreibt, ist nicht Papiersprache, sondern das lebendige, das gesprochene Wort. Er ist Dichter, Redner, berauscht sich am Klang der Sprache; er hat Freude an Geist und Wiß; aber vor Schwierigkeiten schreckt er zurück. Pierre

Mouchon bindet ihm darum auf die Seele, Rousseaus „Emile“ gründlich zu studieren: „Cet ouvrage doit être profondément médité.“ Aber gerade in dem unruhigen, auf das Neue und Glänzende gerichteten Geist des jungen Ochs spiegelt sich französisches Wesen, über das Mouchon klagt: „On voit trop dans les écrits modernes ce désir de briller, ces prétentions à l'esprit, cette ambition de célébrité, qui déparent les meilleures choses et qui gâtent tout.“<sup>39)</sup> Und alle drei, Mouchon, Iselin und Frey, sprechen ihrem jungen Freunde, dessen Flatterhaftigkeit sie beunruhigt, immer wieder zu, sich einen festen Lebens- und Arbeitsplan vorzunehmen; nur so werde er zu seinem Ziele kommen. Iselin tadelt aufrichtig das Schwelgen in schönen Phrasen. Er verlangt weniger Übertreibungen und dafür mehr Wahrheit. Er nimmt ihn in eine strenge Schule. Er empfiehlt ihm nämlich die Lektüre der philosophischen Werke von Christian Wolff, besonders seine Ontologie und Logik. Ochs kenne ja die Notwendigkeit, sich ganz bestimmte Gedanken über alle Gegenstände unserer Kenntnisse anzueignen und die gründliche Lektüre dieser Werke, so trocken, so abstoßend („dégoûtante“) sie auch sein könne, werde ihm von größtem Nutzen sein, besonders wenn er sich darin übe, Definitionen zu bilden und die Gedanken zu analysieren.

Er teile keineswegs alle Ansichten Wolffs, aber, so schließt er für den Schöngeist sehr verheißungsvoll: „je respecte son esprit lumineux jusque dans la barbarie de son style latin.“<sup>40)</sup>

Wieweit Iselin seine Absicht erreicht hat, das läßt die Einleitung in die Basler Geschichte erkennen: Ochs ist bestrebt, zu definieren; aber streng systematisch geht er auch dort nicht vor. Die volkswirtschaftlichen Erkenntnisse, die er sich angeeignet hat, entbehren des Zusammenhangs und der logischen Entwicklung. Für Iselin bedeutete das Studium Quesnays Klärung und Läuterung. Indem er



seine ganze Aufmerksamkeit auf den produzierenden Stand des Landwirts und auf den Reinertrag lenkte, gewann er eine feste Grundlage für das Gebäude seiner Glückseligkeit. Er trennte jetzt genau das Gebiet der Nationalökonomie von dem der Moral einerseits und dem der Politik andererseits. Nicht nur diese Trennung fehlt der Einleitung in die Basler Geschichte, sondern überhaupt eine einheitliche Durchbildung. Wollte man aber gar noch annehmen, daß sich Ochs die Protektion des landwirtschaftlichen Standes zu seiner Aufgabe gemacht habe, er, der später der Vertrauensmann der Bauern wurde, so würde man sich schwer täuschen. Seine Befangenheit in der politischen Denkungsart Iselins äußert sich nicht zuletzt darin, daß er vom gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft ausgeht und im Zirkel wieder zu ihm zurückkehrt. Da ist noch nichts von politischer Freiheit und Gleichheit, nichts von Aufhebung der Untertanenverhältnisse. Er ist nicht revolutionär, schon deshalb nicht, weil er von Iselin herkommt. Er erwärmte sich an Iselins Eudämonismus. Aber konnte das Tugendstreben die soziale Umgestaltung herbeiführen?

Ochs kannte das wirtschaftliche Elend der Bauern nicht, die z. B. in Frankreich in dem kurzen Zeitraum von 1723 bis 1756 elfmal Teuerung und Hungersnot durchleben mußten; er war sich nicht bewußt, wie die „Stirne des Plebs den angeborenen Schandfleck der Knechtschaft“ trug.<sup>41)</sup> Rousseau kannte das Elend der von den Steuerpächtern und von den Grundherren ausgefogenen Bauern. Und der Berner Escherner, der Landvogt auf Wildenstein, war gerade deshalb den Physiokraten abgeneigt, weil er mitten in praktischer, hilfreicher Tätigkeit stand, um die Not seiner Untertanen zu lindern; erzählt er doch dem Freunde Iselin einmal, daß seine Rebleute „beim Genuß der Schnecken ihre Reben von diesem schädlichen Insekt und sich dabei vor Hunger retten.“<sup>42)</sup> Gerade für die wirtschaftliche Not,

wie sie in Wirklichkeit bestand, besaß der junge Ochs den Blick nicht. Sein Kapitel über die „Freiheit“ ist ganz in Ffelins Geist geschrieben. Derselbe Ochs, der zwölf Jahre später der Anwalt der Bauern ist, findet in seiner Basler Geschichte von 1786, — also drei Jahre vor Ausbruch der französischen Revolution! — den sozialen und politischen Zustand ganz in Ordnung und selbstverständlich. „Entweder“, so sagt er, „sind wir in einer Gesellschaft nur dem Staat unterworfen, oder noch darüber einer besonderen Person oder Familie als Sklav oder Leibeigener. Der erste Fall ist, was man eigentlich Freiheit nennet. Daher sind die Bauern bei uns, wenn sie schon Leibeigen heißen, eben so freye Schweizer als ich und andere Bürger, denn sie und wir sind nur dem Staat unterworfen, sie und wir müssen der Obrigkeit gehorchen, die den Staat verwaltet.“<sup>43)</sup> Als Ochs dies schrieb, war ihm der Gedanke an eine mögliche Aufhebung der Leibeigenschaft noch fremd; erst viel später kann er mit Befriedigung Abel Merians Anzug im Großen Rat von 1789 in die „Geschichte“ aufnehmen. Merian, so schrieb er im letzten Band, habe „sehr gründlich bemerkt“, wie es erforderlich wäre, den Untertanen zu zeigen, „daß man nicht mehr in der Barbarey des Mittelalters lebe“.<sup>44)</sup> Die Scheidung der schweizerischen Bevölkerung nach Ständen und Rasten kannte Ochs noch nicht, als er von Hamburg nach Basel übersiedelte, und als er sie kennen lernte, nahm er keinen Anstoß daran. Diese Gliederung in regimentenfähige Bürger, in „Hintersäßen“, „Beisäßen“, usw. war ja historisch geworden. Er sah noch mit Bewußtheit, daß eine kleine Minderheit im alleinigen Besiß aller staatlichen Macht war. Und doch war gerade in Basel die regimentenfähige Bürgerschaft im Laufe der Zeit so sehr zusammengeschmolzen, daß die Zünfte oft Mühe hatten, die gesetzliche Zahl von Abgeordneten in den Großen und Kleinen Rat ausfindig zu machen. Es kam vor, daß von drei volljährigen Basler Bürgern einer ein Beamter oder ein

Herr des Großen Rates war.<sup>45)</sup> Seit 1757 trat Iselin wiederholt und mutig für die Aufnahme von Bürgern ein;<sup>46)</sup> er erregte dadurch Aufsehen, Haß und Widerstand, und seine Schrift von 1762 über die Annahme neuer Bürger wurde vom Rat kurzerhand verboten, weil sie geeignet sei, viele Verdrießlichkeiten zu verursachen. Der körperlich schwächliche und seinem Wesen nach sanfte und gütige Philosoph besaß weder den Mut, noch die nötige Spannkraft, um einen ungleichen Kampf aufzunehmen.

### Naturschwärmerei.

Für Iselins volkswirtschaftliche Bestrebungen fehlte dem angehenden Juristen Peter Ochs das Verständnis, als er 1774 nach Basel kam. Wie so vielen seiner Zeitgenossen sagte ihm die Naturschwärmerei, die von Rousseau ausging, viel mehr zu als das schwierige Studium der Ökonomen. Und diese Verherrlichung des Landlebens war damals Modesache. Die Bedürfnislosigkeit, Freiheit und Unschuld des Landmannes verherrlichte Albrecht Haller mit bombastischen Übertreibungen in den „Alpen“. Dem „wilden Fürst“, der „mit seiner Diener Rümpfen“ spielt, stellte er das „vergnügte Volk“ der Hirten gegenüber:

„Seht ein verachtet Volk zur Müß und Armut lachen,  
Die mäßige Natur allein kann glücklich machen.“

Johann Kaspar Hirzel suchte in seiner „Wirtschaft eines Philosophischen Bauers“ auch die „Gebildeten“ für den Bauernstand zu begeistern.<sup>47)</sup> Vornehme Bürgersöhne zogen aufs Land hinaus, um mit Hacke und Pflug und unter Bauern zu arbeiten. Nichts ist begreiflicher, als daß die Lehre der Physiokraten, daß ihr landwirtschaftliches Protektionssystem sich vermischen ließ mit der gefühlsmäßigen, von Rousseau genährten Begeisterung für das Landleben. Mit Aufmerksamkeit mag Peter Ochs, der dem Kaufmannsstande entfloß, Iselins Traktat „über die Handlung“ gelesen haben, in dem der Verfasser seine Meinung unzwei-

deutig ausspricht: „Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Feldbau. Dieser ist die demselben von Gott bestimmte Arbeit.“<sup>48)</sup> Für die Schönheiten der Natur besaß Ochs ein empfängliches Gemüt, und er suchte diesen Empfindungen im Gedicht Ausdruck zu geben. Als er den Sommer 1774 auf dem Gute Neu-Schauenburg zubrachte, da genoß er die Schönheit von Wald und Wiesen und Reb-  
 geländen, von Berg und Burg mit dem herrlichen Weitblick in die Rheinebene in vollen Zügen. Als Dichter, nicht als Landmann! Zwar schrieb ihm der Physiokrat Jselin, er solle seinen Gastfreund die ganze Würde seines Standes als Landwirt fühlen lassen; und er selbst könne mit seinen reichen Mitteln dessen landwirtschaftliche Unternehmungen unterstützen. Damit erweise er dem Vaterland und der Menschheit einen wahren Dienst. Es ist der überzeugte Physiokrat, der die Worte niederschreibt: Wenn diejenigen, die im Reichtum schwimmen und nur groß sind durch die Arbeit des Landmannes („agriculteur“ schreibt er, nicht „paysan“), die unendlichen Schwierigkeiten kennen, die sie zu überwinden haben, dann würden sie es als ihre erste Aufgabe betrachten, mit ihrem Überfluß ihnen beizustehen und zu helfen. Ochs werde der glücklichste und achtbarste Mensch sein, wenn er fortfahren werde, von seinen Talenten und von seinem Reichtum einen so schätzbaren Gebrauch zu machen.<sup>49)</sup> Aber der Schüler mußte dem Meister bekennen, daß ihm die Landwirtschaft („l'art de l'agriculture“) noch fremd sei. Immerhin sei es leicht möglich, daß er seinen dauernden Wohnsitz auf dem Lande nehme. Sein Geschmaç, seine Neigung zum Studium, seine Gesundheit: alles das mache ihm daraus eine süße Pflicht. Übrigens habe er wirklich die Erweiterung seiner landwirtschaftlichen Kenntnisse damit erwidert, daß er seinem Gastgeber gegenüber den Stand des Landmannes gelobt und verherrlicht habe. Er habe ihm verschiedene Stellen aus dem „Épître au peuple“ von Thomas vorgelesen.<sup>50)</sup> — Von

Verständnis für Iselins Absichten keine Spur! Und Iselin macht auch keinen Versuch mehr, ihn für volkswirtschaftliche Studien zu gewinnen. Er litt selber darunter, daß die Physiokratie als Modesache behandelt und sehr bald abgetan wurde. Als sich Ochs zwei Jahre später in Leyden aufhielt, erteilte ihm Professor Joh. Rud. Iselin den Rat, noch Geschichte und öffentliches Recht auf einer deutschen Universität zu studieren. Diese Materie sei jetzt in Mode wie die Ökonomie („ . . . sont aujourd'hui du goût“); für wie lange, wisse er nicht; denn alles sei veränderlich und unbeständig.<sup>51)</sup> Und Isaac Iselin, der 1770 mit Haut und Haar dem „démon agriculteur“ verfallen war, so daß er ihm einen seiner Söhne opfern wollte — er sollte nicht Kaufmann, sondern Landwirt werden, — Isaac Iselin mußte es zehn Jahre später erleben, daß er nicht einmal mehr eine ökonomische Schrift unterbringen konnte, weil die Konjunktur so rasch vorübergegangen war.<sup>52)</sup> Als er nämlich seinem Freund Escharner den Auftrag gab, für ein Manuskript über Nationalökonomie einen Verleger in Genf zu suchen, fand sich keiner. Escharner schrieb ihm: „Das Ding ist seit Turgots Tod und Neders Fall schon so sehr außer Mode, daß kein Buchdrucker sich des Zeugs, wie sie sagen, anders als auf Unkosten des Verfassers beladen will; cela peut être bon mais cela n'est plus de saison.“ „So commentieren wir auch Träume;<sup>53)</sup> denn auf Platonische Träume läuft doch in der neueren Physiokratie alles hinaus. Was nützt's über Systeme schreiben, welche nicht für diese Welt gemacht sind!“<sup>54)</sup> Dies Wort mochte schmerzen, weil es von einem Freunde kam und nicht viel anders enthielt als Schlossers heftiger Angriff auf die „Träume“ Iselins: „Rousseaus Gang der Natur ist ein Gang im Staube, er erniedrigt den Menschen zum Tier, aber Iselins ein Gang in den Wolken.“<sup>55)</sup>

Mit den „Träumen eines Menschenfreundes“ ergänzte Iselin den von Albert Ochs so hoch eingeschätzten „Versuch

über die gesellige Ordnung“. Darin führte er aus, daß die Landwirtschaft die Grundlage der allgemeinen Wohlfahrt und die vornehmste Arbeit des Menschen sei. Diese Schriften ließen Peter Ochs kühl,<sup>56)</sup> sie mochten ihn höchstens in seiner Vorliebe für das Landleben bestärken, einer Vorliebe, die aber niemals auf den Genuß städtischer Kultur hätte verzichten mögen. Er nahm teil an dem „Enthusiasmus, mit welchem der Feldbau und alle ökonomischen Wissenschaften von den Köpfen durch ganz Europa umfasset werden,“<sup>57)</sup> ohne sich in die Doktrin zu verlieren. Auch er opferte, freilich nur in bescheidenstem Maße, dem démon agriculteur: Auf einer Bücherrechnung vom Jahre 1779 ist neben Abelungs Wörterbuch notiert ein „Allgemeines Haus und Lehrbuch für Landwirth 2 Thele m. Kupf. 4to.“<sup>58)</sup> Die Absicht, wenigstens einen Teil seines Lebens auf dem Lande zuzubringen, wiederholt er in einem Briefe aus Leyden an den Freund Frey: nie habe er weniger Ehrgeiz gehabt, als jetzt. Sein einziger Wunsch gehe dahin, sich in der Schweiz ein Landgut zu kaufen und dort, im Genuß der Natur und der Studien, jeweils den Sommer zu verbringen, im Winter aber in Basel, Straßburg oder Paris sich aufzuhalten, wo er Freunde und Verwandte habe.<sup>59)</sup>

Nach dem Aufenthalt in Leyden ließ ihn sein Vater nach Hamburg kommen, damit er ihn bei der Liquidation des Handelshauses unterstütze. Der Sohn aber trug sich mit dem Gedanken, in Basel ein Amt zu übernehmen und sondierte Iselin.<sup>60)</sup> Seine Gesundheit war seit langem erbärmlich, der Geschmack an den Studien und an der Einsamkeit gewachsen. Iselin ließ ihm seine Ratschläge zukommen und fügte die Aufforderung bei, er solle, wenn er das Privatleben vorziehe, sich ein Landgut im Elsaß oder im Ranton Bern kaufen — Iselins schönster Traum, den er so gern für sich verwirklicht hätte! — da könne er glücklich sein und zugleich Gutes tun. „Faites-vous agriculteur!“<sup>61)</sup>

Noch in den Aufzeichnungen für seine Leichenrede

rühmt Peter Ochs, daß ihm Gott gegeben habe „le goût du travail, des sciences et des beaux arts, l'enthousiasme de la belle nature“;<sup>62)</sup> wie Nikolaus von Brunn in deutscher Übersetzung sagte: „ein dahinreißendes Gefühl bey dem Anblicke der Schönheiten der Natur.“<sup>63)</sup>

### Les lois somptuaires.

Die „Geschichte der Menschheit“ ist dasjenige Werk Iselins, das Peter Ochs unter allen am meisten geschätzt hat. Es steht am Eingang der Freundschaft zwischen dem Meister und dem Schüler, und es steht am Ausgang: in jenem Denkmal, das Ochs in der Basler Geschichte seinem Lehrer errichtet hat. Wiederholt, namentlich in der Leydener Zeit, trägt sich Ochs mit dem Gedanken, es ins Französische zu übersetzen. Wenn er in der Basler Geschichte die Lehren des natürlichen Rechts auf den Grundsatz zurückführt: „Verebelung der menschlichen Seele,“ so bewegt er sich in der Philosophie des Ratschreibers Iselin: „Die Menschheit näherte sich immer mehr der Vollkommenheit.“ Dies Buch und die Persönlichkeit des Verfassers haben nicht nur in Peter Ochs Ideale geweckt, sondern sie haben, so weit es möglich war, seinem Leben und Streben Richtung gegeben. Der Jüngling nahm seinen Flug weit, und wenn ihn das Gewicht auch zur Erde zog, so wird das Verdienst seines Meisters dadurch nicht geringer, und dem Schüler gereicht es nicht zur Schande, daß er ein so hohes Vorbild sich erwählt hatte.

Mit der Wertschätzung von Iselins Schriften und Persönlichkeit verband sich in Peter Ochs allerdings auch die recht menschliche Eitelkeit, Freund eines großen Mannes zu sein.<sup>64)</sup> Er verfehlte denn auch nicht, schon in seinem zweiten Brief sich als heftigen Anhänger der Luxusgesetze zu erkennen zu geben — derselbe Ochs, der nicht viel früher in einem Brief an Mouchon den Reichtum verherrlicht hatte. Zweifellos ließ er sich von dem Bestreben leiten,

wirklich, wie er sich im ersten Brief angekündigt hatte, ein eifriger Apostel von Jselins Anschauungen zu sein. Aber in dessen Anschauungen selbst täuschte er sich. Allerdings warnte Jselin in der „Geschichte der Menschheit“ vor dem Überfluß, der zu Weichlichkeit und Verderbnis und zum Untergang der Staaten führe: „Schon stehen wir an dem Rande des Abgrundes.“<sup>65)</sup>

Die Diskussion über „den Pracht“ war damals sozusagen an der Tagesordnung. Mit dem Berner Freunde Escharner besprach Jselin eingehend den Wert von Luxusgesetzen. Die Lösung war nicht leicht. Denn, schreibt Escharner: „Die Reichen müssen sich je mehr und mehr bereichern, wo man ihrem Aufwand Schranken setzt.“<sup>66)</sup> Aber er kam doch zu dem Schluß: In einem armen, eingeschränkten und freien Staate sind Gesetze „wider den Pracht“ notwendig; denn der Pracht beseitigt die Gleichheit. Nur müssen Prachtgesetze begründet und einfach sein.

Jselin widersetzte sich. Seiner Meinung nach sollten „die allzugroßen Güter wieder verteilt und durch die Industrie den mangelbaren zugeführt werden.“ „Dawider aber,“ schrieb ihm Escharner, „streitet die Erfahrung aller Zeiten und Völker; wo je der Pracht geherrschet, da fanden sich Reiche und Arme, und verschwand der glückliche Mittelstand, und die unschätzbare Gleichheit der Güter, die angenehmen Empfindungen, die allgemeine Wohlfahrt und Glückseligkeit.“ Er setzte dem Freund Jselin hart zu: „Tugend und Sitten allein machen einen Staat glücklich, und diese finde ich in prächtigen Städten und üppigen Staaten weit seltener als in armen und häuslichen.“<sup>67)</sup> Damit traf er Jselins empfindlichste Stelle. Er wurde unsicher. Auch deshalb, weil er den vortrefflichen Escharner über alles schätzte. Faßt er doch einmal sein Urtheil über ihn in einem Brief an Frey in die schönen Worte: „C'est un de ces hommes bien rares dont les actions surpassent de beaucoup les écrits.“<sup>68)</sup> Escharner war auch konsequent. Als er im Jahre 1770 mit



seiner Familie Iselins Gast gewesen, dankte er in einem Schreiben von Gefühlsinnigkeit und Freude. Darin äußerte er sich unter anderem: „Nicht der Reichtum und Pracht ihrer Häuser, Gärten und Mobilien, die uns mehr geblendet als gereizt, nein, aber die Ordnung und Reinlichkeit derselben wünschten wir nachzuahmen; und ihre Ökonomie haben wir mehr bewundert als ihren Aufwand.“<sup>69)</sup> Iselin veranlaßte ihn, seine Gedanken über Prachtgesetze (lois somptuaires) zum Druck niederzuschreiben. So stehen beide Abhandlungen, diejenige des Berners und die des Baslers, in Iselins „Vermischten Schriften“. Neben der zielsichern, flotten und handgreiflichen klaren Schrift Escharners zugunsten von Luxusgesetzen, nimmt sich die wohlbedachte Schrift Iselins gelehrt, aber farblos aus. Es war für den Leser nicht so leicht, aus dem Dialog Iselins die Auffassung des Verfassers so deutlich herauszuhören, wie aus den Worten Escharners: „Der Pracht macht den einen zum großen Baum im Staate, . . . unter dessen Schatten aber nur Hungerpflanzen aufwachsen.“<sup>70)</sup>

Auch Peter Ochs überhörte die feine Stimme Iselins. Er glaubte wohl, er erweise ihm einen Gefallen, wenn er sich für die Luxusgesetze ins Zeug lege.<sup>71)</sup> Aber der Basler Ratschreiber lobte zwar die Gesinnung, vertrat jedoch, energischer sogar als in seiner frühern Schrift, den Satz, es sei besser für den Staat, wenn die Ausgaben der Reichen nicht durch Luxusgesetze eingeschränkt würden, sondern durch den Umlauf die Reichtümer „eher zerteilet als aufgehäuft würden“. Das wichtigste Ziel, die Bürger tugendhaft zu machen, werde durch Gesetze nicht erreicht. Die Ausgaben der Reichen seien notwendig für das allgemeine Wohl der Menschheit. Sie verschönern die Schöpfung und regen die Fähigkeiten an. Man müsse den Ausgaben eine vernünftige Richtung geben. Nichts sei für einen Mann köstlicher, als sich sagen zu können, daß er den größten Teil seines Einkommens und Gewinnes verwendet habe, um soviel Gutes

als immer möglich zu erweisen, die nützlichen Talente zu fördern und das Unglück zu lindern. Wenn Ochs den schönen Grundsätzen, die ihn augenblicklich beseelten, treu bleibe, dann erwarte ihn dies köstliche Schicksal. Aber er müsse sich mit Heroismus wappnen, um allen Hemmungen zu widerstehen.<sup>72)</sup>

Im ersten Eifer hatte Ochs bereits seinen Standpunkt in einem Aufsatz niedergelegt, den er jetzt zurückbehielt, und den er wahrscheinlich für den „Essai sur le patriotisme“ umarbeitete. Auch diese Abhandlung befaßte sich unter anderm mit dem Reichtum. Ochs hatte Glück. Iselin wurde bei der Lektüre tief gerührt. Er antwortete ihm: „Je regardais votre ouvrage comme un gage de la vertu le plus pure et le plus sublime, dont son auteur donnera un jour l'exemple à ma patrie.“ Zwar übte er rückhaltlos Kritik an übertriebenen Phrasen und an der Sucht, originell zu sein. Doch mußte es ihn freuen, daß der Verfasser in den Schriften des „Menschenfreundes“ die Anregung zu seinem Aufsatz gewonnen hatte. Da Peter Ochs im Frühling 1774 noch in Hamburg zurückgehalten wurde, las Iselin — allerdings nicht ohne Widerstand der versammelten Brüder — im Schoße der helvetischen Gesellschaft in Schinznach einzelne Abschnitte dieser Abhandlung vor. Er trug sich sogar mit dem Gedanken, die Schrift in Druck zu geben, nur müsse sie zuerst von den überflüssigen Ausschmückungen, mit denen sie überladen sei, befreit werden. Auf eine nochmalige Umarbeitung hat aber der Verfasser jedenfalls verzichtet. Sein Aufsatz ist nicht gedruckt worden.<sup>73)</sup>

Auch ohne ihren Inhalt zu kennen, dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß er sich in den Gedanken der „Vermischten Schriften“ bewegt hat. Da war nichts, was den künftigen Mann der Revolution angekündigt hätte. Denn der Beifall Iselins wäre ausgeblieben. Nahm doch der Ratschreiber auch in der Diskussion über Wert und Unwert der Prachtgesetze seinen beliebten Standpunkt ein: der

gute Bürger und der verständige Mensch richtet sich nach dem Willen seiner Obern, wenn sie das allgemeine Beste verfolgen, auch wenn sie sich in den Mitteln vergreifen.“<sup>74</sup>)

### Rousseau.

Peter Och hat dem Physiokraten Fselin keine Gefolgschaft geleistet, und Fselin seinerseits hat ihm den Weg zu Rousseau und den Enzyklopädisten verstellt. Seine Angstlichkeit vor den revolutionären Geistern ist unverkennbar. Nicht er, sondern Mouchon hat Och zur Lektüre der Enzyklopädisten und zum Studium Rousseaus, — der diesem bereits nicht mehr fremd war, — aufgefordert. Er traut ihm die Kraft, das sichere Urteil und soviel Liebe zur Religion zu, daß er durch ihre Irrtümer nicht vom guten Wege verdrängt werde.

Fselin dagegen will von Rousseau nichts wissen. Er hat ihn im Jahre 1752 in Paris persönlich gesehen und sich dabei seinem augenblicklichen Einfluß nicht ganz entziehen können. Rousseau ist ein großer Freund der Gleichheit der Stände, schreibt damals der Basler in sein Tagebuch. „Als ich ihm sagte, daß bei uns alles in einer vollkommenen Gleichheit wäre, bot er mir die Hand: „Touchés la, Monsieur“, sagt er, „je suis charmé d'apprendre qu'il y a encore une republique dans ce monde“; alleine als Herr Grimm und ich demselben hernach weitere Erklärungen gaben, so fand er diesen Stand nicht mehr so republikanisch.“ Fselin zweifelte an der Möglichkeit, eine solche Gleichheit durchzuführen; er wisse nicht, „ob es nicht platonische Projecte sein.“ Die Verachtung aller Wissenschaft und Gelehrsamkeit, der Unabhängigkeitsfönn, das imponiert dem Basler gewaltig. „Plüt a Dieu que je fusse ignorant, je vaudrais mieux!“ erklärte ihm Rousseau. Dieser Gedanke verfolgt Fselin noch lange. Rousseau setzt sein ganzes Glück in die Einschränkung seiner Begierden und in die Unabhängigkeit. Man müsse sich entschließen können, au quatrieme

zu wohnen wie er. „Ne donner des ordres à personne et n'en recevoir de qui que ce soit“, das sei seine Maxime. „Das wäre ein Mann für mich,“ ruft Iselin damals begeistert aus.<sup>75)</sup> Aber in der Zeit der Freundschaft mit Ochs, rund zwanzig Jahre später, ist diese Begeisterung verflogen. Er ist längst sein Gegner geworden, und diese Gegnerschaft teilt sich auch dem jüngern Freunde mit. Kaum einmal ein Wort der Anerkennung für den Genfer aus Iselins Feder! Wie anders der wesensverwandte Landsmann Rousseaus, der aufgeklärte Prediger Pierre Mouchon! Beklagt sich Ochs darüber, daß er zum Handelsstand gezwungen werde, während der Schriftsteller sich in ihm dagegen auflehne, so beruhigt ihn Mouchon, indem er auf Rousseau deutet: „Voyez combien de temps Rousseau a laissé mûrir son génie avant de tirer le voile qui le cachait au public: il avait trente-six ans lorsqu'il donna son premier ouvrage qui fut un chef d'oeuvre, et ne croyez pas que jusqu'alors il eut profité de ses belles années aussi bien que vous en pouvez profiter vous même, malgré les occupations du comptoir.“<sup>76)</sup>

Wenn trotz der Wertschätzung Rousseaus durch Mouchon der kühne und radikale citoyen de Genève sich den begeisterungsfähigen, überschwänglichem Gefühlsleben so leicht zugänglichen Peter Ochs nicht erobert und ein für allemal gewonnen hat, dann ist Iselin das Hindernis gewesen. Er schiebt sich wie eine Wand zwischen Rousseau und Ochs. Und hier zeigt es sich, daß Iselins Einfluß stärker und wirksamer war als der Einfluß Mouchons. Er warnte in der von Ochs so geschätzten „Geschichte der Menschheit“ vor den französischen Weltweisen, — vorsichtigerweise: ohne Namen zu nennen, — weil sie Folgerungen zogen, „welche der Vernunft und der Religion gleich stark zuwider laufen. So haben die größten Männer sich und unzählige andre, in die größten Irrthümer, und in die größten Ausschweifungen gestürzt.“<sup>77)</sup> Er bekämpft Rousseau, denn er sieht in ihm den Antipoden, weil nach

dessen Meinung die Natur den Menschen zum Tiere bestimmt habe, während der Mensch sich zu einem Engel machen wolle.<sup>79)</sup>

Jetzt sagt Iselin von Rousseau nicht mehr: „Das wäre ein Mann für mich;“ sondern er erscheint ihm als lockende Gefahr. 1770 redet er in einem Brief an Frey von dem „système brillant et absurde de Rousseau,“<sup>79)</sup> Frey selber ist von der „Nouvelle Héloïse“ so begeistert, daß er sich 1771 entschließt, Rousseau aufzusuchen, ihn zu hören, ihn zu sehen. Frey hat den Philosophischen Bauer von Hirzel, den „Kleinjogg“ ins Französische übersezt. Die Verbindung mit Rousseau ist also da. Die Aufnahme ist freundlich; wieder, wie 1752, wohnt Rousseau au quatrième, er kopiert Musik, und — die Begeisterung Freys verflüchtigt sich. — Er hat wieder einmal mehr einen berühmten Mann in der Nähe gesehen, ist wieder einmal mehr enttäuscht worden. Lakonisch berichtet er: „Je n'ai vu qu'un citoyen de Genève parlant bien, comme on en a mille.“ Der Basler Ratschreiber ist von dieser Wendung sehr erbaut. Wenn er sich an den Pariser Aufenthalt zurückerinnerte, so mußte er bekennen, daß der Mann damals nicht seiner Vorstellung entsprach. Aus dem Umgang würde man nicht auf seinen Witz schließen, heißt es in Iselins Tagebuch von 1752; Rousseau „zeigt in allem eine ausnehmende Einfältigkeit“. Sein Begleiter, der ihn in das Haus Grimms führte, um dort mit Rousseau zu speisen, hielt den „kleinen Menschen, der gar kein gutes Ansehen hatte und schlecht und ohne Geschmack gekleidet war“, für „Herrn Grimms Schneider“. Trotz allem hatte Iselin an ihm Geschmack gefunden. Jetzt aber billigt er Freys Urteil und fügt bei, Rousseau sei verrückt, wenigstens zeitweise.<sup>80)</sup> Als Frey übrigens zwei Jahre später den Patriarchen von Ferney aufsuchte, da blieb auch nicht viel zu rühmen übrig.

Die Abneigung des von Natur aristokratischen Ratschreibers gegenüber Rousseau ist erklärlich. Jean-Jacques

gehörte der Arbeiterklasse an, er war Feind der Zivilisation, er verwarf die Gesellschaftsordnung, verwarf das Erziehungssystem, er predigte die Rückkehr zur Natur, Rückkehr zur Einfachheit, zur Simplität des Herzens. Er entzog allen Pädagogen den Boden unter den Füßen; denn er lehrte im „Emile“, daß man nicht lehren solle.<sup>81)</sup>

Das war nun freilich Iselins philanthropischen Bestrebungen direkt zuwider. Ründigte Rousseau den Wissenschaften Fehde an, — der gesunde Verstand sei besser als alle Gelehrtheit, die Gelehrten seien Charlatans, — so erwartete umgekehrt der Basler Menschenfreund alles von der Bildung und von der Erforschung der Wahrheit. Iselin suchte nicht den Weg rückwärts nach dem Naturzustand, sondern seine Geschichte der Menschheit wies vorwärts; er glaubte an die Höherentwicklung der Menschheit und an einen harmonischen Zustand der Glückseligkeit.

Die Politik Rousseaus im „Contrat social“, vor allem der „Discours sur l'inégalité parmi les hommes“ verwirrte den Basler Ratschreiber. Vielleicht empfand er dumpf, daß dieser Discours mehr war als eine bloße Abhandlung, nämlich das Signal, das eine neue Zeit ankündigte. War doch in dieser Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menschen der ganze Sozialismus des nachfolgenden Jahrhunderts enthalten!

Isaac Iselin hat Rousseau nicht verstanden. Daß seine Vorstellung von der Gleichheit in einer Republik eine ganz andere war als diejenige des Genfer Revolutionärs, das mußte er 1752, bei jenem Besuch in Paris, erfahren. Aber er verstand auch nicht sein Ideal des Naturzustandes. Rousseau hat ja gar nicht den Naturzustand des Wilden im Sinn; er will nicht den primitiven Zustand des Menschen, nicht den Orang Utang, sondern den Zustand, welcher der Natur des Menschen entspreche; dem aus dem primitiven Zustand hervorgegangenen und vervoll-

tommneten Menschen sollen wir seine Güte, die Freiheit, das Glück zurückgeben. „La nature humaine ne rétrograde pas.“ Aber die Natur ist gut, und die menschliche Gesellschaft ist schlecht. Das größte Laster der Gesellschaft aber ist die Ungleichheit. Die soziale Ungleichheit schafft Privilegien. Diese Ungleichheit sagt zu dem einen: du kannst alles haben ohne zu arbeiten; und zu der großen Masse: du hast Mühe und Arbeit, aber nicht für dich, sondern für jene. Diese Ungleichheit schafft Unterdrückter und Sklaven, Böse und Unglückliche. Der Ursprung des sozialen Übels ist das Eigentum. Das soziale Unglück entsteht aus dem Gegensatz von arm und reich.<sup>82)</sup>

War der Ausgangspunkt der beiden Weltverbesserer so ganz verschieden, wie man aus ihrer Segnerschaft schließen sollte? Gewiß nicht. Von der Überkultur und von der Überschätzung der materiellen Güter nimmt auch Iselin seinen Ausgang. Aber sein Weg ist ein anderer. Er wagt nicht die bestehende Ordnung anzutasten. Er hat Ehrfurcht vor der Tradition. Daß die Gegensätze von arm und reich Mißgunst und Neid und Feindschaft schaffen, daß Gewalttätigkeit herrscht — das weiß er auch. Darum gerade will er den Menschen zu Pflicht und Tugend erziehen. Seinen Aristus läßt er sagen: „Die Großen, die Vornehmen, die Reichen sind also eigentlich nur Diener der Vorsehung zum Besten der Niedern, der Geringen, der Armen.“<sup>83)</sup> Doch die Ungleichheit selbst erscheint ihm natürlich. Sogar der Despotismus muß ertragen werden: Die Unordnung, die Ungerechtigkeit und die Tyrannei und allgemeine Übel können durch die Trostgründe, die uns die Religion an die Hand gibt, erleichtert werden.<sup>84)</sup>

Und nun — Peter Ochs? Auch darin, bis in die Mißverständnisse hinein, Iselins Schüler. Liest man unbefangen die Einleitung zur Basler Geschichte, dann muß man sich fragen: hat Peter Ochs, trotz der Ermunterung

Mouchons, damals keinen Hauch vom Geiste Rousseaus verspürt? Die Wärme, die der Pfarrer für Rousseaus „Emile“ empfindet — sie ist heute noch keineswegs verflüchtigt. „L'Emile . . . est le plus beau, le plus complet, le plus suggestif traité d'éducation qu'on ait écrit.“<sup>85)</sup> so urteilt nicht nur heute die französische Literaturgeschichte, sondern so urteilte bereits Mouchon zu einer Zeit, da in der Schweiz die junge Welt vor den Schriften Rousseaus wie vor einem todbringenden Gift gewarnt wurde.<sup>86)</sup> Der kleine Pfarrer der französischen Kirche zu Basel aber ruft Ochs zu: „lisez l'Emile de Rousseau, ouvrage si mal connu de tant de gens, si aveuglement condamné, mais admirable en son genre, plein de vérités neuves, d'idées fortes.“ Er stellt das Buch unbedenklich über alle erzieherischen Schriften, diejenigen Jselins nicht ausgenommen: „c'est le meilleur traité sur l'homme moral qui me soit connu.“<sup>87)</sup>

Ist es Zufall, daß gerade der Genfer Mouchon sich zum Befürworter Rousseaus aufwirft? Gewiß nicht. Aber in der Basler Atmosphäre erstarben diese revolutionären Gedanken Jean-Jacques. Nicht in Basel, sondern in Straßburg und in Paris ist Peter Ochs, der schon in Hamburg durch seinen Hauslehrer für den Gedanken der Freiheit gewonnen wurde, von dem Zauber, der in französischer Sprachschönheit von Rousseaus Werk ausging, gefangen worden.

In den scheinbar klaren Ausführungen der Einleitung zur Basler Geschichte steht Ochs noch auf der Seite Jselins, nicht auf derjenigen des „Contrat social“ und des „Discours“. Er lobt im ganzen die bestehende Konstitution, rühmt als Vorzüge „die Vermischung der Stände, die Verteilung der Bürger in abgesonderte Corporationen.“<sup>88)</sup> Er verlangt Volksbildung, „Abschaffung der allzubestimmten Zwangsformel der Denkungsart. Es mögen die kultivierten Köpfe soviel schreiben und lehren als sie wollen, wenn sie



nur dem Laster nie das Wort reden!“ Die „so-  
genannte natürliche Freyheit“ sei mit den schönsten Farben  
geschildert worden. Das sei Täuschung. Diese Art Frei-  
heit sei eigentlich die Freiheit der Wildheit.<sup>89)</sup> Er ver-  
wirft die Meinung, daß das Volk frei sei, das nur Gesetzen  
gehorsche, die es selbst gemacht. „Ob das Gesetz nützlich  
ist! ob Richter und Volk demselben gehorchen! das sind  
die Hauptfragen. Man rede doch endlich deutlich und  
wahrhaft. So wie ich alle knechtische Schmeicheley verab-  
scheue, so sehr hasse ich alle demagogische Quacksalberey.“<sup>90)</sup>  
Er zählt die Fehler der Demokratie auf. Zuerst das Dema-  
gogentum: „wenn einige Scheinpatrioten durch ihre Red-  
nerey sich zu Volksführern aufgeworfen, und den gaffenden  
Haufen hinleiten, wo sie wollen.“ Die Schilderung des  
Volksaufwieglers schließt er mit den Worten: „Und werden  
noch darunter Stichereden wider Edlen, Herren, Reichen und  
Studierenden gemengt, so ist die Sprache zu arm, um den  
Enthusiasmus der Masse abzuschildern.“ Wie so ganz anders  
lauten seine Worte ein Jahrzehnt später, da er den Kampf  
gegen die alten Regierungen, gegen Patriziat und Ari-  
stokratie aufnimmt! Vorläufig ist er der Meinung, daß  
die vollkommene Demokratie nur solchen Nationen an-  
zuraten sei, die das Land- und Hirtenleben führen, „und  
bey der Einfalt ihrer Sitten und abgesonderter Lebens-  
art keinen andern Anlaß finden, als zur Ausübung der  
jugendlichen Tugenden“. In einer gewerbreichen Stadt  
aber, die zudem Grenzort sei und an mächtige Nachbarn  
stoße, sei sie gefährlich.<sup>91)</sup>

Auch Ochs empfindet den Unterschied zwischen arm  
und reich. Aber er macht den Schöpfer verantwortlich,  
„der ungleiche Eigenschaften des Geistes und des Körpers,  
wie auch insonderheit ungleiche Tugendkräfte den Men-  
schen austheilt,“ der die Erzeugnisse der Natur nur einer  
kleinen Anzahl zugute kommen läßt, „der die Folgen  
unzähliger Zufälle dahin leitet, daß in jedem Augenblick

Millionen gebohren werden, die nichts besitzen, und Tausend, die Schätze über Schätze häufen werden.“ Aber es gibt ein Glück der Seele, das von Reichtum unabhängig ist.<sup>92)</sup> Iselins Freund Escherner knüpfte daran die Forderung einer „so viel möglich gleichen Austeilung der Güter unter den Bürgern“. <sup>93)</sup> Und Ochs unterscheidet eine „gewisse Anzahl Stufen des Glücks und des Wohlsseyns, auf welche, sie alle, ohne Ausnahme, das heiligste Recht haben, so lange sie, durch die Erfüllung der bürgerlichen Pflichten, ihren Beytrag darreichen. . .“ Unter diesen merkwürdigen Forderungen wie „Ruhe des Herzens, so viel der Staat selbige gewähren kann“, leuchtet die eine überraschend hell hervor als die soziale Forderung unserer Zeit. Sie lautet: „Lebensnothdurft, das ist, gesunde Nahrung; Kleidung, aber nicht eiteler Puz; Wohnung und Feuerung; Verpflegung in kranken und alten Tagen.“ Und als ob er ein Bürger unserer Zeit wäre, deren soziales Empfinden neben den Lebensnotwendigkeiten auch Anteil an den Kulturgütern heischt, schließt er seine Forderungen, auf die jeder heiligstes Anrecht habe, mit dem „achten Grad: Sittliche Erholungen, und zu Zeiten ein Tag des Überflusses und des Freudenjauchzens.“<sup>94)</sup>

So gewinnt sein feuriger Geist die Weite der Gedanken, durch die er Kampfgenosse der Rousseau und Mirabeau und nicht nur Verkünder, sondern Agitator der Freiheit und Gleichheit wird. Aber Iselin hinausreichend ist er doch von ihm ausgegangen. „Die ganze Philosophie des Ratschreibers Iselin“, so sagt er in der Einleitung, „bestand in diesem Satze: „Die Menschheit näherte sich immer mehr der Vollkommenheit.““ Wie oft hat man seine tröstende Philosophie nicht Chimäre gescholten!“ Er aber hält seinen Schild über ihn, nicht ahnend, daß auch er einst des Schutzes und der Verteidigung gegen Spott und Verleumdung bedürfe. Er bekennt sich stolz zu dieser Philosophie: „Ich, meines Orts, gründe die Lehren des natürlichen Rechts auf folgenden

Grundsatz: Veredelung der menschlichen Seele.“<sup>95)</sup> Wie sein Lehrer und Meister stellt er das allgemeine Wohl über alles. Und sein Schlußwort ist ein Bekenntnis zum Weltbürger und zur Humanität. Was in unsrer schweren Zeit das schweizerische Volk zur Linderung der Not der vom Kriege Verstümmelten und Vertriebenen getan hat, was die gebrochene Menschheit vom Völkerfrieden erwartet, das alles ist in dem panegyrischen Schlußwort von Peter Ochs als Forderung ausgesprochen.

Sein Idealismus durchbricht die Schranken seiner Zeit, an denen schon Iselin gerüttelt, und wie sein erster Satz in der Einleitung zu Ehren Iselins geschrieben ist, so ist auch der Schluß ein Denkmal des Menschenfreundes. Denn dieser hatte einst in der „Geschichte der Menschheit“ als Weltbürger den Krieg verurteilt: „So lang wir noch von dem Kriege werden reden hören, so werden wir immer laut sagen dürfen, daß die Welt noch sehr barbarisch ist;“ der wahren Menschlichkeit werden die Völker sich erst rühmen können, „wenn viele glückliche Nationen in einer brüderlichen Einigkeit nebeneinander leben.“<sup>96)</sup> Von dem heiligen Feuer des Menschenfreundes erfüllt, dessen „Geschichte der Menschheit“ ihn für den Basler Philosophen einst zu tiefer Bewunderung gezwungen hat, sieht Ochs in einer frohen Zukunft alles zusammenbrechen, was die Harmonie stört. Mit den Monopolen verschwindet der Merkantilismus, mit der Ungleichheit fallen die Privilegien, die Religion ist die Humanitätsreligion eines Lessing, die brüderliche Gesinnung ist jene herrliche, vom Schiller im „Lied an die Freude“ verkündete gegenseitige Achtung, ein oberster Gerichtshof wird durch seine Schiedsprüche der Welt den Frieden geben.

Die Schlußworte der Einleitung bestätigen durch den Geist, der sie erfüllt, was der Verfasser zum Beginn seines Wertes ausgesprochen hat: „Isak Iselin, mein Vorfahrer, mein Freund und mein Lehrer...“ Diese Schlußworte lauten:

„Siewerden kommen die Zeiten, wo das Band der brüderlichen Liebe alle Weltteile vereinigen soll; wo eine Religion, die des Herzens, alle Sekten vereinbaren wird. . . wo die Menschheit, unter einem Senat von Monarchen und Regenten das Recht über ihre Angelegenheiten ruhig erwarten wird; wo Festungen und Armeen Vollstreckungsmittel der Sprüche jenes Senats, und nicht Mittel des Angriffs seyn werden; wo endlich die veredelte Seele des Menschen das Rätsel seiner Bestimmung wird aufgelöst haben: „Selbstloswindung aus dem Stand der Wildheit in den Stand der ewigen Weisheit! Wiederaufrichtung des verfallenen Menschen! Wiedereinsetzung in Edens immerblühende Gefilde!“<sup>97)</sup>

Für die politische Entwicklung von Ochs bedeutet es kaum einen Verlust, viel eher einen Gewinn, daß er nicht ausschließlich unter dem Einfluß von Rousseau stand, sondern in den Bann Jeslins geriet. Tiefgreifende Reformen werden immer, wenn sie nicht auf Außerlichkeiten abzielen, mit der „tröstenden Philosophie“ eines Jeslin zusammengehen müssen. Daß Ochs in seiner „Geschichte“ als Grundsatz aussprechen kann: „Veredelung der menschlichen Seele“, das zwingt uns, auch seiner politischen Handlungsweise in der Revolutionszeit ein schöneres Streben zugrunde zu legen und nicht nur alles aus menschlichem Ehrgeiz und Demagogentum erklären zu wollen. Aber mit dem politischen und religiösen Idealismus Jeslins und mit der „tröstenden Philosophie“ allein, wäre freilich Ochs nie und nimmer der Mann der Revolution geworden. Er begnügt sich nicht mit schönen Gedanken, sondern er zieht Schlußfolgerungen und schreitet zur Tat. Er verlangt greifbare Resultate. Die Maximen genügen ihm nicht, und ebensowenig Reformbestrebungen, die an den Grundlagen der Staatsordnung nicht zu rütteln wagen. Über die Grundsätze des aufgetklärten Despotismus kam Jeslin nicht hinaus. Rousseau aber betrachtete den Staat vom Standpunkt des Volkes, des

unterdrückten Untertanen aus. Er ging davon aus, daß der Mensch frei geboren sei und doch überall in Ketten schmachte. Nun sollen die Ketten gesprengt, das Volk in seine Rechte eingesezt werden. Das war auch die Überzeugung von Peter Ochs. Er verlangte die Tat. Darin unterscheidet er sich grundsätzlich von Jselin.

Ochs teilte den Glauben Jselins an die Veredelung der menschlichen Seele und an die Höherentwicklung der Menschheit. Aber er blieb in der schönen Theorie nicht stecken. Die Angstlichkeit des Meisters dem wirklichen Leben gegenüber war ihm fremd. Er besaß nicht den Respekt vor bestehenden Verhältnissen und Autoritäten. Durch den Eudämonismus Jselins wurde keine politische und soziale Neuordnung herbeigeführt. Die Dinge blieben beim alten. So sind die Grenzen, innerhalb deren Jselin auf seinen Schüler einwirkte, doch recht enge, und seine Lehre ist schließlich nur der schöne Untergrund für die entscheidenden Handlungen, die Ochs nicht unter Jselins, sondern unter Rousseaus Devise unternahm.

Was aber Jselin für die Bildung von Herz und Charakter an dem jungen Manne getan, das soll hier, wenn auch nur in Kürze, dargestellt werden.

### Alkibiades.

Während seines Aufenthaltes vom November 1769 auf November 1770 erregte Ochs in Basel den Widerwillen seiner spätern Freunde. Frey war der Meinung, es fehlten dem jungen Mann ein guter Mentor und die Gesellschaft von vernünftigen Leuten, während er zu seinem Unglück nur in solchen Kreisen verkehre, die gerade das Gegenteil seien.<sup>99)</sup> Dieser Mentor wurde Isaac Jselin; an ihn wandte sich der Vater, Albert Ochs, dessen Beziehungen zu dem Ratsschreiber wir bereits kennen, in schwierigen Anliegen für seinen Sohn. So gewann Jselin entscheidenden

Einfluß, als die Frage der Berufswahl entschieden und dem Sohn das Studium der Rechte erlaubt wurde.

Er führte ihn in die Helvetische Gesellschaft ein, zweifellos in der stillen Absicht, ihm zu verständigen und sittlich tüchtigen Freunden zu verhelfen. Er vermittelte wohl auch die Bekanntschaft mit Johannes von Müller, die schon darum wertvoll wurde, weil der Geschichtsschreiber der Eidgenossenschaft in seinem Freunde den Ehrgeiz weckte, Geschichtsschreiber des Freistaates Basel zu werden. Er erneuerte die verwandtschaftlichen Beziehungen, nannte ihn nicht nur „mon cher et digne ami,“ sondern gelegentlich, im Gefühl der wachsenden jungen Freundschaft: „très cher ami, cousin, concitoyen et confrère.“ Der Jüngling seinerseits überstürzt sich in Bemerkungen: „Oui, monsieur, j'ose vous nommer mon cousin;“<sup>99)</sup> „gloire de la famille“ nennt er ihn einmal. „Oui, ami des hommes, être pensant éclairé, o vous mon cher cousin.“ Er bezeichnet ihn als „sage de la Suisse“, gibt ihm zu dem Beinamen des „Menschenfreundes“ einen neuen, indem er dabei der Mode folgt, von welcher sein Mentor eben so wenig frei war als die Humanisten des XVI. Jahrhunderts in ihren Graezifizierungen. War Hamann der „Magus des Nordens“, Voltaire der „Patriarch von Ferney“, Rousseau kurzweg „Jean-Jacques“ oder „der Bürger von Genf“, so erscheint Basedow im Briefwechsel der Basler als „Philosoph von Altona“, der blinde Pfeffer als „Circassias von Colmar“ und Peter Ochs — zu einer Zeit, da sich Iselin mit Plato beschäftigte<sup>100)</sup>, als Alkibiades! Allerdings nur in der vertrauten Aussprache des Ratschreibers mit Frey. Aber Ochs kannte nicht nur diesen seinen Zunamen, sondern sogar die Briefe, die zwischen Iselin und Frey ausgetauscht wurden, in denen sich der ältere Freund freimütig über Fehler und Schwächen des jüngern aussprach. Briefstellen, die ihm besonders wichtig waren, hat Ochs gelegentlich eigenhändig erzerpiert.

Es war eine schöne Zeit, da seit dem Juli 1773 bis in den April 1774 jeder Monat einen Brief brachte, entweder von Peter Ochs aus Hamburg oder von Isaac Iselin aus Basel. Immer wieder ist der Jüngling von Dant erfüllt, daß der Ratschreiber und Philosoph so innigen Anteil nimmt an der Bildung seines Wesens; er schätzt dies „*intérêt que vous prenez si tendrement à la culture de mon être*“ und er faßt die besten Entschlüsse. Für sein Tugendstreben findet er stets eine sprachlich schöne Wendung, während Iselin, der sich von der Begeisterung nicht leicht blenden ließ, eindringlich seinem Jünger zuredete, mit seinen Vorsätzen auch ernst zu machen. Den reichen Erben ein neues Beispiel zu geben, darin findet Ochs seinen Ehrgeiz. Sein höchstes Ziel sei, dem väterlichen Freund gleich zu werden: „*Il me faudrait votre âme. . . Que la mienne lui ressemble. Telle sera ma plus chère étude; philosophe de ma patrie! ornement de son siècle! gloire de ma famille!*“<sup>101)</sup> Es war ihm eine schöne Genugtuung, daß Iselin von dem „Versuch über die Vaterlandsliebe“ in solchem Maße ergriffen wurde, daß er an den jungen Verfasser die Worte richtete, er habe sich vorgestellt, welch glückliche Folgen ein so vortreffliches Beispiel, das Ochs geben werde, nach sich ziehe; und der Gedanke an das Glück, das daraus entstehen werde, habe ihn mit einer solchen Begeisterung erfüllt, wie sie Ochs sogar mit der ganzen Wärme seines Stils nur unvollkommen ausdrücken könnte. Aber er dürfe sich keine übertriebene Vorstellung von Basel machen; aus seinem Vortrag leuchte die Liebe zu Wahrheit und Tugend; dieses Licht könnten die schwachen Augen seiner Basler Mitbürger nicht ertragen, und sie würden ihm schwerlich seine Überlegenheit verzeihen. Er müsse groß und bescheiden zugleich sein. Das sei seine schwierigste Aufgabe.<sup>102)</sup>

Anfangs Juli 1774 kam dann Ochs wirklich nach Basel, um das Studium der Rechte zu betreiben.<sup>103)</sup> Iselin stand ihm mit seinem Rat bei. Wurden nun durch das persön-

liche Zusammensein die Erwartungen Iselins erfüllt? Ungebuldig wartete Johann Rudolf Frey auf das Urteil des Ratschreibers. Es lautete sehr zurückhaltend: „Je suis assez content de lui;“ schrieb ihm Iselin. „Il me parait cependant qu'il n'est pas tout à fait guéri de cette petite fatuité. . .“ Gedenhaftes Wesen wirft er ihm vor. Nein, — Iselin war nicht zufrieden.<sup>104)</sup>

Den Sommer bringt Ochs auf Schauenburg zu. Er hat sich, noch in Hamburg, das Haar schneiden lassen, aus Absicht, damit er sich nicht in Gesellschaft zeigen kann: Er will sich dadurch vor gesellschaftlicher Zerstreuung bewahren und sich ganz und gar nur den Studien widmen, bis sein Haar wieder gewachsen ist. In der Stadt gehen mancherlei Gerüchte über ihn um; vielleicht ist auch bekannt, daß er die einzige und vielumworbene Tochter des Rechenrates Wild nicht erhalten wird. Frey fordert Iselin inständig auf, den jungen Freund in seiner Einsamkeit aufzusuchen, der sich zum Guten gewendet habe: „Je vous conjure de ne pas abandonner ce jeune homme qui doit à vos écrits son retour au bien. Affermissez ses pas, guidez-le, soutenez-le, une rechutte pourrait le perdre pour jamais.“<sup>105)</sup> Ob Frey dabei an den ersten Aufenthalt von Ochs in Basel dachte? An die „puérilités“, wie Iselin die Kindereien seines Schüglings nennt? Es scheint, daß der Ratschreiber seit der persönlichen Begegnung mit seinem jungen Freund zurückhaltender geworden. Waren die Briefe nach Hamburg oft voller Wärme, so bleiben sie jetzt überhaupt fast ganz aus, und wenn er zur Feder greift, dann ist der Menschenfreund ein strenger Sittenrichter: er müsse fortfahren, so schreibt er dem jungen Freund nach Schauenburg, die verhängnisvolle Leidenschaft für Vergnügungen zu bekämpfen, Prunk und Frivolität zu verachten, die ihm überall Schlingen legen.<sup>106)</sup>

Anfangs Oktober 1774 ist Ochs von Schauenburg zurück. Noch kurz vorher hatte er an Iselin geschrieben



„C'est ici que je me sens audessus des passions.“<sup>107)</sup> Er möchte am liebsten auf Schauenburg oder in Basel bleiben. Es klingt fast wie eine schlimme Ahnung, daß er den Versuchungen der großen Welt nicht gewachsen sei. Leider ist der Briefwechsel des Unglücksjahres 1775 lückenhaft. Aus dem Januar stammen noch schöne Zeilen tiefer Bewunderung für Iselin, der ihm ein Vorbild ist. Aber im März desselben Jahres gesteht Iselin seinem Freunde Frey nach einem langen Spaziergang „mit unserm Alkibiades“: „Dieu sait ce qu'il va devenir.“ Er werde sehr erstaunt sein, wenn er das Rechtsstudium zu einem Ende bringe.<sup>108)</sup> — Zweifellos brachten auch Mißerfolge im Dichten, solche in der Werbung um die Demoiselle Wild, dazu die ablehnende Haltung von Mitbrüdern auf der Schinzacher Tagung den jungen Mann aus dem Gleichgewicht, der unter Verkennung seiner auf gesellschaftliches Leben und auf gesellschaftlichen Erfolg gerichteten Eigenart sich in widernatürlicher Steigerung in das Tugendstreben Iselins hineinbegeistert hatte, ohne Iselins starke Kraft zu besitzen. Aus der Zerrissenheit und aus dem Unbefriedigtsein hatte er sich nach der Harmonie gesehnt, hatte in Iselins Schriften den Ton der Schönheit und Güte vernommen, hatte sich von dem idealen Schwung mit emportragen lassen, so daß er sogar an den Pietismus rührte — aber diese Spannung hielt er einfach auf die Dauer nicht aus. Der Sommeraufenthalt in Strassburg, der ihn der Persönlichkeit Iselins und damit dessen mächtiger Einwirkung entrückte und ihn nach der Einsamkeit auf Schauenburg und nach der Ode seines Basler Studiensemesters in gesellschaftliche Erholung lockte, riß ihn in den Strudel. Was er angebetet hatte, das zerfloß wie ein Schemen, und was Iselin aufgebaut, schien völlig zusammenzubrechen. Wir ahnen die Tragik, wenn wir die zwei weit auseinanderliegenden Briefe lesen, die einzigen, die wir aus dem Jahre 1775 von Ochs' Hand besitzen. Am 28. Januar beantwortet er ein Schreiben

seines väterlichen Freundes, das nicht mehr vorhanden ist, noch mit der rührenden Versicherung, daß Iselins Briefe für ihn immer eine Ermunterung zum Guten seien: „Quand vous m’animez,“ so fährt er fort, „il me semble que vous devez espérer que je vous ressemblerai un jour, et cette ambition, je vous l’avoue, est celle que je nourris.“ Ihm gleich werden! Er macht Iselins Glauben, daß das Gute fortschreite, zu dem seinigen.<sup>109)</sup>

Aber kein halbes Jahr später beginnt er mit den Worten: „J’ai tant menti.“ Er wisse, daß Iselins höchste Wünsche gerichtet seien auf die Vervollkommnung der Mitmenschen; er, Ochs, wünsche dasselbe — aber mit viel geringerer Hoffnung. Je mehr er die Menschen kennen lerne, um so mehr zweifle er an ihrer Besserung. „Ils sont si éloignés de notre façon de penser.“<sup>110)</sup>

Das klingt wohl wie eine Absage an den unbedingten Glauben Iselins. Es war kein Verzicht, aber ein Irewerden an dem, was für Iselin das Höchste war.

Seine Antwort kennen wir nicht; ebensowenig die Krisis, in der sich der junge Ochs damals befand. Daß sie schwer und traurig war, schließen wir aus den inständigen Bitten des Vaters an Iselin, er möge den Sohn jetzt, in dieser entscheidenden Periode, nicht im Stiche lassen. Der Vater hatte den festen Glauben an den Keim des Guten, der im Sohne vorhanden sei. Aber es sei ein Unglück, daß das, was er am Morgen aufgebaut habe, von schlechten Menschen bis zum Abend wieder zerstört sei. „Voici cependant le moment critique, Monsieur, où ce germe vertueux doit périr à jamais, ou fructifier de nouveau.“<sup>111)</sup>

Iselin versagte seine Hilfe nicht. Doch zweifelte er an der sittlichen Erneuerung des jungen Mannes, der seine „dépravation inconcevable“, — wie der Vater die Verirrungen seines Sohnes nennt — mit schwerer Krankheit büßte.

Der Oberst Johann Rudolf Frey aber nahm sich jetzt um so mehr des verlorenen Sohnes an. Denn er beurteilte die Menschen und Dinge nicht von der stillen und weltfernen Basler Gelehrtenstube aus, und an eigene, längst zurückliegende Nöte mußte er wohl denken, an das Tagebuch, das der junge Iselin seinerzeit gerade für seinen geliebten Frey geschrieben hatte. Darum urteilte er jetzt milder als der Ratschreiber, obschon der lebensfreudige Jüngling auch seinen Wünschen nicht entsprach. Wenn Iselin wüßte, so schrieb Frey nach Basel, in welchem Maß die Jugend in den bevölkerten Städten verdorben sei, wie der Atheismus oder mindestens der Materialismus zum guten Ton gehöre und zu ungezügelter Genußsucht führe, dann würde er „unsern Alkibiades“ mit ganz andern Augen ansehen. Verglichen mit der Pariser Jugend sei jener ein wahrer Cato. — Frey, dem die Krankheit seines Freundes nicht nur als Sühne, sondern als einziges Besserungsmittel erschien, war entsetzt über die Strenge Iselins; denn als er die Hoffnung aussprach, das Unglück möge dem jungen Freunde noch zum Glück ausschlagen, da antwortete Iselin lakonisch: Der Freund Ochs erholt sich wieder. Ich weiß nicht, ob es nicht ein Glück für ihn gewesen wäre zu sterben.

Da antwortete Frey, Iselin sei immer ein entsetzlicher Mensch mit seinen Vorurteilen gegen diesen jungen Ochs. „Vous êtes toujours un terrible homme. . .“<sup>112)</sup>

Peter Ochs überstand die Krisis. — Aus der Einleitung zur Basler Geschichte haben wir die Nachwirkung von Iselins Gedankenrichtung und Idealismus vernommen. Auch Iselin entzog sich ihm nicht. Sein nächster an Ochs gerichteter Brief, den wir besitzen, ist allerdings, fast auf den Tag, zwei Jahre nach jener Straßburger „Absage“ seines Alkibiades abgefaßt. Die Anrede ist bedeutungsvoll: „Monsieur et très cher ami.“ Doch schon in der darauffolgenden, schwach wieder auflebenden Korrespondenz ist der Bann gebrochen.<sup>113)</sup>

In seinen Forderungen blieb der Basler Ratschreiber allerdings unerbittlich. Auch Frey mußte zugeben, daß es für Ochs, der 1776 nach Leyden verreiste, das größte Unglück wäre, wenn er wieder in schlechte Gesellschaft fiele; aber er hoffe immer, daß ihn sein Eifer für die schönen Wissenschaften retten werde („pour les lettres“).<sup>114)</sup> Auf die Frage Freys, was er von den Plänen des jungen Freundes halte, gab Iselin die eindeutige Antwort: „Je souhaite que l'ami Ochs exécute son modeste projet, mais je voudrais qu'il se proposait tous les jours la question: Comment serai-je utile à mes semblables en l'exécutant, et est-ce que je m'y prépare bien.“<sup>115)</sup>

Und als ihm Ochs von Leyden aus schreibt, er fühle sich glücklich, seitdem er sein Auge wieder auf Gott gewendet habe, daß seine Dankbarkeit ohne Grenzen und seine Religion aufrichtig sei: da wünscht ihm Iselin Beständigkeit und Ausdauer, damit weder Vergnügungssucht noch Ehrgeiz diese Empfindungen ersticken. Ein leiser Zug von Wehmut liegt in Iselins Zeilen: es würde ihm Freude machen, noch einige Jahre seines Lebens, das voraussichtlich nicht lang sein werde, Zeuge des Glückes zu sein, das Ochs selber genieße, und das er anderen bereite.<sup>116)</sup> Fünf Jahre waren ihm noch dafür beschieden.

### Enttäuschungen.

Das Erlebnis mit Peter Ochs versetzte Iselin in eine düstere Stimmung.<sup>117)</sup> Aber schon vor dem Rückfall seines jungen Freundes zweifelte er an dem Erfolg seiner Tugendlehre. Nun haderte er mit seinem Schicksal. Nicht zum erstenmal. Er war unzufrieden mit seiner Stellung; denn sie war doch nur eine untergeordnete.<sup>118)</sup> Er war seines Ratschreiberamtes überdrüssig. Er fühlte sich in Basel vereinsamt. Unter den Mitbürgern fand er kein Verständnis. Sie verfolgten andere Interessen. Das war der Sinn jener Zeilen, mit denen er den jungen Freund auf

Enttäuschungen vorbereitete, als er im Begriff war, nach Basel überzusiedeln.<sup>119)</sup> Und mit der Schilderung des rohen, unwissenden und abergläubischen Volkes in der „Geschichte der Menschheit“ schrieb er sich den eigenen Unmut von der Seele.<sup>120)</sup>

In unverkennbarer Absicht übersezte er in seiner Schrift „Der Bürger“ die lateinische Antrittsrede von Professor Joh. Rud. Iselin, der bestürzt war, als er „unsere Hörsäle beynahе öde, die schönen Wissenschaften selbst bey unsern Mitbürgern verachtet und fast keine Erkenntniß geschäzет sah!“ „Da ich endlich aus der täglichen Erfahrung lernete, daß bey uns nichts mehr geehret sey als Reichthum; und, daß keyne Kunst die Achtung unserer Mitbürger auf sich ziehe, als die allein, die den niedrigen und unerfättlichen Durst nach Golde zum Gegenstand hat.

Geld, Bürger, Geld ist noth, Geld müßt ihr erst erwerben;  
Die Tugend weicht der Münz.“<sup>121)</sup>

Schon daraus erklärt sich, weshalb Iselin so oft vom Reichthum redet, und weshalb er Ochs auffordert, vorbildlich zu wirken: er soll den Landbau fördern, er soll 25 oder 30 Louis d'or als Preis aussetzen für die beste Beantwortung einer wirtschaftlichen Frage.<sup>122)</sup> Man würde sich schwer täuschen, wollte man aus dem Standbild, das die Nachwelt dem Gründer der Gemeinnützigen Gesellschaft gestiftet hat, schließen, daß die Basler Mitwelt ein feines Ohr für die Träume des Menschenfreundes gehabt hätte. Man schalt vielmehr — wie Ochs ja berichtet, — seine tröstende Philosophie Chimäre. Dazu litt seine empfindliche Seele unter dem Beruf, der ihn zwang, sich mit Kleinkram und mit kleinlichen Menschen abzugeben. Glücklich, so erfahren wir aus einem Brief an Frey, ist er bei der Lektüre seines Epiktet, unglücklich ist er im Rathaus. Hier Licht, dort dichter Nebel. Aber er will diese Menschen ertragen, wenn er sie nicht ändern kann, und er will versuchen, ihnen selbst erträglich zu sein.<sup>123)</sup> Er hätte so gerne nach Basedowschem Vorbild eine Er-

ziehungsanstalt in Basel gegründet. Doch Frey warnt ihn; die Unterstützung der Regierung sei schwer zu gewinnen, „... et les particuliers . . . vous les connaissez trop bien pour compter sur eux.“<sup>124</sup>) Besuche auswärtiger Freunde waren seine Erholung, aber sie ließen oft auch einen Schatten zurück. Nachdem der Brugger Philosoph Zimmermann bei ihm gewesen und die Freiheit, die er in Hannover genieße, gerühmt hatte, erging sich Iselin in traurigen Gedanken darüber, daß er nun einmal an Basel gebunden sei. „Je ne sais pas au reste ce que je ferais si je n'étais pas trop vieux, car en vérité je suis quelque fois bien las de faire des Rathszeddel et des Haushaltungsbedenken et des Dreizehnerrathschläge et des Stadtrechnungen.“ Er sei der Ratsschreiber von Rapernaum, wie sein Onkel selig dessen Major gewesen. Aber da er auf eine Stellung im Ausland verzichten müsse und in der Heimat nichts für ihn Geeignetes sei, müsse er sich zufrieden geben und „jouer le rôle d'un homme de plume, si je ne puis pas jouer celui d'un homme de lettres;“ denn schließlich komme es in dieser Komödie, die in der Welt gespielt werde, nicht darauf an: „Ce que nous représentons, mais comment nous le représentons.“<sup>125</sup>) Wenn Frey, an den diese Zeilen gerichtet waren, Epiktet gekannt hätte, dann hätte er aus dieser Stelle schließen können, daß der Basler Menschenfreund seine Zuflucht nahm zum Stoizismus. Das bedeutete aber: Resignation.

Die schwache Gesundheit, Amtsüberdruß, auch Vertennung seiner Absichten konnten selbst das seelische Gleichgewicht eines Iselin von Zeit zu Zeit stören. Daß er im Juli 1775 sich so stark niederdrücken ließ, das hängt zweifellos zusammen mit der Absage seines Bögling's Peter Ochs, mit jenem Brief aus Straßburg, der die Krisis einleitete. Sogar wenn Iselin schon vorher an der Charakterfestigkeit gezweifelt hatte: die kühle Tatsache, daß sein junger Freund nun an seinem Glauben an die Vervollkommnung der Menschen

rüttelte, nachdem seine Begeisterung nicht Worte genug gefunden hatte: diese Tatsache mußte ihn ins Innere treffen und niederstimmen.

Die Freundschaft mit Peter Ochs gehört zu den schönen und schmerzlichen Erlebnissen Iselins. Denn wenn auch der Ausgang dieser Episode ihm eine schwere Enttäuschung bereitete: die Versicherungen und Freundschaftsbezeugungen des Jüngers waren aufrichtig, begeistert, oft von herrlicher Gefühlstiefe und Wärme gewesen. Der Mentor schätzte auch an seinem jungen Freunde die Empfindungsfähigkeit für das Gute und Schöne und die glänzende Begabung.

### Das Recht zur Revolution.

Zweifellos gewann Ochs durch Iselins Schriften und Briefe, die ihn „auf den guten Weg“ brachten, reichern Lebensinhalt, Ansporn und Förderung. Seine Bewunderung für die Persönlichkeit des Basler Philosophen und für dessen Ideale war echt und dauernd. Und zwar deshalb, weil schon in frühen Jahren, lange bevor er mit dem Basler bekannt wurde, seine Seele von der Liebe zur Humanität erfüllt war. In den Aufzeichnungen zu seinem Lebensgang schreibt er selbst, daß er immer gewünscht habe, das Gute zu tun und das Schlechte zu verhindern. Sein großes Vorbild wies ihn immer wieder hin auf Selbstkritik und auf die Arbeit am eigenen Charakter. — Aber in seinen politischen Anschauungen wuchs er über dieses Vorbild hinaus. Er stand nicht nur unter Lessings Humanitätsgedanken, sondern er beurteilte die Welt auch mit den Augen Rousseaus: er sah die Menschenwürde vernichtet und die „allgemeinen Menschenrechte“ mißachtet. In seinem idealistischen Optimismus sah er sogar den Zeitpunkt voraus, da der betrogene und entrechtete Untertan den Betrug, dem er zum Opfer gefallen, entdecken und zerstören werde.<sup>120)</sup> Mit seinem Glauben sprengte er Vorurteile; seine „pietätlose“ Unternehmungslust ließ sich durch keine „heilige“ Tradition fesseln.

Nicht erst durch Fselin, sondern durch einen seiner Hauslehrer war der Sinn für Humanität und Freiheit in ihm geweckt worden. Fselin wies ihm den Weg zu ethischen und wissenschaftlichen Zielen in der eigenen Ausbildung. Er lehrte ihn: „Der Mensch ist für die Tugend und für die Glückseligkeit geböhren“<sup>(127)</sup>, aber er leitete nicht das Recht zur Revolution daraus ab; sondern an der Tradition festhaltend, sprach er den Grundsatz aus, daß die wahre Freiheit in der Herrschaft der Gesetze bestehe, und daß nur ein elender und verächtlicher Weichling sich weigern würde, Vorschriften zu gehorchen, „die ihm alle ersinnliche Freyheit ließen, Gutes zu tun.“<sup>(128)</sup> Er verherrlicht die republikanische Verfassung seines Vaterlandes, weil sie jedem Bürger „das edelste, das erhabenste Vorrecht“ verschaffe, „uneingeschränkt Gutes zu tun.“<sup>(129)</sup> „Nur der tugendhafte Mensch kann ein guter Bürger sein.“<sup>(130)</sup> Er sucht die bürgerliche Freiheit in „der wohlverstandenen Gleichheit der Bürger“. Auch die Tyrannei berechtigt nicht zur Selbsthilfe. Es gibt kein abscheulicheres Verbrechen als Aufruhr und Empörung.<sup>(131)</sup> Die Autorität des Staates ist für Fselin unantastbar. Er fühlt sich als Weltbürger, aber er verlangt Gehorsam, auch wenn die Gesetze verkehrt sind. Wenn Ochs in einem Aufsatz aus dem Jahre 1771 geradezu die Unterdrückten und Enterbten zur Revolution auffordert, dann spricht er Gedanken aus, die jenem fremd sind. Ängstlichkeit redet aus dem interessanten Traktat Fselins: „Der Arzt oder die Neuerungen“<sup>(132)</sup> zu uns. Darin gibt sich Fselin wohl als Freund von Neuerungen zu erkennen, aber er will nichts wissen von den „Narren“, die so gern alles „durch einanderschmeißen“. „In diese Classe gehören die Eroberer, die Demagogen, die Projectenträger, und so viele geschäftige Leute, die nur Erschütterungen verursachen, um sich Bewegung zu geben.“ „Die Neuerung ist die Leidenschaft der Narren.“ Welcher Gegensatz zu dem Latendrang eines Peter Ochs! Dieser wird, wie er nur zu bescheiden sich



später ausdrückt, ein coopérateur, ein Mitarbeiter der Revolution; er hilft dem Staat zum Untergang, um eine neue Ordnung zu schaffen. Darin ist der ganze Gegensatz zwischen den beiden Männern begriffen. Peter Ochs schreitet zur Tat; Iselin aber sagt in seinem Traktat „Von der Uepigkeit“: „Ich werde meinem Vaterland immer die besten Gesetze wünschen; ich werde mich aber niemals weigern, auch minder guten zu gehorchen.“ Gehorchen ist ihm das Höchste. „Denn das größte Ubel für den Staat, und für den einzelnen Bürger, ist die Verachtung der Gesetze; und zu dieser Anlaß zu geben, wird jeder Rechtschaffene sich immer hüten.“<sup>(133)</sup>

Einmal aber überwindet Ochs diese Zurückhaltung des Ratschreibers. Von Leyden aus richtet er die Frage an ihn, was er zu den Erfolgen der Amerikaner sage? „Une nouvelle leçon aux despotes!“ Vielleicht gehe auf jenem Weltteil in Erfüllung, was Iselin in der „Geschichte der Menschheit“ vorgetragen habe.

Dieser Gedanke zündet. Iselin antwortet, er fange an zu glauben, daß Nordamerika das Land sei, wo sich Vernunft und Humanität viel rascher entwickeln werden als irgendwo in der Welt. Trotz aller Vorbehalte schreibt er das verwegene Wort nieder: „injustice pour injustice, celle qui se fait pour la liberté vaut mieux que celle qui défend la tyrannie.“ Und er wandelt ein lateinisches Zitat um: „Si fas violandum est, libertatis gratia violandum est.“ Wenn das Gesetz verletzt werden soll, dann soll es um der Freiheit willen geschehen.<sup>(134)</sup>

Aber dieser Kühnheit des Gedankens steht doch die grundsätzliche Auffassung entgegen, die Iselin schon in der Schinzacher Anrede von 1764 niedergelegt hat: der wahre Patriot „ist weder der Anhänger einer Parthey, noch das Haupt einer solchen.“<sup>(135)</sup>

Ist das nicht die Scheu vor dem wirklichen Leben? Es war nun einmal Iselins Art, in einer Begeisterungs-

fähigkeit für seine Ideale, die nicht einmal seine nächsten Freunde wie Hirzel oder Frey mitmachen konnten, zu glauben, daß der Mensch durch Tugend und Weisheit, durch Schönheit und Harmonie glücklich gemacht werden könne, und daß man ihm dies nur darbieten müsse, um ihn für seine hohe Bestimmung zu erleuchten und zu begeistern. Der Staat wird zu einem Idol. Weshalb darf sich der Bürger nicht auflehnen, wenn er unterdrückt wird? Weshalb muß er unter allen Umständen seinen „Obern“ Gehorsam leisten? Weil sonst der ganze Staat Schaden nimmt!<sup>136)</sup>

Peter Ochs aber wurde das Haupt einer Partei! So gingen die Ziele der beiden auseinander, und doch hätte sich Ochs 1798 auf die Ideale berufen können, die einst Iselin teuer gewesen, aus denen aber der ängstliche Basler Philosoph nicht die Konsequenzen gezogen hatte.

Was aber seine Persönlichkeit der Freundschaft mit Iselin zu verdanken hatte, das hat er als junger Doktor des Rechts in dem bereits erwähnten Brief aus Leyden gestanden, — und das führt uns wieder auf unsern Ausgangspunkt zurück: „Vous, ô mon cher Iselin, ô mon aimable Frey, ô mon sage Mouchon, vous, mes amis indivisibles, vous m’avez corrigé, vous m’avez fait passer dans le véritable chemin. C’est tout vous dire.“<sup>137)</sup>

Gewiß: damit ist alles gesagt.

---

## Anmerkungen.

1) Herrn Ed. His-Schlumberger sei auch hier der Dank ausgesprochen für die vorbehaltlose Öffnung des Familienarchivs (cit.: FAH.) sowie für jegliche Förderung. Ebenso danke ich der verehrlichen Nachlassverwaltung des Iselinschen Familienarchivs, die mir die Benutzung des Iselin-Briefwechsels ermöglichte (cit.: FAI.). Vor allem möchte ich der Uneigermütigkeit gedenken, mit der Herr Dr. Hans Barth mir die wertvollen Abschriften der Briefe von Peter Ochs überlassen hat.

2) Übersiedlung nach Basel 1769 und einjähriger Aufenthalt: biogr. Notizen von Ochs. FAH.

3) 13. Juli 1771. Frey an Iselin. FAI.

4) Isaac Iselins Pariser Tagebuch 1752. Bearbeitet durch Ferdinand Schwarzg. 1919. 5) Vergl. ebenda S. 133 f.

6) Ochs ist zu sehr durch das Glück verwöhnt. „On gagne souvent à être humilié.“ Is. an Frey. 8. Juli 1774. FAI.

7) Die Beschönigungen Miasokowstis wiederholt im Widerspruch mit dem Pariser Tagebuch. 8) „Une cire molle“ nennt ihn Frey.

9) Im fgdn. kurzweg angeführt als: Ochs, Gesch. Basels.

10) Ochs, Gesch. Basels I. I. 11) Ebenda I. IV.

12) Isaac Iselins Vermischte Schriften. Zürich 1770. II 141—159 (verfaßt 1769). Seit September 1768 macht Iselin Propaganda für Bafedow, s. Bretschneider (Karl Konrad): Isaac Iselin, ein Schweizer Physiokrat des 18. Jahrhunderts. Diss. 1908. S. 41.

13) Schloß Wildenstein. 24. Juni 1769. Escherner an Iselin. FAI.

14) Hamburg 12 novembre 1768. Albert Ochs an Is. Iselin, secrétaire d'Etat de la République de Bâle. FAI.

15) Bretschneider a. a. O. 42. 16) Bretschneider a. a. O. 44.

17) Ochs, Gesch. Bas. I. XX.

18) Frey beklagt sich darüber, daß die Schriften der Ökonomen, besonders diejenigen des Marquis de Mirabeau so dunkel seien. Man müßte ganze Jahre ihrem Studium und demjenigen ihrer Gegner widmen, um vor Täuschungen sicher zu sein. Irrtum und Wahrheit liegen bei diesem Gegenstand sehr nahe. Trotzdem ist Iselin überzeugt, daß die Ökonomen die wahren Grundsätze der Verwaltung gefunden haben. 26. Dezember 1770. Iselin an Frey. FAI.

19) Vergl. Damaschke, Adolf, Gesch. der Nationalökonomie. 1913. (7. Aufl.) 226 ff. — Levasseur, La France économique de 1720 à 1788 in der Histoire générale von Lavissee und Rambaud. VII. 652 ff.

20) Vergl. z. B. Iselin, Vermischte Schriften I 9. I 103. — Er habe sich derjenigen Wissenschaft gewidmet, „welche den Menschen und den Bürger zu Gegenständen hat, der Philosophie. Nicht jener stolzen und verwegenen, welche den Staat und die Religion zu untergraben drohet; sondern der bescheidenen und unschuldigen Tochter des Himmels“ usw.

21) Ebenda. 22) 14. April 1770. Iselin an Frey. FAI.

23) 31. Dezember 1773. Iselin an Ochs. FAH.

24) 9. September 1774. Iselin an Ochs. FAH.

25) Ephemeriden 1781. Bretschneider 43.

26) S. Bretschneider 49, der den Umkehrung Iselins ins Jahr 1769 setzt. Iselins „Versuch über die gesellige Ordnung“ erschien 1772. „In dieser Abhandlung nun,“ sagt B. 49, „versucht er vollständig das große Vorbild

(Quesnay) zu kopieren, was ihm allerdings hier und da . . . nicht ganz gelingt. Er bekennt sich jetzt selbst als Physiokrat, ist aber keiner im wahren Sinne des Wortes.“

<sup>27)</sup> Vergl. Damaschke 262. Am Schicksal Duponts nimmt Frey, wie aus dem Briefwechsel mit J. ersichtlich ist, starken Anteil. Vergl. auch Bretschneider, bes. 65 Anm. (Dupont 1769 Redaktor der „Ephemeriden“), 66, 69 Anm. (Dupont in Basel, Anfang Dezember 1773).

<sup>28)</sup> Über die Formulierung: Bretschneider 72. Vergl. Bentham's Maxime von der greatest happiness of the greatest number.

<sup>29)</sup> Damaschke 278. <sup>30)</sup> Ochs, Gesch. Bas. I. LXXII.

<sup>31)</sup> Lavissee et Rambaud VII. 655.

<sup>32)</sup> Verherrlichung Quesnays in der „Geschichte der Menschheit“ II 426 (ber vierten „verbesserten und vermehrten Auflage“ vom Jahre 1779).

<sup>33)</sup> 25. Juli 1773. Ochs an Iselin. FAI.

<sup>34)</sup> August von Miastowski, Isaac Iselin. In den Basler Beiträgen zur vaterländischen Geschichte. X 149 (1876). Auch separat erschienen.

<sup>35)</sup> 23. Mai 1774. Iselin an Frey. FAI.

<sup>36)</sup> 29. Januar 1775 Iselin an Frey. FAI. <sup>37)</sup> Damaschke 249.

<sup>38)</sup> „Gesch. der Menschheit“ I. 170. <sup>39)</sup> [August] 1772. Mouchon an Ochs. FAH.

<sup>40)</sup> 26. Februar 1774 Iselin an Ochs. FAH.

<sup>41)</sup> Nach einem Ausspruch des Prinzen von Conti: Damaschke 243. — „dans une liste peut-être incomplète, j'ai enregistré onze disettes de 1723 à 1756, et en 1739 le duc d'Orléans mettait sur la table du conseil du roi un pain sans farine, en disant: „Sire, voilà de quel pain se nourrissent aujourd'hui vos sujets“. Lavissee et Rambaud VII. 656.

<sup>42)</sup> 21. Mai 1771. Escharrer an Iselin. FAI.

<sup>43)</sup> Ochs, Gesch. Bas. I. XXXII. <sup>44)</sup> Ochs, Gesch. Bas. VIII. 96.

<sup>45)</sup> Wieland im Basler Jahrbuch 1890. S. 177.

<sup>46)</sup> Iselins „Freimütige Gedanken über die Entvölkerung unserer Vaterstadt“ 1757. 1762 die „Gründe und Gegengründe über die Annahme neuer Bürger. . .“ Vergl. Bretschneider 23. — Die Republik, „die weise und menschlich genug ist, jeden Frembling, den keine böse That entehret, zu ihrem Bürger aufzunehmen“, habe er schon lange vergebens gesucht. Is., Verm. Schriften, II 367.

<sup>47)</sup> Hans Schnorf, Sturm und Drang in der Schweiz 45 u. pass.

<sup>48)</sup> Iselins Vermischte Schriften II 225.

<sup>49)</sup> 9. Sept. 1774. Iselin an Ochs. (Text französisch!) FAH.

<sup>50)</sup> 9. Sept. 1774 Ochs an Iselin. FAI.

<sup>51)</sup> 24. Oktober 1776. Prof. Joh. Rud. Iselin an Ochs. FAH.

<sup>52)</sup> 14. April 1770. Iselin an Frey: „Le démon agriculteur s'est emparé de nouveau de mon âme depuis que je lis vos (!) économistes.“ FAI.

<sup>53)</sup> Anspielung auf Hjelms 1776 erschienenen „Träume eines Menschenfreundes“, die, wie Bretschneider 72 im Gegensatz zu Miastowski ausführt, mit den „Philosophischen und patriotischen Träumen eines Menschenfreundes“ von 1755 nichts zu tun haben. Der erste Band der „Träume eines Menschenfreundes“ ist in der Hauptsache ein Neuabdruck des oben erwähnten, 1772 erschienenen „Versuch über die gesellige Ordnung“ mit gelegentlichen Änderungen, Erweiterungen und Verbesserungen.

<sup>54)</sup> Genf, 13. Oktober 1781. Eschärner an Hjelms. FAI. — Das Manuskript trägt den Titel: „Economie des Empires“.

<sup>55)</sup> Bretschneider 135. <sup>56)</sup> S. Anm 53.

<sup>57)</sup> Hjelms „Gesch. d. Menschheit“ II. 423. <sup>58)</sup> FAH.

<sup>59)</sup> 27. August 1776. Frey an Hjelms. FAI. Der Originalbrief von Ochs ist nicht vorhanden; hingegen ist ein Bruchstück als Kopie Freys an Hjelms erhalten.

<sup>60)</sup> 7. Okt. 1778. Ochs an Hjelms. FAI, <sup>61)</sup> 29. Okt. 1778. Hjelms an Ochs. FAH.

<sup>62)</sup> Handschriftlich; die Leichenrede unterdrückt bewusst einzelne Stellen. FAH.

<sup>63)</sup> Leichenrede bey der Beerdigung des Hochgeehrten Herrn Herrn (s.) Peter Ochs, J. U. D. . . 1821. Seite 18. (Gedruckt.)

<sup>64)</sup> Das braucht ihm keineswegs als bloße Schmeichelei angerechnet zu werden, sondern es setzt doch immer Erkennung und Anerkennung der Größe voraus. Peter Ochs war von sehr umgänglichem Wesen, besaß in großem Maße die Gabe, sich leicht und rasch an andre anschließen zu können. Man bekommt sogar den Eindruck einer gewissen Zubringlichkeit, wenn er sich um hervorragende Persönlichkeiten bemüht. Dabei wird man allerdings eine große gesellschaftliche Gewandtheit und das ihm innewohnende Bedürfnis, tätig zu sein, geistigen Gedankenaustausch zu genießen und durch bedeutende Verbindungen sich selber Wert und Ansehen zu verschaffen, mit in Rechnung stellen müssen. — Der Vater Albert Ochs charakterisiert in einem Brief vom 29. November 1775 (an Hjelms) den Sohn unter anderm folgendermaßen: „Le ressort vraiment puissant, qui reside en lui, c'est l'Estime des Personnes célèbres et surtout la vôtre, Monsieur. Il vous honore, je le sais, de la maniere la plus particuliere et j'ose tout en esperer.“ Der Berühmtheit gilt in jener Zeit häufig auch die Adresse. So nennt Albert Ochs gelegentlich den Ratsschreiber: „Docteur en Droit très célèbre“ FAI. Im ersten Brief an Hjelms nennt sich Peter Ochs Schüler „du célèbre auteur de l'Histoire de l'humanité“. 25. Juli 1773. FAI.

<sup>65)</sup> „Gesch. d. Menschheit“ II 431, 440 ff.

<sup>66)</sup> [1765]. Eschärner an Hjelms. FAI.

<sup>67)</sup> Briefwechsel zwischen Eschärner und Hjelms. Der Berner ist kurz, einfach, klar; er ist mehr der Mann der Tat als des Wortes und durch Lebens-

erfahrung und Wirksamkeit dem Theoretiker Jselin überlegen, dessen Weit-  
schweifigkeit bei aller stillistischen Begabung wir heute nicht mehr als Vorzug  
empfinden. — Briefe Escharners vom 19. Januar, 27. September, 6. August  
1769. FAI.

<sup>68)</sup> 23. Mai 1774. Jselin an Frey. FAI.

<sup>69)</sup> 13. Oktober 1770. Escharner an Jselin. — Vergl. auch Escharners  
Dankschreiben für die „Proben von Liebe, Güte und Huld, deren Sie meine  
Söhne in Basel geehret haben“; sehr fein und anerkennend: 17. Oktober  
1768. Escharner an Jselin. FAI.

<sup>70)</sup> „Über die Notwendigkeit der Prachtgesetze in einem Freystaate.  
Von Nicolaus Emanuel Escharner, des Großen Raths der Republik Bern,  
und Obervogt zu Schentenberg.“ Jselins Vermischte Schriften II 369 ff.;  
namentlich 378, 411 ff.: „Palämon, oder von der Ueppigkeit. Von Isaac  
Jselin. . .“

<sup>71)</sup> 11. September 1773. Ochs an Jselin. FAI.

<sup>72)</sup> 27. September 1773. Jselin an Ochs. FAI.

<sup>73)</sup> 26. Februar 1774. Jselin an Ochs. FAH. — Jselins Vermischte  
Schriften I 9 ff., II 161, 185. — Das Protokoll der Helvetischen Gesellschaft  
ist irreführend; es verrät von dem Widerstand nichts, sondern erweckt den Ein-  
druck freudiger Zustimmung und Gewogenheit. Präsihiert war die Ver-  
sammlung durch Escharner. Die Teilnehmerzahl war größer als gewöhnlich.  
Gegen die Verlesung der Ochs'schen Abhandlung wurde sogar ihre Abfassung  
in einer „nicht nationalen“ Sprache — sie war französisch geschrieben —  
geltend gemacht. 23. Mai 1774 Jselin an Frey. FAI. Ochs hat diesen Brief  
exzerpiert: FAH. — Über den Geist der Helvetischen Gesellschaft gibt Auf-  
schluß der Briefwechsel zwischen Jselin und Frey im Mai 1773. FAI.

<sup>74)</sup> S. Anm. 72.

<sup>75)</sup> Jselins Pariser Tagebuch 1752, herausgeg. F. Schwarz: 128 ff.,  
133 ff., 167 f., 184 f. (Lebensplan), 193 (möchte Rousseaus Freundschaft  
besitzen). Eine vorurteilslose Biographie Jselins fehlt noch. Miastowski  
hat in seinen Zitaten das, was dem Idealbild widersprach, ganz einfach  
weggelassen.

<sup>76)</sup> 18. Oktober 1773. Mouchon an Ochs. FAH.

<sup>77)</sup> „Gesch. der Menschheit“ II 410, I 160.

<sup>78)</sup> I 117: daß Genf den „beredten Schriftsteller“ nicht ohne Grund  
verurteilt habe.

<sup>79)</sup> 3. Juni 1770. Jselin an Frey. FAI. Wenn Jselin bei allem  
Enthusiasmus für Rousseau im Tagebuch von 1752 ihn gelegentlich einen  
„Diogenes“ nennt, so geschieht dies unter dem augenblicklichen Einfluß der  
Frau von Graffigny. Jselins Urteile sind überhaupt stark von andern ab-  
hängig. Tagebuch, Schwarz: 135.

<sup>80)</sup> Briefwechsel Jselin-Frey 1771. FAI.

- <sup>81)</sup> Faguet in Lavisse et Rambaud VII. 709.  
<sup>82)</sup> Gustave Lanson, Histoire de la Littérature française. 5<sup>me</sup> édition 1898, 769 ff.  
<sup>83)</sup> Jselin, Vermischte Schriften I 103. <sup>84)</sup> Bretschneider 40.  
<sup>85)</sup> Lanson 785. <sup>86)</sup> Vergl. Schnorf 24.  
<sup>87)</sup> [August] 1772 Mouchon an Ochs. FAH.  
<sup>88)</sup> Ochs, Gesch. Bas. I. VIII. <sup>89)</sup> Ebenda S. XXVI., XXXII.  
<sup>90)</sup> Ebenda S. XXXIII. <sup>91)</sup> Ebenda S. LV f.  
<sup>92)</sup> Ebenda S. LXXXV.

<sup>93)</sup> Gerade die Glückseligkeit, wie sie Jselin erstrebe, „erfordert die so viel möglich gleiche Austeilung der Güter unter den Bürgern, auf welchen die Gleichheit, die ich in einem freien Staate als eine der stärksten Stützen seiner Wohlfahrt ansehe, beruhet. . . Diese Gleichheit aber zerstört der Pracht, und eben darum bin ich ihm feind. Darin gehen wir von einander ab. . . Wo je der Pracht geherrschet, da fanden sich Reiche und Arme, und verschwand der glückliche Mittelstand, und die unschätzbare Gleichheit der Güter, die angenehmen Empfindungen, die allgemeine Wohlfahrt und Glückseligkeit.“ 27. September 1769 Escherner an Jselin. FA I. Daß „die Gleichheit der Bürger in Abticht auf die Güter „unmöglich“, mit „dem Stand der Natur“ verloren sei und dem goldenen Zeitalter angehöre, setzt Escherner voraus. „Die Gleichheit der Bürger ist nichts anderes mehr als die Gleichheit der Reichen.“ Aber je größer der Ausgleich an Gütern vorhanden ist — was durch Prachtgefeße bewirkt werden könne, — um so vollkommener sei der Freistaat. Desf. an denselben 10. April 1769. a. a. O.

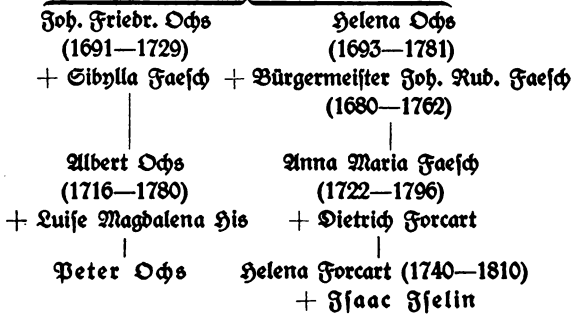
<sup>94)</sup> Ochs, Gesch. Bas. I. LXXXV. f. <sup>95)</sup> Ebenda S. VI, XXII.

<sup>96)</sup> „Gesch. d. Menschheit“ II 449, 454.

<sup>97)</sup> Ochs, Gesch. Bas. I, LXXXVIII.

<sup>98)</sup> 18. Juni 1770 Frey an Jselin. FA I.

<sup>99)</sup> Peter Ochs + Esther Miz  
(1658—1706) (1670—1733)



Nachgütiger Mitteilung durch Herrn Dr. August Burckhardt.

<sup>109)</sup> 9. September 1774. Jselin an Frey. FAI. Jselin ist von der Lektüre Platons begeistert, erhebt allerdings Einschränkungen. Er veranlaßt auch Ochs, den griechischen Philosophen zu studieren und streicht für ihn bestimmte Stellen an. Ochs dankt (9. September 1774 Ochs an Jselin. FAI) und begnügt sich vorläufig damit, die bezeichneten Stellen zu lesen. „Ses principes harmonisent on ne peut pas mieux avec les miens.“ Die Lektüre des ganzen Buches verschiebt er aber auf das folgende Jahr.

<sup>101)</sup> 28. Januar 1774 Ochs an Jselin. FAI.

<sup>102)</sup> 20. April 1774 Jselin an Ochs. FAH.

<sup>103)</sup> Die Datierung ergibt sich aus: 8. Juli 1774 Jselin an Frey. FAI.

<sup>104)</sup> Ebenda.

<sup>105)</sup> 2. September 1774 Frey an Jselin. FAI. „C'était bien en veillant et de propos délibéré qu'il s'est coupé les cheveux à Hambourg.“ — Ochs hat die auf ihn bezüglichen Stellen dieses Briefes kopiert.

<sup>106)</sup> 9. September 1774. Jselin an Ochs. FAH.

<sup>107)</sup> Ohne Datum. FAI.

<sup>108)</sup> 18. März 1775 Jselin an Frey. FAI.

<sup>109)</sup> Straßburg 28. Januar 1775. Er pflichtet Jselin ausdrücklich bei, daß das Gute Fortschritte mache, und fährt sogar noch fort: „les gens de bien le sont avec plus de conviction et d'une manière plus approfondie que dans des temps antérieurs.“ FAI.

<sup>110)</sup> 15. Juni 1775. Ochs an Jselin. FAI.

<sup>111)</sup> Hamburg, 29. November 1775. FAI.

<sup>112)</sup> 10. Mai 1776. Frey an Jselin. 13. Mai 1776 Jselin an Frey.

31. Mai 1776 Frey an Jselin. FAI.

<sup>113)</sup> 17. Juni 1777. Jselin an Ochs. FAH.

<sup>114)</sup> 24. Juni 1776. Frey an Jselin. FAI.

<sup>115)</sup> Ohne Datum; vor dem 6. September, nach dem 27. August 1776. Jselin an Frey. FAI.

<sup>116)</sup> 17. Juni 1777 Jselin an Ochs. FAH.

<sup>117)</sup> Frey dagegen schrieb: „Pour moi, tout en convenant avec vous qu'il lui manque bien des choses pour être ce que je désirerais qu'il fût, je le vois sous un aspect bien plus favorable...“ 31. Mai 1776 Frey an Jselin. FAI.

<sup>118)</sup> F. Schwarz in der Einleitung zum Pariser Tagebuch S. XIII. Zahlreiche Beispiele für den Mangel an Befriedigung im Briefwechsel mit Frey.

<sup>119)</sup> 20. April 1774 Jselin an Ochs. FAH. <sup>120)</sup> II 427.

<sup>121)</sup> Jselins Vermischte Schriften II 198.

<sup>122)</sup> 9. September 1774 Jselin an Ochs. FAH.

<sup>123)</sup> 3. Oktober 1774 Jselin an Frey. FAI.



<sup>124)</sup> 2. Juni 1775 Frey an Iselin. FAI. — Aus einer sehr abschätzigen Bemerkung über Jakob Sarasin, der 1775 (zum zweiten Mal) an der Schingnacher Tagung teilnahm, kann man schließen, daß sich die beiden Kreise, der Iselin- und der Sarasin-Freundestkreis fernstanden. Sarasin erwähnt allerdings in einem Brief an seine Frau unter den Teilnehmern ausdrücklich und an dritter Stelle den Mitbasler Iselin; aber seine größte Freude hat er doch am Zusammentreffen mit Schlosser, Pfeffer, Lavater, Lenz (1777), Verse. Iselin erwähnt dagegen besonders Sal. Gessner, Hirzel, Kilchberger, Keller aus Zürich, Escharner, Fellenberg (1774) und Kirchberger aus Bern; selbstverständlich auch Ochs — aber mit dem Zusatz, er habe nicht Gefallen gefunden. „On s'est plaint de sa fatuité et de son manque d'attention;“ man hat sich namentlich darüber beklagt, daß er die „Schweizerlieder“ nicht mitgesungen hat. (11. Juni 1775 Iselin an Frey. Ochs hat diese Stelle kopiert). Das Verhalten von Ochs kritisiert denn auch Sarasin: Ochs habe ihm anfangs den Rücken gekehrt, bis er gesehen, daß man ihn mit Auszeichnung behandle. Mit dem Landvogt Christ von Mönchenstein (ebenfalls Mitglied der Helvetischen Gesellschaft) verknüpfen Iselin die physiokratischen Interessen. Gesch. der Familie Sarasin I. 116 (nicht im Buchhandel).

<sup>125)</sup> 24. Juli 1775 Iselin an Frey. FAI. Vergl. besonders F. Schwarz in der Einleitung zum Pariser Tagebuch. S. XIII.

<sup>126)</sup> Aufzeichnungen im „roten Büchlein“ zum Jahre 1771. FAH.

<sup>127)</sup> Iselins Vermischte Schriften II 367.

<sup>128)</sup> eod. I. II 640.

<sup>129)</sup> eod. I. II 169.

<sup>130)</sup> eod. I. II 189.

<sup>131)</sup> eod. I. II 208.

<sup>132)</sup> eod. I. II 329 ff., besonders II. 338 f.

<sup>133)</sup> eod. I. II 461.

<sup>134)</sup> 2. Mai 1777 Ochs an Iselin. FAI. 17. Juni 1777 Iselin an Ochs. FAH.

<sup>135)</sup> Vermischte Schriften II. 163 ff.

<sup>136)</sup> eod. I. II. 208.

<sup>137)</sup> S. Anm. 134.

## Das Haus zur „Gens“.

Von Karl Bischoff.

---

A mercatore principium! Rein anderer Spruch drängt sich uns so oft und so eindringlich ins Bewußtsein, wie dieser, wenn wir unsere Blicke durch Basels Stadtgeschichte im späten Mittelalter streifen lassen. Gewiß! Der bischöfliche Hofhalt mit seinen zahlreichen geistlichen und weltlichen Beamten bietet ein farbenreiches, vielseitiges Bild, und das Handwerk mit seinen mannigfachen Ausprägungen zähen Fleißes wie trockener Kleinlichkeit läßt es an charakteristischen Reizen nicht fehlen. Aber das Gefühl des rastlosen Vorwärtsdrängens ins Weite und Größere wird uns doch nur im Blicke auf den Handel, der, zumal im XIV. und XV. Jahrhundert, Basel erst so recht gestaltet hat. Wir müssen uns sagen: Das sind die Kräfte, denen dieser Stadtstaat seine Entwicklung verdankt.

Man fühlt sich deshalb immer und immer wieder versucht, in jenen alten Gassen herumzuschlendern und sich vor Augen zu stellen, was denn da vor fünfhundert Jahren etwa gegangen sein mag. Da sehen wir sie oft plötzlich vor uns erstehen, jene Geschlechter, die von den Früchten ihrer Unternehmungslust und ihres Wagemutes reich und mächtig werden, dann vornehm werden wollen und es zuweilen auch zu werden vermögen — meist auf ach! so kurze Zeit —, um dann wieder zu verschwinden im Laufe der Geschicke.

Am deutlichsten hat sich ihr Wesen konzentriert an dem Straßenzug, der hinaufführt vom Fischmarke, durch die Straßen „unter Kremern“, die heutige Schneidergasse und „de

Spalon“, den heutigen Spalenberg, zum Tore, das sich öffnet nach dem Sundgau, dem natürlichen Hinterlande unserer Stadt. Nicht als ob in jenen Gassen das Handwerk nicht vertreten gewesen wäre. Die vielen kleinen Häuserchen, die wir uns da denken müssen, gehören Professionisten jeder Art; am Spalenberg wimmelt es von Schmieden und Schlossern, an der Schneidergasse damals schon von Schneidern. Aber dazwischen, in den anspruchsvollern Gassen, da treffen wir die Kaufleute, die ja fast durchweg auch Detaillanten sind; da sitzen sie am großen Verkehrswege und handeln, bis sie satt genug geworden sind, um sich zurückzuziehen auf den Berg von St. Peter und ihres Geschäftes müßig zu gehen. Da finden wir gleich zu Anfang der Schneidergasse die jem Augen, die von Efringen, die von Sarburg, unfern der St. Andreaskapelle, welche von Frau Meze, der Witwe des Gewandschneiders Hugo von Sarburg wiederholt mit frommen Stiftungen ausgestattet wird. Dort treffen wir auch als Besitzer mehrerer auf der Birsigseite gelegener Häuser die lange Zeit hochbedeutende Kaufmannsfamilie der Stammler, deren Hauptsitz freilich etwas weiter oben auf der rechten Seite zu suchen ist, im Einhorn (später zum Eichhörlein degradiert!) und Stammler's Hause, wo die Sippe anscheinend über hundert Jahre hauste und mit den vornehmsten Geschlechtern der Stadt verschwägert war.

Ein typisches Kaufmannshaus ist das Haus zum „Soluturn“ (Schneidergasse 5). Im Jahre 1416 gelangt es von dem Altobersztzunftmeister Claus Murer an den Amtsobersztzunftmeister Henmann Offenburg, bald darauf aber in die Familie von Biel, in der es durch mehrere Generationen verbleibt, eine Weile auch im Besitze des Münzmeisters Heinrich von Oeringen, der eine von Biel zur Frau hatte. Später steht es im Besitze des Junker Rudolf Schlierbach, der dann daran neben seinem legitimen Neffen Wolfgang seinen Bastardssohn Hans erben läßt. Doch

haben die Beiden das sonderbare Miteigentum sofort durch Verkauf gelöst. Und nun treffen wir das Haus kurze Zeit in der Malerfamilie der Glaser, aus der es aber bald in bewährte Kaufmannstreife — es waren um 1600 die Respinger an der Eisengasse — zurückkehrt.

Ähnlich erging es dem Nachbarhause zum „Efringen“. Noch im Beginn des XV. Jahrhundert ist es im Besitze der Familie, von der es den Namen hat. Als diese zu vornehm wurde, um dort zu wohnen, folgen sich als Besitzer Stephan Offenburg, Henmans Vetter und Socius, sein Schwager Claus Stukenberg, der Watmann und Krämer Hans Trmi der junge, der Meister zu Safran, Verteidiger des Peter von Hagenbach und Freund des Lorenzo von Medici, sodann Hans Hauenstein, der Gewandmann, Walter Bomgarter der Unterschreiber, eine in Handelstreifen ebenfalls sehr bekannte Persönlichkeit, und endlich Bastian Gold, der hochangesehene Teilhaber der „Großen Gesellschaft“.

Oder das Haus zum „Rößlach“ (Schneidergasse 20). Auch ihm gibt die erste bekannte Besitzerfamilie den Namen. Dann folgen sich die Hüller, die Schlierbach, und am Ende des XV. Jahrhunderts finden wir darin Ludwig Schmidt, den Gewandmann, in dem wir wohl den frühern Faktor der Gebrüder Wifz in Spanien zu erblicken haben.

Auch weiter oben finden sich noch recht namhafte Kaufmannshäuser. So der „Schürlikeller“, den wir heute als „Spalenhof“ kennen (Spalenberg 12). Schon 1256 heißt die Besizung „Schurlinshus“. Um so erstaunter sind wir zu erfahren, daß noch im Jahre 1362, als das Geseß im Eigentum derer „von Hall“, also einer namhaften frühen Kaufmannsfamilie steht, das anstoßende Haus „zum Lichte“ dem Messerschmied Johann Scheuerli gehört. Später, im XV. Jahrhundert, treffen wir den Schürlikeller, der mittlerweile durch Efringenschen Besiz hindurchgegangen ist, in der Hand des Hans Wifz, worüber noch später zu reden

sein wird, und sodann durch vier Generationen im Besitze der Hug von Sulz, die ursprünglich Nürnberger Kaufleute waren, in Basel aber schon in der zweiten Generation Junker geworden sind und überaus vornehme Verbindungen eingehen konnten, dann aber rasch — schon im XVI. Jahrhundert — wieder erloschen sind. Der Schürlickeller aber ist nun in feste Hände gelangt: 1564 hat ihn der Bürgermeister Kaspar Krug-Rußbaum erworben und darin seinen Eisenhandel eingerichtet. Und nun ist er in Krugschem Besitze geblieben bis zum Jahre 1732; auch der Bürgermeister Johann Ludwig Krug-Wettstein hat darin gehaust. Und als das Haus im Jahre 1732 an Lucas Schönauer verkauft werden sollte, da hat Emanuel Schnell-Krug sein Zugrecht daran geltend gemacht, und in seiner Familie ist das nunmehr „Spalenhof“ genannte Haus ebenfalls noch eine stattliche Reihe von Jahren geblieben.

Und nebenan das Haus zum Oberrn Hatstatt (Spalenberg 14), das im XIII. Jahrhundert tatsächlich den Herren von Hatstatt gehört hatte, finden wir im XIV. Jahrhundert zuerst im Besitze der Hüller, dann derer zum Tolben, also zweier Kaufmannsrippen aus verschiedener Schicht. Ihnen gehört es nur zur Erbleihe. Aber der Lehnherr ist Conrad von Hertenberg, ein Urentel jenes Ludovicus institor, also Ludwigs des Krämers, der schon 1237 urkundlich erwähnt wird. Wahrlich: A mercatore principium! Und später folgen sich in dem Hause die Sing, die Krafft, die Harnasch, die Schaler (Hafengießer) und die Socin, eine Kaufmannsreihe fast ohne Ende.

Inmitten all dieser schicksalsreichen Behausungen liegt, vielleicht als die interessanteste, die „Sens“, heute Spalenberg 2, weil sie eine zwar nicht ununterbrochene aber doch reiche Folge markanter Besitzer aufzuweisen hat. Es mag deshalb, trotz der Spärlichkeit des Materials, einiges Interesse besitzen, in kurzen Zügen ihre Geschichte zu skizzieren.

Es wird sich ergeben, daß die „Gens“ in eminentem Maße als Kaufmannshaus gelten darf.

Die „Gens“ zeichnet sich äußerlich vor den meisten andern Häusern dadurch aus, daß sie heute noch an ihrem Außern das Wappen ihrer ersten Besitzer aufweist: derer „zer Gense“. Nichts lag ja näher, als daß eine Familie, die bisher ein anderes Patronymicum noch nicht angenommen hatte, sich nach dem Hause nannte, das sie gerade bewohnte. Das war der Fall der „zer Sonnen“, „zem Angen“, „zem Winde“, etc., und ebenso auch der „zer Gens“. Ihre Existenz ist fast lediglich bezeugt für die Zeit, aus der das so gut erhaltene und nunmehr wieder so erfreulich polychrom hergestellte schöne Wappen stammt, der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Allerdings sind Jacob zer Gense, seine Frau Agnes und seine Kinder Conrad und Catharina schon für 1300, Hans zer Gense der elter für 1345 bezeugt; doch wissen wir von ihnen nichts als den Namen. Später, 1364 erscheint dann Heinrich zer Gense, der auch noch für 1391 bezeugt ist, der aber mit seiner Gattin Christina den „Engelhof“ bewohnte, und endlich wissen wir, daß ein zer Gense, dessen Taufname uns nicht einmal überliefert ist, Deutschritter war. Und dieser scheint nun ursprünglich die „Gens“ noch besessen zu haben; denn aus einer Urkunde vom 8. Januar 1390 geht hervor, daß ihm an dem Hause noch ein Leibgedinge zusteht. Sonst aber gibt weder jene übrigens recht interessante Urkunde noch andere gelegentliche Notizen und Einträge klare Auskunft über das Schicksal des Hauses, und insbesondere nicht über seine Eigentümer. Doch scheint es wenigstens vorübergehend Götschin von Eptingen dem ältern und seinen Söhnen Gößmann, Rutschmann und Heinkmann gehört zu haben.

Erst im Jahre 1419 taucht die „Gens“ wieder auf. Da verkauft sie der Junker Hug Schultzeiß zum Schiff „als Vogt Andresen Urselli's und Jacobs wilent elicher

Kinder Peter Hanns von Waltpach seligen". Wir dürfen wohl annehmen, daß Peterhans von Waltpach, der etwa auch, nach seiner vornehmen Mutter, „Schent“ hieß, und der einzige Sohn des Schultheißigen Jacob von Waltpach gewesen ist, die „Sens“ bewohnt haben wird, daß dieselbe aber nach seinem frühen Tode von dem Oheim und Vormund seiner Kinder veräußert wurde.

Der Käufer ist „Hans Rübſam der elter von Mas-  
münſter“ „der Watman Burger zu Baſel“, eine Perſön-  
lichkeit, von der uns im übrigen ſo viel wie Nichts bekannt  
iſt. Seine Familie ſcheint in Baſel nur wenige Vertreter  
aufgewieſen zu haben. Vielleicht hat er ſelber nicht lange  
in Baſel gewohnt. Die Sens hat er nur fünf Jahre beſeſſen.  
Schon 1424 hat er ſie wieder verkauft an Klaus Schliſſer  
den Unterkäufer und Enghelin ſeine Ehefrau. Für ihn  
mochte der Erwerb der ſtattlichen Liegenſchaft — er hat  
daſür 500 Gulden bezahlt — ziemlich anſpruchsvoll er-  
ſcheinen. Doch iſt der Beruf des Unterkäufers als eines  
Kaufhausbeamten, der teils Mäkler-, teils Kommiſſionärs-  
funktionen erfüllte, ziemlich einträglich und ſozial gut  
angesehen geweſen, wie denn Schliſſer auch der Safran-  
zunft angehörte. Wie lange er jedoch im Beſiße der „Sens“  
verblieb, läßt ſich nicht ermitteln.

In den folgenden Jahrzehnten aber bietet uns die  
Geſchichte der „Sens“ einen reizvollen Ausſchnitt aus  
jener intereſſanteſten Periode des Baſler Handels. Es  
iſt ein merkwürdig verbreiteter Irrtum, als hätte der  
Baſler Handelsſtand im XV. Jahrhundert der Bedeutung  
ermangelt. Gewiß hat das in unſerer Stadt verhältnis-  
mäßig früh erſtarkende Handwerkerregiment unzählige und  
teilweiſe recht enge Schranken aufgerichtet, welche dem  
Handel die Entwicklung erſchwerten. Das wäre an ſich  
ſchon Grund genug geweſen, um jedes laute Getue und  
jede unnütze Ruhmredigkeit in den Kreiſen des Groß-  
handels zu unterdrücken. Aber ein ſolches Weſen hat auch

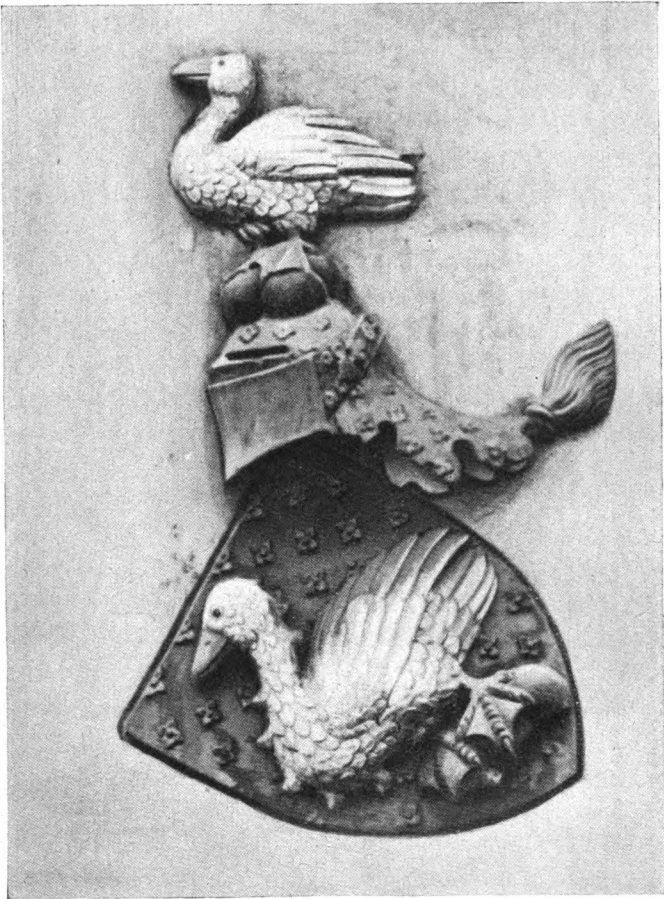
von vorn herein nicht im Basler Charakter gelegen. Der Basler war von jeher wirklich geschäftlich veranlagt. Er liebt das Geschäft um des Geschäftes willen, oft auch um des Erwerbs willen, selten aus Großtuerei. Vom rein geschäftlichen Standpunkt aber ist eine gewisse schlichte Zurückhaltung nur förderlich. Seine guten Einfälle behält man am Besten für sich. Und dieser Gesichtspunkt hatte vermehrte Geltung in einer Zeit, die von Kellame noch nichts wußte! Außerdem ist der Basler Handel ja in erster Linie Transit-handel. Anknüpfung und Abwicklung der Geschäfte waren somit keineswegs an den Platz Basel gebunden, zumal für den Großhändler, der im XV. Jahrhundert durchaus nicht etwa eine Seltenheit war. Denn neben einer ganzen Anzahl von Persönlichkeiten und Firmen, welche einerseits in Basel ihren offenen Laden hielten und daneben, vielfach mehr gelegentlich, etwa bei Messebesuchen, auch im Großen handelten, hat es jederzeit auch solche gegeben, die sich ausschließlich dem Großhandel widmeten. Gerade diese haben schon frühe im XV. Jahrhundert und später immer mehr monopolistische Tendenzen verfolgt, sich aber wohl gehütet, solche zu Hause vor Gevatter Schneider und Handschuhmacher allzu laut werden zu lassen. Auch diejenigen unter ihnen, welche ihre offiziellen Sendungen im Dienste der Stadt etwa noch geschäftlich auszunutzen pflegten, waren naturgemäß darauf bedacht, derartige Ergebnisse nicht an die große Glocke zu hängen; der kurze Sinn der Handwerker hätte wohl kaum zu erkennen vermocht, daß das Wohl der Stadt auch durch persönliche Vorteile ihrer „Boten“ weit öfter gefördert als beeinträchtigt wurde! Aber der robuste Erwerbssinn dieser Handelsleute hat ihnen nicht immer gestattet, rechtlichen Streitigkeiten auszuweichen, und so erfahren wir aus den Gerichtsbüchern bei näherem Zusehen doch gar mancherlei, das über die Bedeutung des Großhandels, und besonders auch des Fernhandels für die finanzkräftigen Kreise Aufschluß gibt. Die monopolisti-



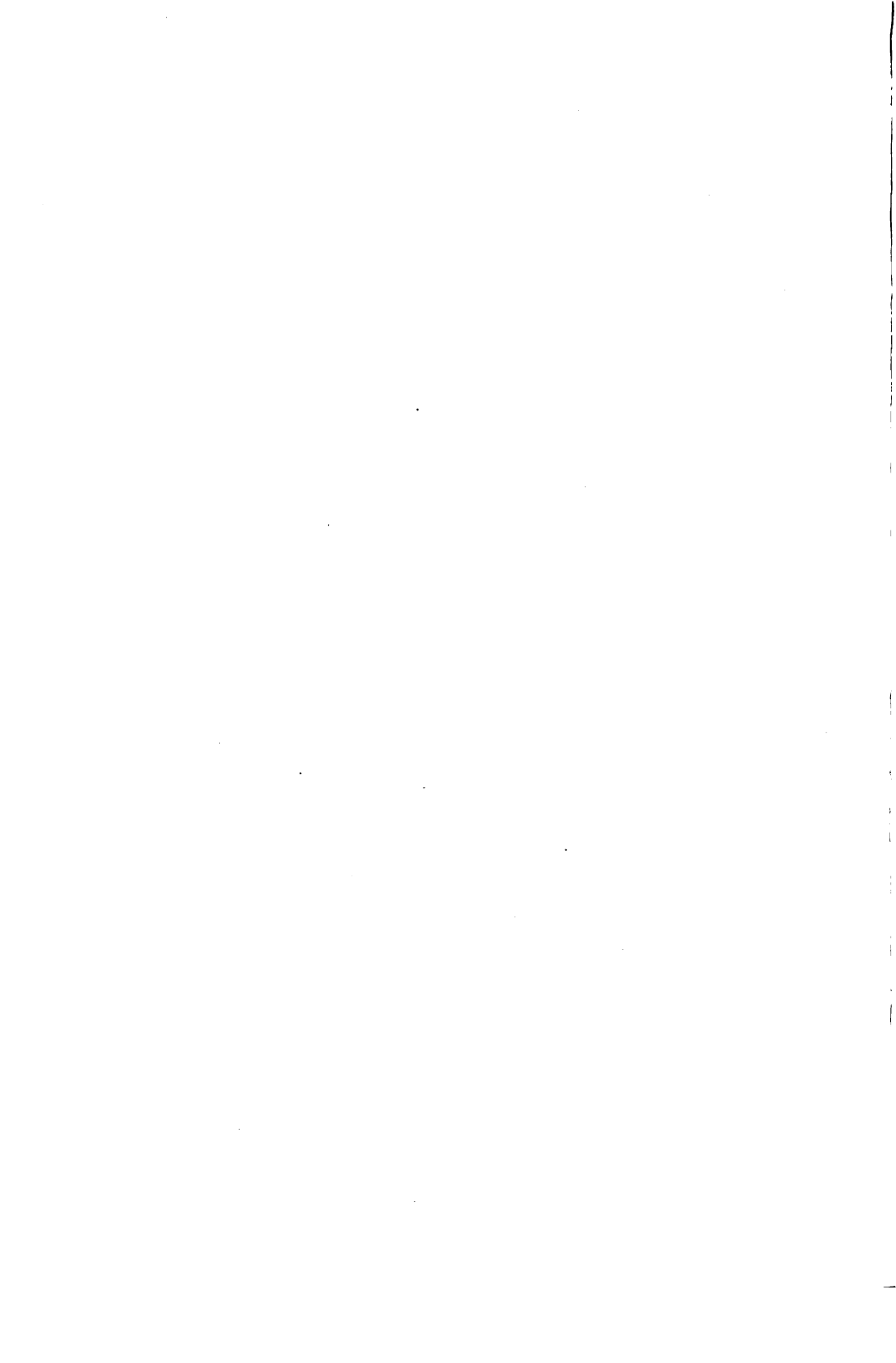
ischen Tendenzen, welche zu ihrer Auswirkung ansehnliche Mittel erforderten, haben insbesondere auch das Streben nach Gesellschaftsbildung gefördert, und das Basel des XV. Jahrhunderts weist denn in der That eine ganze Anzahl von Gesellschaften auf, denen man eine gewisse Größe der Konzeption nicht wird absprechen können. Es wäre ganz verkehrt, darin einen Widerspruch zu der individualistischen Gesinnung jener Kreise erblicken zu wollen. Im Gegenteil! Gerade weil ihnen der Glaube an die hohe Bedeutung der Persönlichkeit unumstößliche Geltung besaß, haben sie sich so eingerichtet, daß ihre bedeutenden materiellen Interessen an verschiedenen, räumlich oft weit entfernten Orten die sachkundigste und kraftvollste Vertretung fand, sei es durch einen der Gesellschafter selber, sei es doch mindestens durch einen bevollmächtigten „Faktor“ oder „Diener“ der Gesellschaft, der, wie heute etwa ein Prokurist, am Gelingen des Geschäfts selbst ein starkes materielles Interesse besaß.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß unter den ersten Baslern, welche die Bedeutung der Gesellschaftsbildung für den Handel erfaßt zu haben scheinen, Henmann Offenburg auftritt. Man mag über den Mann urteilen, wie man will; sein langes Leben, 1379—1459, zeigt ihn uns von recht vielen Seiten. Eines aber ist ganz unverkennbar: Henmann Offenburg hat von Hause aus zwei ganz hervorragende geschäftliche Eigenschaften besessen, die auch sein staatsmännisches Wirken aufs Vorteilhafteste beeinflusst haben: Einmal ließ ihn sein klarer Blick rasch erkennen, worauf es im gegebenen Falle ankam; er war nie in Gefahr, Nebensachen für die Hauptsache anzusehen. Wie klar hat er z. B. die eminente Wichtigkeit erkannt, welche die Zusammenlegung der Reichspfandschaften und des Rembser Zolles für Basel haben mußte! Sodann aber besaß er geradezu eine Virtuosität in der Behandlung seiner Nebenmenschen, von denen er oft das Unwahrscheinliche erhältlich zu machen wußte. Das gestattete ihm, beim Kaiser wie beim

Franzosenkönig gut angeschrieben zu sein, und stets der Stadt Interessen zu wahren, ohne seine eigenen Geschäfte aus dem Auge zu verlieren. Daß dieser geschickte Handelsmann auch dann seine Erwerbstätigkeit nicht einstellte, als er längst Ritter geworden war und eine bunte Menge Güter und Rechte zu Lehen trug, das kann zumal in Basel nicht Wunder nehmen. Aber er hat sich in dieser Beziehung gegen Ende seines Lebens etwas vorsichtig geberden müssen, weil der Neid seiner Mitbürger ihm, dem ehemaligen Apotheker, dem Emporkömmling gegenüber, ein besonders offenes Auge hatte. Sein Geld ließ er wohl noch gerne in Geschäften arbeiten; mit seiner Person aber blieb er im Hintergrund, so wertvoll sein Rat und seine Verbindungen auch für den Partner sein mochten. Schon 1413 sehen wir Henmann Offenburg in Gesellschaft handeln, und zwar mit Tuch. Es wird freilich kein Wollstoff gewesen sein, mit dem sich der Apotheker abgab; denn dieser war der Kaufleutenzunft vorbehalten. Baumwoll- aber und Leinenstoff stand den Krämern frei, und ebenso die Seidenstoffe. Daß aber Offenburg mit seidenen Tüchern gehandelt hat, erfahren wir später anlässlich der auf längere Dauer berechneten und deshalb wohl fester gefügten Gemeinschaft mit seinem Vetter Stephan Offenburg, welche erst nach des letzteren Tode 1430 durch Abrechnung mit den Erben ihre Endschafft erreichte. Auch mit Heinrich von Biel hat er gemeinsam Waren aus Venedig importiert, und mit seinem Stiefvater Konrad zum Haupt ist er ebenfalls geschäftlich verbunden gewesen. Dagegen erfahren wir nichts davon, daß er an den ausgedehnten Geschäften seines Schwiegersohnes Hans Waltenheim, der ja mit Heinrich Halbisen und Wernlin von Rilchen an der Spitze der bedeutendsten Basler Handelsgesellschaft jener Zeit stand, irgendwie beteiligt gewesen wäre, obwohl er mit Waltenheim nachweislich gut stand. Das ist um so auffallender, als eine der bedeutendsten Branchen der Halbisen-Gesell-



Wappen der Familie zur Gens  
(Schneidergasse 34)



schaft der spanische Handel bildete und zwar der Vertrieb spanischer Waren nach dem gesamten Norden, nicht nur nach Basel. Diesen Handel aber hat Offenburg keineswegs etwa gering geschätzt. Er hat ihn vielmehr in der letzten Periode seines Lebens nachweislich unterstützt, und zwar durch Beteiligung an einer Gesellschaft, welche ihren Sitz in der „Gens“ hatte. Dort wohnte nämlich um Mitte des XV. Jahrhunderts Heinrich Wiß, der gemeinsam mit seinem Bruder Hans Wiß Hauptherr einer Gesellschaft war, die den spanischen Handel als Spezialität pflegte. Die Provenienz dieses Brüderpaares ist meines Wissens nicht aufgeklärt. Plötzlich stehen sie da als reiche Krämer, und in den Vierziger und Fünfziger Jahren haben sie in Barcelona offenbar eine gewisse Rolle gespielt. Zuerst scheint Hans, der ältere, das Geschäft in Spanien selbst betrieben zu haben. Schon 1437 kauft er von dem Ritter Heinrich von Ramstein den „Schürlikeller“, d. h. den heutigen „Spalenhof“ am Spalenberg um 850 fl. Bei dem Kaufakte vertritt ihn sein Bruder Heinrich, wohl weil der ältere Bruder eben in Geschäften abwesend war. Auch „der Roten Hof“ am Kellerhäglein hat Hans während einiger Zeit besessen. Nachdem er aber in verhältnismäßig jungen Jahren, d. h. spätestens 1454 gestorben war, hat Heinrich die geschäftlichen Verbindungen weiter gepflegt und häufige Reisen „gen Persolonien“ nicht gescheut, um seine Vertreter am Plage zu unterstützen und zu kontrollieren. Zuerst hören wir allerdings noch von Hans Wissen dem jungen, in dem ich einen früh verstorbenen Sohn des ältern Hans vermute, der neben Ludwig Schmidt, einem ehemaligen Mündel des Heinrich Wiß, für die Gesellschaft zu handeln befugt ist. Bald aber sehen wir diesen letztern allein in Barcelona walten und „leger halten“. Der Hauptartikel, in dem gehandelt wird, ist Safran, der in jener Zeit als Gewürz eine Rolle spielt, die wir uns heute kaum mehr vergegenwärtigen können. Beteiligt an den Geschäften ist in Basel

offenbar nur eine kleine Anzahl von Personen. Bezeugt ist sicher nur Paulus Swiczli und besonders Henmann Offenburg und sein Sohn Peter, der nach Hans Wissens Tode in dritter Ehe dessen Witwe Agnes von Laufen heiratet, aber schon vorher mit den Wisz eng befreundet war; hat doch schon 1436 die Frau des Heinrich Wisz die zweite Tochter Peter Offenburgs, Margaretha, aus der Taufe gehoben. Wenn wir aus den überlieferten Akten sehen, wie nicht nur der greise Ritter Henmann und Junker Petermann „etwa dick mit Heinz Wissen über den Büchern sitzen“, sondern wie der erstere noch 72-jährig mit Wisz nach Barcelona reitet, so begreifen wir, daß er in der Gesellschaft eine offenbare Autorität genießt. Wir dürfen annehmen, daß seine Interessen in dem Geschäfte keine geringen gewesen sind, und daß es sich bei der ganzen Unternehmung nicht um „ein Butterbrot“ gehandelt hat. Wir werden aber auch gewahr, daß die Basler Gesellschaft in Barcelona offenbar keineswegs isoliert operiert hat, sondern in Gemeinschaft mit jenem mächtigsten oberdeutschen Konzern, der unter dem Namen der Großen Gesellschaft von Ravensburg in der Wirtschaftsgeschichte bekannt ist. Sie war fast durch das ganze XV. Jahrhundert die bei weitem bedeutendste Handelsgesellschaft Deutschlands. In der Urkunde, mit der sie 1461 in der von ihr erbauten Kapelle an der Karmeliterkirche zu Ravensburg eine tägliche Messe stiftet, bezeichnet sie sich selbst als „die gesellschaft zu Ravenspurg der Hüntpiß, Muntpraten und Möttelin auch alle ander ir mitgesellen als sy dann unzher vil jaur und zite gesellschaft und kouffmannschaft miteinander gehalten haben“. In der Tat, die drei genannten Familien haben durchaus den Grundstock der Gesellschaft gebildet und ihr die meisten „Regierer“ gestellt; alle Abrigen, so zahlreich sie gewesen sein mögen, waren doch mehr Mitgänger. Das Element aber, von dem dieser ganze Verkehr seinen Ausgang genommen hat, war offenbar die Konstanzter und Ravensburger Leinen-

industrie gewesen, welche dem Export rief und so automatisch den Import und Transit zur mittelbaren Folge hatte. Die starke heimische Produktion trieb diese Leute geradezu nach Flandern, Italien und Spanien. Und in dem Umfande, daß der zähe Widerstand des Basler Handwerkers eine großzügige und deshalb wohlfeile Produktion in Basel nicht aufkommen ließ, liegt die kommerzielle Unterlegenheit Basels jenen Städten gegenüber begründet, die im übrigen bei weitem nicht die allgemeine Bedeutung besaßen wie das natürliche Verkehrszentrum am Rheinbogen. Um so höher ist es denjenigen Basler Handelsleuten anzurechnen, die ohne den selbsttätigen Antrieb der Eigenproduktion gleichwohl großzügige Initiative und Energie an den Tag legten.

Zu diesen Leuten haben die Brüder Wiß ohne Zweifel gehört. Möglich, daß sie ursprünglich Ravensburger waren; denn eine Familie Wiß existierte zu jener Zeit in Ravensburg, und die Namen Hans und Heinrich sind ihr nicht fremd. Ob indessen nicht der erste Anstoß zu dem spanischen Geschäft von dem unermüdblichen Henmann Offenburg ausgegangen ist, wird man sich fragen. Tatsache ist, daß sich nach dem vorhandenen Urkundenmaterial der Verkehr der Wiß'schen Gesellschaft im spanischen Geschäft hauptsächlich mit den Muntprat abspielte; diese aber waren Konstanzler, und da Henmann Offenburg bekanntlich während des Konzils von Konstanz dort eine bedeutende Rolle als Bankier und Freund des Kaisers gespielt hatte und ohne Zweifel auch mit den Muntprat, der reichsten Familie weit und breit, in Verkehr gekommen war, ist man versucht, auf dieser Fährte die ursprüngliche Veranlassung zu suchen. Immerhin läßt sich das vorerst nicht nachweisen, und man wird zugeben müssen, daß eine Verbindung zwischen ursprünglich konkurrierenden Firmen in der bereits etwas monopolistisch angehauchten Zeit überhaupt nahe lag und auf den langen gemeinsamen Reisen durch Südfrankreich und

die heutige welsche Schweiz sich recht leicht anspinnen konnte. Übrigens ist die Verbindung, die eine stattliche Reihe von Jahren gedauert hat, zu der Zeit, wo wir sie kennen lernen, keine sehr enge mehr gewesen. Was wir zu Gesichte bekommen, sind vorwiegend Prozesse, hervorgegangen aus Abrechnungsdifferenzen. Denn eine besonders lebenswürdige Gesellschaft sind die Brüder Wiß und ihre Umgebung wahrlich nicht gewesen. Nicht nur mit den Geschäftsfreunden haben sie sich herumgebalgt, auch mit dem Faktor Schmidt hat es Differenzen abgesezt, und was wir von dem Verhältnis des Heinrich Wiß zu seiner Schwägerin, der nachmaligen Frau des Peter Offenburg erfahren, trägt beiderseits das Gepräge unverhohlenster Habsucht und verbissenster Interessiertheit.

Auch auf die Geschichte der „Gens“ ist das Verhältnis der Wiß zu den Muntprat nicht ohne Einfluß geblieben. Die Brüder Wiß scheinen in den 1450er Jahren schwere pekuniäre Verluste erlitten zu haben. Denn im ersten Jahre figuriert jeder von ihnen mit einem steuerbaren Vermögen von 10,000 Gulden; sie zählen unter die reichsten Bürger der Stadt. 1454 aber finden wir in den Marggallsteuerlisten „Heinrich Wyß sin wip“ noch mit 900 Gulden, also mit einer verhältnismäßig sehr bescheidenen Habe. Wiß selber ist, wie wir sehen werden, keineswegs etwa gestorben. Vielmehr hat er gerade einen namhaften Teil dieses Jahres in Spanien zugebracht, was jedoch selbstverständlich nicht hinderte, daß die Frau das gesamte Vermögen fatieren mußte. Bei ihr in der „Gens“ aber wohnte ihr Sohn erster Ehe Hans Erhart von Laufen, der Baccalaureus und Kaplan zu St. Peter, dem wir etwa auch als Kapitalisten unter dem Namen Erhart Muß begegnen. Dieser versteuert 1100 Gulden Vermögen; er ist also bereits wohlhabender als sein Stiefvater und ist übrigens später noch viel reicher geworden. Von diesem Standpunkt aus hätte es also nichts Absonderliches, wenn Heinrich Wiß ihm 1458 —



vermutlich nach dem Tode seiner Frau — die „Gens“ verkauft. Dagegen sind wir nun allerdings auf den ersten Blick höchst erstaunt, wenn wir zehn Jahre später, 1468, die „Gens“ plötzlich in Händen der Junker Conrad und Ludwig Muntprat von Konstanz antreffen, d. h. derjenigen beiden Glieder dieser Familie, die in jener Zeit nachweislich Mitglieder der „Großen Gesellschaft“ gewesen sind. Man wäre versucht, anzunehmen, das Haus sei nach dem 1462 erfolgten Tode des Kaplan Erhart von Laufen erbweise wieder an seinen Stiefvater Heinrich Wisz zurückgegangen und alsdann infolge geschäftlicher Abrechnung von den Muntprat übernommen worden. Daß diese in jener Zeit schon stark die Tendenz besaßen, große Teile ihres Vermögens zu immobilisieren, ist eine erwiesene Tatsache. Wenn wir aber sehen, wie 1456 schon der bereits im vorhergehenden Jahre gefrönte „Schürlikeller“ offenbar nach dem Tode des Hans Wisz um 510 fl. von Junker Conrat Muntprat hereingenommen und, wie wir später erfahren, von ihm und Junker Peter Offenburg gemeinsam besessen und 1460 an Petermann von Anblau weiterverkauft wird, wenn wir ferner verzeichnet finden, wie ebenfalls 1456 Conrad Muntprat und Peter Offenburg gemeinsam den von Hans Wisz hinterlassenen Hof in Böcken übernehmen, und wie dabei Jerg zer Sonnen als Geldgeber figuriert, dem Heinrich Wisz im gleichen Jahre seinen Garten zwischen Petersplatz und neuer Vorstadt verkauft, so gelangen wir zu der Anschauung, daß bei dem zwischen den Muntprat, den Offenburg und den Wissen bestehenden Gesellschaftsverhältnis die letztern am Ende aller Enden die Leidtragenden waren.

Tatsache ist, daß zwischen dem Jahre 1454 und dem Jahre 1456 die Verhältnisse des Heinrich Wisz eine wesentliche Verschlechterung erfahren haben. Das läßt sich urkundlich nachweisen. Denn im Jahre 1454 noch hat Heinrich Wisz — der also offenbar keine eigenen Kinder hatte, — mit Zustim-

mung seiner Frau die „Gens“ den beiden Töchtern seines verstorbenen Bruders Hans, Ennelin und Margretli, welche mit ihrem Stiefsohn, dem Altobertsjunftmeister Werner Criman bevogtet waren, vermacht. Daraus darf geschlossen werden, daß männliche Nachkommen des Hans Wiß zu jener Zeit wenigstens auch nicht mehr vorhanden waren, womit sich das spurlose Verschwinden der Familie Wiß aus den Urkunden erklärt. Im Jahre 1456 aber hat Heinrich Wiß das erwähnte Vermächtnis widerrufen mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er dasselbe errichtet hätte zu einer Zeit, da er nicht von Schulden geplagt war, während er jetzt bekanntlich mit Schulden beladen sei, zu deren Bezahlung er die „Gens“ sowie Garten, Scheune und Acker verkaufen müsse. Gegen diese Argumentation haben sich die Vermächtnisnehmer kräftig gewehrt, sie sind aber mit ihrem Anspruch nicht geschützt worden. Und nun sind wir eher geneigt, anzunehmen, daß Heinrich Wiß durch den Verkauf der „Gens“ an seinen Stiefsohn versucht habe, das Haus dem Zugriff seiner alten Freunde und nunmehrigen Gegner zu entziehen, daß aber dieser Versuch fehlgeschlagen habe. Immerhin hat den Muntprat der Gedanke an eine dauernde Niederlassung in Basel offenbar fernegelegen. Denn in dem oben genannten Jahre 1468 haben sie die „Gens“ — und zwar um 425 Gulden, während z. B. sowohl Hans Rüksam als Erhart von Laufen 500 Gulden bezahlt hatten, — wiederverkauft. Ihr Bevollmächtigter war zu diesem Behufe Heinrich Halbisen der jüngere, der Sohn des großen Heinrich Halbisen, von dessen Geschäften in Spanien die Rede gewesen ist. Der Käufer aber ist ein Mann, dessen Name wiederum mit dem Gesellschaftswesen jener Zeit aufs engste verknüpft ist: Andreas Bischoff. Er ist ein Neubasler. Wenigstens wird er erst 1458 hier erwähnt und besitzt damals noch das väterliche Haus „zum Bock“ in Schlettstatt, wo seine Familie schon seit geraumer Zeit im Räte saß. Seine Schwester Wiblin ist in Basel verheiratet, und zwar mit dem großen

Mezger Heinrich David. Man ist aber versucht, anzunehmen, daß Andreas Bischoff zu Basel schon ältere Beziehungen besessen habe; sonst wäre seine rasche Aufnahme in die Intimität der ersten kaufmännischen Kreise kaum zu erklären. Und auch die Art, wie Hans Jungermann, der sich gewiß nicht für den nächsten Besten hielt, seinem Sohne die Tochter des Andreas Bischoff zur Frau anpreist, läßt, wenn Valerius Anselm nicht gewaltig übertreibt, auf eine sozial sehr anerkannte Familie schließen. Es wäre bei dem regen Verkehr, der Basel damals mit den elsässischen Städten verband, keineswegs zu verwundern, wenn die Familie in verschiedenen Gliedern zwischen Basel und Schlettstadt hin- und hergewandert wäre. Doch ist Bestimmtes hierüber vorerst nicht festgestellt. Sicher ist, daß Andreas 1462 Basler Bürger, 1476 auch Sechser zu Safran geworden ist und in Basel eine rege geschäftliche Tätigkeit entfaltet hat. Auch in der Schlacht von Grandson ist er dabei gewesen, und nachher finden wir ihn unter den offiziellen Taxatoren der Burgunderbeute. Es ist ihm bei alledem gut ergangen. 1473 hat er durch Zukauf des anstoßenden Hauses zum „Rebhuhn“ seine Geschäftsräume in der „Sens“ arrondiert. Er ist Krämer; bald treffen wir ihn auch neben den Bschelkenbürlin als Lieferanten des Spitals. Er ist aber nicht ein bloßer „Krämer“; früher als andere erkennt er z. B. die Bedeutung, welche die Buchdruckerkunst auch für das geschäftliche Leben Basels erlangen sollte; und unter den weitblickenden Kaufleuten, welche der aufblühenden Kunst ihre Unterstützung leihen, treffen wir keinen häufiger als Andreas Bischoff. Er war anscheinend nicht eben eine initiative Natur, aber überlegt, scharfblickend, pünktlich und zuverlässig. So mochten ihn jene großzügigen Basler Kaufherren, die sich in den siebziger Jahren des XV. Jahrhunderts zu der sogenannten „Großen Gesellschaft“ zusammentaten, um größere Geschäfte aller Art gemeinsam zu unternehmen: Ludwig Bschelkenbürlin, Martin Leopart, Ulrich Meltinger, Hans Bär und Bastian

Gold, recht gerne unter die Zahl ihrer Mitglieder aufnehmen und ihm die Führung der Bücher überlassen. Nach seinem 1482 erfolgten Tode hat die Witwe wohl mit Hilfe des Sohnes Niklaus diese Bücher weitergeführt und sie erst 1487, als Niklaus, 36-jährig, hinweggerafft wurde, an Ulrich Meltinger weitergegeben. Auch die übrigen Geschäfte ihres Mannes scheint die „Bischoffin“, eine geborene Graf, mit großer Energie und offensichtlichem Geschäftssinn weitergeführt zu haben. Nach ihrem Tode (1492) ist die „Gens“ wohl vorerst im gemeinsamen Eigentum der Erben geblieben; denn es ist kaum anzunehmen, daß der Vormund des erst zehn Jahre alten Enkels Andreas, des hinterlassenen Sohnes des Niklaus und der mittlerweile mit Junker Heinrich Hug von Sulz wiedervermählten Verena Zangenberg, die große Liegenschaft sofort allein übernommen hätte, um so weniger, als der junge Andreas während einiger Jahre zu Ensisheim bei seiner Tante Margaretha Bischoff und deren Mann, Henmann Richisser zubrachte. Dagegen hat derselbe, als er zu Jahren kam, die „Gens“ allerdings übernommen und ohne Zweifel auch bewohnt, wenn er nicht gerade vorzog, auf seinem Schlosse Hiltalingen zu hausen. 1508 hat er von Jacob Rüdin „wyl. Hans Rüdins zu Rinfelden sel. sun“ das anstoßende kleine Haus zum „Rebhuhn“, das seinerzeit erbweise an eine seiner Tanten gelangt war, um 80 Pfund dazugekauft und so zwischen Spalenberg bezw. Schneidergasse und Imbergasse ein stattliches gut arrondiertes Anwesen erhalten, wie es dem „Wechsler“ Bischoff, der eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt war und eine Tochter des opulenten Hans Bär geheiratet hatte, geziemen mochte. Er hat das Haus auch dann noch behalten, als er 1522, um dem alten Glauben treu zu bleiben, die Vaterstadt und alle seine Ämter als Ratsherr, Dreyerherr, etc. verließ und sich in Freiburg niederließ, wo er in der Person der Barbara Han genannt Mittag eine zweite Gattin fand. Es geht übrigens aus einer ganzen Anzahl Urkunden hervor,

daß Andreas Bischoff sich doch mit der Zeit wieder ungehindert auch in Basel aufhalten durfte, sofern es ihm beliebte. Ja, wir finden ihn 1542 und 1545 ausdrücklich als Bürger zu Basel erwähnt, was in jener Zeit für einen Katholiken höchst auffallend ist, zumal er gleichzeitig als „unfers gnedigen Herrn von Basel Diener und Obervogt von Binzen“ bezeichnet wird. So ist Bischoff denn auch offenbar persönlich zugegen, um im Juni 1537 einen auf die „Gens“ bezüglichen Scheidemaierprozeß auszufechten mit dem Nachbar zur „Ente“, dem oben anstoßenden (heute mit der „Gens“ vereinigten) Nachbarhaus, Frank Hagenbach, dem Ahnherrn des unter uns blühenden Geschlechtes, der 1522 noch als Ratsherr zu Mülhausen und Hauptmann seine Mitbürger gen Mailand in den Dienst des französischen Königs geführt hatte, sich aber offenbar unmittelbar nachher in Basel niederließ, wo übrigens schon sein Vater Hans eine Reihe von Jahren geweilt hatte.

Wann hat nun aber Andreas Bischoff die „Gens“ veräußert? Ein unzweideutiges Zeugnis hierüber steht uns leider nicht zu Gebote. Aber Verschiedenes läßt uns doch mit ziemlicher Sicherheit auf das Jahr 1540 schließen. In jenem Jahre hat Bischoff, der 1537 seinen einzigen Sohn verloren hatte, während seine beiden Töchter schon längst die eine an den Bürgermeister Abelberg Meyer zum Pfeil, die andere an dessen Neffen Beat Meyer verheiratet waren, offenbar das Gefühl gehabt, er brauche in Basel, da er nunmehr mit einer Freiburgerin verheiratet war, nur noch ein Absteigequartier, aber kein größeres Gesesse mehr zu haben. Deshalb kaufte er in Kleinbasel von den Erben des Stadtschreibers Lochmann ein bescheidenes Haus an der Rheingasse und schickte sich an, seine Besizung zum „Kellenberg“ am Nabelberg zu veräußern, was allerdings erst 1542 endgiltig gelang. Da dürfte er gleichzeitig auch die „Gens“ abgegeben haben, besonders da er gerade einen ihm konvenierenden Käufer fand in der Person seines Zunftgenossen

Jakob Rüd in, desselben, der ihm als Knabe einst das kleine Haus zum „Rebhuhn“ verkauft hatte. Rüd in war Bischoffs Stiefvetter. Sein Vater Hans Rüd in von Rheinfelden hatte in zweiter Ehe Katharina Bischoff geheiratet, eine Tochter Andreas' des Alten und Witwe des Erzwindbeutel und Snobs Hans Ulrich Jungermann und des braven Kürschnermeisters Joseph Liephart. Die Rüd in, ursprünglich ebenfalls Elsäßer, hatten in den letzten drei Generationen in Rheinfelden eine sehr geachtete Stellung eingenommen. Jakob, der die Eltern früh verloren hatte, scheint aber nicht dort, sondern wenigstens teilweise bei fernen Verwandten erzogen worden zu sein, hat sich aber offenbar in jungen Jahren in Basel niedergelassen und nacheinander vier Frauen heimgeführt, die ihm alle vier Kinder geschenkt haben. Daß er 1540 die „Gens“ gekauft hätte, wäre an sich sehr wohl möglich. Sein Beruf als Eisenhändler hat ihn frühe zum wohlhabenden Manne gemacht; außerdem hat er sich als Bankier betätigt und während einiger Jahre den Stadtwechsel innegehabt, was ebenfalls ein gutes Geschäft sein mochte. Die weiten Räume der um das „Rebhuhn“ vergrößerten „Gens“ mochten seinem Handel trefflich dienen, und das unten an das „Rebhuhn“ anstoßende, nur wenige Meter breite Häuslein zum „Smalenegg“ war von seiner Stiefmutter her ebenfalls in der Familie. So hat Rüd in es wohl in den Komplex einbezogen und dem ganzen einen herrschaftlichen und einheitlichen Anstrich gegeben. Daß im Jahre 1540 in dem Haus zur „Gens“ wirklich gebaut wurde, das bezeugt uns heute noch eine hübsche geschnitzte eichene Säule, welche deutlich diese Jahreszahl trägt. Rüd in hat übrigens später, als er längst Oberstzunftmeister war, und sich mittlerweile auch in Riehen einen schönen Landsitz (heute Lehrerwohnung) geschaffen hatte, noch das anstoßende große „Stammeler's Haus“ um 600 Pfund erworben und so in einer der besten Geschäftslagen der Stadt einen zusammenhängenden Komplex besessen, wie es nur wenige geben mochte. Und so hat

sich in der „Gens“ die zweite Hälfte eines erfolgreichen und ehrenvollen Lebens abgespielt. Denn der Oberstzunftmeister Rüdin ist einer der besten Vertreter des Handelsstandes seiner Zeit gewesen. Freilich war es für diesen Stand eine Epigonenzeit. Die geistige Führung war in Basel an die Buchdrucker übergegangen. Aber auch diesen Kreisen stand Jakob Rüdin nicht fern; hatte doch seine Tochter Alsteria den Basilius Amerbach, seine Tochter Salome den Ambrosius Froben geheiratet! Und seiner Stadt hat der tätige und gewandte Mann treffliche Dienste geleistet, sie z. B. 1549 bei dem Bundesschwur mit König Heinrich II. von Frankreich vertreten. 1573 ist er hochbetagt gestorben, nachdem er von zwölf Kindern 45 Enkel und 27 Urenkel gesehen hatte.

Die „Gens“ ist vorerst in der Familie geblieben. Es scheint, daß die Witwe Appolonia geb. Hüll darin wohnen blieb, mit den beiden Söhnen Emanuel und Jakob, die sie dem fast siebzehnjährigen Vater geboren hatte. Wenn denselben der Bürgermeister Ulrich Schultheß als Vogt gesetzt wurde, welcher der Kaufleutenzunft angehörte, während Rüdin zur Hausgenossen zünftig war, so lag der Grund, da die sonst üblichen verwandtschaftlichen Beziehungen fehlen, offenbar darin, daß man angesichts der durch die vier Ehen Rüdins geschaffenen komplizierten Situation eine in Vormundtschaftsachen besonders erfahrene Persönlichkeit für wünschenswert hielt. Wir sind nun nicht darüber unterrichtet, ob und wie weit Schultheß auch tatsächlich seine gewichtige Stimme im Familienrate der Rüdin zu erheben in den Fall kam. Dagegen wissen wir, daß er für seine Mündel als Besitzer der „Gens“ im Frühjahr 1587 einen Prozeß gegen den Nachbar zur „Ente“ zu führen hatte; und der war damals noch Lur Hagenbach, der Enkel des oben erwähnten Franz Hagenbach, ein Tuchmann wie er, und Meister zum Schlüssel, von dem jedoch die „Ente“ in andere Hände gelangt zu sein scheint. Die „Gens“ aber ist auch fernerhin in Händen der Rüdin geblieben. Als die genannten beiden Knaben

Emanuel und Jakob zu Jahren kamen, haben sie sich verheiratet, der erste mit einer Bed, der letztere mit einer Meyer zum Pfeil. Emanuel hat die „Gens“ für sich übernommen und darin seine Specereyhandlung geführt. Für bauliche Arbeiten an Läden und Gewölbe soll er nicht weniger als 450 Gulden ausgegeben haben. Später ist sein Sohn, ebenfalls Namens Emanuel, sein Nachfolger geworden, der in erster Ehe mit Sophia Maria Elisabeth Legrand verheiratet war. Wir erfahren, wie diese Ehegatten 1627 „dem ehrenwerthen und fürnehmen Hans Jacob Rüdin, derzeit Schaffner des gottshauses St. Alban und burgern der Stadt Basel, unserm fründlichen lieben Vetter und Schwager“ 50 Gulden Zins ab ihren sämtlichen Liegenschaften verkaufen, unter denen sich neben der „Gens“ auch das Haus St. Alban-graben 18 verzeichnet findet, das heute unter Baslern noch den Namen „Rüdin“ trägt, wenn es sich gleich, nicht zuletzt durch seine überraschende Umwandlung zum Eckhaus, im Laufe der Zeit stark verändert hat.

Was nun die „Gens“ betrifft, so wissen wir, daß der damalige Oberstzunftmeister und nachmalige Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein 1636 das Haus erworben und wahrscheinlich eine Zeitlang auch bewohnt hat. Jedenfalls treffen wir darin seit 1644 seinen zweiten Sohn Johann Jakob Wettstein (1621—1693), den Ehemann der Ursula Günker. Dieser hat den in dem Hause befindlichen Spezereihandel übernommen, und da er in jungen Jahren eine ausgiebige „Fremde“ genossen, wohl auch mit Umsicht und Geschick geführt. Auch sonst muß er etwas gegoten haben; denn wir treffen ihn als Sedelmeister der Safranzunft, als Stadtwechsler und als Gerichtsbeisitzer. Er hat neben der „Gens“ auch die „Ente“ besessen, und zwar länger als ihm lieb war; denn er hatte sie 1658 an die Ehegatten Bachofen-Säger verkauft, hat sie aber 1683 an gerichtlicher Sant wieder zurückkaufen müssen. Doch ist die „Ente“ später wieder eigene Wege gewandert. Die „Gens“ aber ist nach Johann Jakobs



Tode auf seinen Sohn Sebastian Wettstein-Burdhardt gekommen, der wohl auch Geschäftsnachfolger des Vaters war und Meister zu Safran geworden ist. Da nun aber Sebastian bei seinem Tode im Jahre 1730 keine männlichen Nachkommen hinterließ, so ging die „Sens“ auf seine Tochter Anna Catharina geb. Wettstein, die Frau des Leonhard Vischer über, der das Haus auch in der Tat bezog und bewohnte. Vermutlich hat er auch das Wettsteinsche Geschäft übernommen, das in dem Hause betrieben wurde. Und als 1760 Leonhard Vischer-Wettstein die Augen schloß, da hat sein gleichnamiger Sohn Leonhard Haus und Geschäft übernommen, der seit 1746 mit Anna Catharina Birr verheiratet war. Aus jener Zeit dürfte die heute noch sichtbare Ausstattung des Hauses datieren, die mit ihren schönen Stuckplafonds anscheinend italienischer Provenienz von Geschmack und Wohlstand des damaligen Besitzers, der als Kunstsammler bekannt war, bereichertes Zeugnis ablegt. Er ist der Stammvater der beiden heute noch in Basel blühenden Vischerschen Stämme geworden. Nach seinem Tode (1778) hat sein zweiter Sohn Peter Vischer-Sarasin die „Sens“ übernommen, nachdem der ältere Bruder J. J. Vischer-Staehelin sich bereits früher sein Heim „hinter dem Münster“ begründet hatte. Über den Ratsherrn Peter Vischer-Sarasin ist von kundiger Feder manches in pietätvoller Auslese weitem Kreise mitgeteilt worden. Hier mag nur der etwas seltsame Verkauf der „Sens“, die sich durch 172 Jahre in den Familien Wettstein und Vischer fortgeerbt hatte, Erwähnung finden:

Peter Vischer hatte, nachdem sein streitbarer und interessanter Schwiegervater Lucas Sarasin-Werthemann 1802 gestorben war, sowohl das „Blaue Haus“ als den Wildenstein aus dessen Erbschaft übernommen, keineswegs zur ungetrübten Freude seiner Schwäger Hagenbach und Forcart, aber doch wohl unter richtiger Bewertung der einschlägigen Verhältnisse. Nachdem er nun mit seiner großen Familie

das „Blaue Haus“ bezogen hatte, war ihm die „Sens“ recht feil geworden. Einmal glaubte er sie auch schon verkauft zu haben, als der Liebhaber sich in letzter Stunde doch noch zurückzog, weil ihm eine andere Liegenschaft vorteilhafter erschien. In verschiedenen Fällen scheint Peter Vischer aber den Preis selbst sehr hoch gehalten zu haben; auch beim Vermieten tat er wohl reichlich kostbar. Tatsache ist, daß das große Haus längere Zeit geradezu leergestanden hat. Diesen psychologischen Moment scheint nun ein Mann richtig erfasst zu haben, der als Hausarzt im „Blauen Hause“ den Eigentümer genau kennen mochte und bei ihm auch gut angeschrieben stand, der Doktor und Professor Carl Friedrich Hagenbach. Er hat sich anfangs September 1808 rasch zum Kaufe des Hauses entschlossen und mit 8500 Neutalern einen Preis bezahlt, den Peter Vischer kurze Zeit vorher sicherlich von der Hand gewiesen hätte. Da stellte sich dem Handel ein unerwartetes Hindernis in den Weg. Vischers Schwiegersohn Jean Jacques La Roche legte nämlich plötzlich eine merkwürdige Sympathie für die „Sens“ an den Tag, die ihm früher wiederholt vergebens war angeboten worden. Er besichtigte das Haus zweimal vom Dache bis zum Keller und sprach davon, das den Kindern nach damaliger Gesetzgebung zustehende Zugrecht geltend zu machen. Vischer, der am Mittwoch, 7. September, Hagenbach bereits seine endgiltige Zusage gegeben hatte, geriet in die tödlichste Verlegenheit und wußte sich kaum zu helfen. Noch am Samstag, 10., schien die Sache zweifelhaft. Da scheint die Familie Vischer dem Eidam und Schwager die Hölle damit heiß gemacht zu haben, daß die Kellerdecke vielleicht nicht mehr fest genug sein möchte, um die großen Zuderfässer, die in seinem Geschäft den Weg darüber hinwegnehmen mußten, zu tragen! Das wirkte; denn Herr La Roche war ein vorsichtiger Mann. Er verzichtete. Und am Montag, 12. September, konnte Herr Professor Hagenbach schon seine Handwerker in das Haus schicken.

So treffen wir denn im Haus zur „Gens“ einen Nachkommen jenes Franz Hagenbach, den wir seinerzeit als Besitzer der „Ente“ haben kennen lernen. Merkwürdigerweise gelangte mit diesem neuen Eigentümer das Haus zum ersten- und einzigenmale in andere als Kaufmannshände. Denn C. F. Hagenbach-Freyburger war den kaufmännischen Traditionen seiner Familie untreu geworden. Er hatte Medizin studiert und praktizierte als Arzt. Daneben war er Professor an der Universität und hatte sich überdies vor kurzem eine Apotheke gekauft. Die betrieb er nun in der „Gens“. Und seine Familie — alle heute in Basel lebenden Hagenbach stammen von ihm ab, — ist den akademischen Karrieren treu geblieben, wenn gleich mehrere Glieder der Familie heute auf dem Wege über das wissenschaftliche Studium wieder Zutritt zum Geschäftsleben gesucht und gefunden haben.

Hagenbach, der sich später den „Rosengarten“ an der (damaligen Missionsgasse, jetzt) Leonhardsstrasse baute, in dem sich heute die Musikschule befindet, hat die „Gens“ schon 1829 an seinen Sohn Friedrich weitergegeben, der sich damals eben mit Jungfrau Charlotte Merian verheiratet hatte und nun die väterliche Apotheke übernahm. Er hat sie nicht sehr lange selber betrieben, sondern frühe schon der Stadt seine schätzbaren Dienste gewidmet. Auch die heutige Generation wird sich des rüstigen alten Herrn noch erinnern; denn er ist erst im Jahre 1900 96-jährig gestorben. Die „Gens“ aber hat er schon 1872 an die Firma Emanuel Preiswert verkauft. Und unter dieser Firma — heute heißt sie Preiswert Söhne — hat der alte baslerische Handelsgeist in dem Hause neue, kräftige Blüten getrieben. 1911 ist das Haus zur „Ente“ zugekauft und mit der „Gens“ vereinigt worden. Und heute wieder, wie vor 400 Jahren, versorgen sich unzählige reputierliche Basler Familien dort mit all den schmackhaften „Kolonialwaren“, welche Umsicht und Emsigkeit — aller Kriegstonjunktur zum Trotz — jederzeit zu ihrer Verfügung zu stellen wußte.

# Biographische Beiträge zur Basler Musikgeschichte.

Von E. Refardt.

---

## Benedict Jucker (1811—1876).

---

Haben die „Beiträge“ im Basler Jahrbuch 1920 sich hauptsächlich mit den Anfängen des Basler Konzertwesens beschäftigt, so ist es vielleicht nicht unangemessen, diesmal ein Gebiet näher ins Auge zu fassen, das dem Betrachter von Konzert und Theater ferner liegt, das Kirchenmusikalische. Die Fünfzigerjahre des 19. Jahrhunderts, die die neue Münsterorgel und das Basler Gesangbuch brachten, schienen mir hiezu vor allem geeignet; beides kann von der Person Juckers nicht getrennt werden.

Benedict Jucker ist am 23. Oktober 1811 in Basel geboren. Der Vater, Johann Ulrich Jucker, stammte von Sternenberg im Kanton Zürich, die Mutter, Friederike geb. Gögel, aus Montbéliard. Hier in Montbéliard hat der Knabe, dessen schwächerer Konstitution die kräftigere Luft nachhelfen mußte, seine ersten Jugendjahre verlebt, hier auch seine ersten musikalischen Eindrücke aufgenommen: einerseits den täglich wiederholten Marsch der Garde nationale, anderseits in einem Konzerte aux halles den ersten Satz der D-dur-Sinfonie von Beethoven. Noch in spätern Jahren hat er sich erinnert, wie hingerissen er schon damals von Beethovens Tonsprache gewesen sei. — Die beschränkten häuslichen Vermögensverhältnisse erlaubten auch nach der Rückkehr nach Basel vorerst keinen eigentlichen Unterricht, und mit einem höchst mangelhaften

Spinett hat sich Zuder, meist auf sich selbst gestellt, behelfen müssen. Später trat dann die Gemeinnützige Gesellschaft helfend in die Lücke. Bekanntlich war schon damals, seit 1809, eine „Commission für Gesang und Orgelunterricht“ durch sie eingesetzt worden, und die Durchführung der Orgelkurse mit Unterstützung der Gesellschaft ist der eigentliche Grundstein der späteren Musikschule gewesen. Diese Organistenschule hatte schon zwei Dezennien bestanden, als Zuder im Jahre 1827 aufgenommen wurde. Er erhielt Orgel-Unterricht bei Magister Samuel Schneider, dem Lehrer an der Realschule und Münsterorganisten, und daneben Klavierunterricht bei dem damals in Basel sehr beliebten Pianisten Knop. Wöchentlich hatte er zwei Stunden; die Kommission der Gemeinnützigen Gesellschaft konnte schon im ersten Jahre berichten, daß Zuder täglich 4—5 Stunden studiere, und bedeutende, ja im Klavierspiel überraschende Fortschritte mache. Das Erwarten wurde nicht getäuscht; der Vater hatte es möglich gemacht, noch für eine weitere Wochenstunde selbst aufzukommen, und 1829 kann der Kommissionsbericht melden, die Fortschritte Zuders seien „fast unbegreiflich“, er widme aber auch neben den Stunden in Praxis und Theorie seine ganze Zeit der Musik. Im folgenden Jahre kam ein vierstündiger Theoriekursus bei Musikdirektor Wassermann hinzu, dem Leiter der Abonnementskonzerte, einem auch außerhalb Basels geschätzten Komponisten, dessen Urteil die Kommission verlangte, um zu wissen, ob Zuder „zu etwas Höherem“ geeignet sei.

Wassermanns Urteil scheint günstig ausgefallen zu sein: Zuder konnte als Frucht seines Theorieunterrichts eine Arbeit „mit verteilten Harmonien“ vorlegen, worunter man jedenfalls Übungen im vierstimmigen Satz zu verstehen hat, außerdem spielte er vertretungsweise jeden Sonntag an den Gottesdiensten verschiedener Kirchen, und „studiert die Orgeln in ihrer Eigenart“, wie der Kommissionsbericht sagt. Die Kommission sah sich darum nicht nur ver-

anlaßt, weiterhin für den Unterricht in erster Linie einzustehen, sondern spendete dem Vater auch einen Beitrag für den längst gewünschten Flügel, und endlich, 1832, konnte die Krönung all dieser Bemühungen erfolgen, Zuder wurde „unter Beihilfe des Vaters zu dem berühmten Hessischen Hoforganisten und Kammermusikus Rind gesandt“.

Johann Christian Heinrich Rind war als Komponist denn doch noch eine bedeutendere Erscheinung als Wassermann, sein „Vaterunser“, seine Motetten und weltlichen Chorwerke waren auch in Basel vom Gesangsverein unter Laur vielfach zu Gehör gekommen, doch galt er in erster Linie für einen der besten Organisten seiner Zeit. Diesen Ruf hat er sich durch Konzertreisen erworben und durch eine große Menge Orgelkompositionen, vornehmlich theoretische und praktische Unterweisungen im Orgelspiel, zu festigen gewußt. Bei Rind den Unterricht vollenden zu dürfen, galt bei den jungen Organisten als erstrebenswertes Ziel, weil sein Zeugnis als Bestätigung höherer Befähigung allgemeine Gültigkeit hatte, und auch die Basler Kommission konnte sich, indem sie Zuder nach Darmstadt sandte, getrost sagen, damit ihr Bestes für ihn getan zu haben.

Rinds Unterricht fand ausschließlich am Schreibtisch statt; dort saß der Meister, dem aufmerksamen Schüler gegenüber beständig unermessliche Tabakswolken ins Gesicht blasend — für den Nichtraucher Zuder eine starke Zumutung, der er sich aber im Dienste der Kunst wohl oder übel unterziehen mußte. Eigentlichen Unterricht an der Orgel gab es nicht, weil in Darmstadt wenig Gelegenheit war, außer beim Gottesdienst eine Orgel zu spielen. Dafür durften die Schüler den Meister spielen hören, und Zuder hat später gerne erzählt, welchen Eindruck ihm Rinds ganz schlichtes, aber edles Orgelspiel gleich am ersten Sonntag beim Gottesdienst in der Schloßkapelle gemacht habe. Ganz neu war ihm das gleichzeitige Spielen auf zwei Manualen, „woburch mit den einfachsten Mitteln die herr-

lichsten und lieblichsten Effekte erzielt wurden“. Auf den Basler Orgeln, welche zum Teil auch zwei Manuale hatten, waren sie so ungenügend registriert, daß man sie höchstens zur Abwechslung von forte und piano benützen konnte. Damals schon hat der Jüngling den Entschluß gefaßt, was in seinen Kräften liege zur Aufstellung einer neuen Orgel im Münster seiner Heimatstadt beitragen zu wollen, — hatte doch das alte Instrument nicht einmal ein vollständiges Pedal. — Bald durfte der Schüler den Meister auch auf die Orgelbank begleiten und ihn spielen sehen, ja ihm etwa einmal auch in die Tasten greifen, um einige Verszeilen des Gemeindegesanges zu begleiten, wo der Organist bei dem durchweg einstimmigen Gesang in der Harmonisierung ganz freie Hand hatte. Rind war der Ansicht, es komme mehr darauf an, zu wissen, was man eigentlich von der Orgel wolle, um sie jederzeit auf das Zweckmäßigste zu verwenden; und um darin zum richtigen Verständnis zu gelangen, seien die schriftlichen Kompositionsübungen und das Anhören tüchtiger Organisten das sicherste Mittel. Zuerst einen förmlichen Kurs in der Harmonielehre durchmachen zu lassen, fand er dagegen unnötig, der Schüler sei darin so sattelfest, daß damit nur Zeit verschwendet würde. Bestimmte Regeln gab Rind sozusagen keine, sein Unterricht war ganz auf das Praktische gerichtet. Er war ein Freund vom Duzend: ein und denselben Choral zwölfmal zweistimmig, zwölfmal drei-, zwölfmal vierstimmig und dann noch ein halbes Duzendmal fünfstimmig nach gegebener Vorschrift zu figurieren, ein Duzend zweistimmige, ein Duzend dreistimmige Fugen zu komponieren, das waren die von ihm gestellten Aufgaben. Im Kontrapunkt gab er ebenfalls mehr praktischen als theoretischen Unterricht; für diesen sollten einige theoretische Werke gründlich studiert werden, das weitere werde sich dann von selbst finden. Sehr sparsam war er mit Lob, dafür durfte man das gespendete um so gewichtiger aufnehmen, wenn es etwa hieß: „Sie

haben Anlage ein tüchtiger Fugist zu werden“ oder „Ihr Satz ist so rein wie Gold“. Brachte man nichts zustande, so war er höchst unzufrieden: „Wenn Sie mir keine gute Arbeit bringen können, so nehme ich auch mit einer schlechten vorlieb, aber ganz ohne Arbeit kommen Sie mir nicht wieder.“

Neben dem Studium wurde durch den Besuch von Konzert- und Theaterproben, von Musikfesten in der Umgebung, Trio- und Quartettspiel mit andern jungen Musikern, Leitung eines kleinen Musikvereins praktisch geübt. So verfloß ein Jahr in Darmstadt, und 1833 lehrte Zuder nach Basel zurück. Die Kommission empfing ihn mit Freuden, sie spricht in ihrem Bericht von seinem rühmlichen Fleiß und erwähnt, er habe „unser Baselsches Kirchengesangbuch vierstimmig mit verteilten Harmonien und den passenden Vor- und Zwischenspielen ganz durchgearbeitet“; und der Jahresbericht der Gemeinnützigen Gesellschaft im Blaubuch von 1833 meint: „Wir dürfen nunmehr seine Leistungen auch der Vaterstadt für gesichert halten, da er bereits in den Nachmittagsgottesdiensten des Münsters für den ihm durch manche Anweisung lieb gewordenen Lehrer (Mag. Sam. Schneider) eintritt.“ Auch von größeren eigenen Kompositionen vernimmt man, so von Variationen und Finale für Orgel, Kind gewidmet, und es scheint, daß gerade in Kreisen der Kommission Zuder Aussicht gemacht wurde auf die erledigte Organistenstelle an der französischen Kirche. Es kam aber anders. Man begehrte damals in Basel gar keinen Künstler von der Bedeutung, die Zuder doch schon hatte, auf einer Orgelbank zu wissen; auch in den Kreisen der Kommission fand diese Ansicht Eingang, hatte doch schon vordem ein Kommissionsmitglied, als Zuder eine Fuge von Eberlin mit kunstgerechter Anwendung des Pedals vortrug, sich geäußert, er anerkenne des Schülers Fleiß, rate ihm aber von solchen Künstlerleien ab, das brauche er für Basel gar nicht. „Spiele nur mit dem rechten Fuß die hohen und mit dem linken Fuß die tiefen



Löhne; du kannst deine Zeit und Mühe viel besser verwenden, wenn du im Clavierspiel möglichst viel Fingerfertigkeit zu erlangen suchst.“ Viele Jahre später, 1872, hat sich Zuder in einer Eingabe an die Behörde, in der er zu einer Petition seiner Kollegen Stellung nahm, eingehender über das Orgelspiel der früheren Zeit ausgesprochen. Seine Ausführungen sind so lebendig und interessant, daß sie wohl verdienen, hier vollständig wiedergegeben zu werden. Zuder schreibt:

Hochgeachteter Herr Bürgermeister,  
Hochgeachtete Herren.

Unsere Organisten sind nicht mit mir zufrieden, weil ich ihre Petition nicht unterzeichnen wollte. Zwar muß ich den Inhalt derselben als vollkommen richtig anerkennen, aber ich finde es nicht am Platze, jetzt, nach zurückgelegtem sechzigstem Jahre nochmals um Gehaltserhöhung mitzupetitionieren, und ebendeswegen glaube ich es mir umso unbefangener erlauben zu dürfen, dieses Gesuch bei meinen hochgeachteten Herren auf das wärmste zu befürworten.

Vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert mochte ein Gehalt von Fr. 600.— als brillant gelten, jetzt aber entschieden als zu geringfügig.

Wollte nun ein Organist sich damit begnügen den Choral correct zu spielen und daneben ein Duzend Vor- und Nachspiele gut einzuüben, um damit jahraus jahrein abzuwechseln, so würde ein solcher, seine Leistungen in Geld angeschlagen, 600 Franken gegenüber, seiner Pflicht vollkommen genügen; aber nicht einmal soviel haben vor 40 bis 50 Jahren unsere zwei besten Organisten, die Herren Wagner zu St. Peter und Magister Schneider im Münster geleistet. Beide haben den Choral correct gespielt, aber ihre Vorspiele stets nur extemporiert, wozu sie allerdings befähigt waren, aber dadurch entstand entsetzliche Monotonie: nur ersterer hat sich (selten genug) die Mühe genommen bisweilen etwas ordentliches einzuüben, während letzterer sich rühmte, nie außer dem Gottesdienste eine Orgeltaste berührt zu haben. Seine Registrierung und der Stil seiner Vorspiele blieb sich jahraus jahrein einerlei, es mochte Karfreitag oder Ostern, Bettag oder Himmelfahrt sein; sein einziger Vorzug bestand darin, daß er den Generalbaß aus dem ff verstand, und diesem ist es zuzuschreiben, daß die Gemeinde wenigstens nie etwas Ungehörliches zu hören bekam. — Aber nun erst die geringeren Organisten, die damals in der Mehrzahl waren! Vielleicht können sich ältere Herren noch an Segeffer zu St. Leonhard, Fischer zu St. Elisabethen und Renz zu St. Martin erinnern. Diese konnten nicht einmal den Choral correct spielen, und ihre Vorspiele waren aus geschmackloser Claviermusik zusammengesucht, und wenn sie etwa einmal etwas gediegeneres vornahmen, so spielten sie es so ungeschickt, daß man gar nicht Orgelmusik darin zu erkennen vermochte. Es scheint aber, daß damals viele sich mit solchem Orgelspiel begnügten; denn ich weiß mich aus meinen Jünglingsjahren noch gar wohl zu erinnern, daß mir zum Teil von sehr achtbarer Seite Herr Renz als Muster

vorgehalten wurde, ja sogar, im Jahre 1833 für die vakante Organistenstelle an der französischen Kirche er mir vorgezogen wurde. Heutzutage würde man solche Organisten zum Tempel hinaus jagen. Jetzt verlangt man mit Recht, daß die Organisten Besseres leisten, und ich darf den meisten meiner Kollegen das Zeugnis geben, daß sie um ihre Weiterbildung sich redlich bemühen. Dennoch wird das Publikum immer begehrlischer und bedenkt nicht, was es auf sich hat bei diesem komplizierten Instrumente sich auch nur bis über die Mittelmäßigkeit hinaufzuarbeiten. Dieser Umstand ist es zuzuschreiben, daß unsere Organisten wohl scharf kritisiert, aber nur selten aufgemuntert werden, und wenn irgendwo, so täte doch Aufmunterung hier am allermeisten not — — — — — Noch bleibt mir übrig, meine hochgeachteten Herren, um gütige Entschuldigung zu bitten, daß ich es wage, Sie mit meinen Bemerkungen zu belästigen, aber es geschieht in keinem andern Sinne, als daß ich lebhaft wünsche, Hochdieselben möchten dieser Eingabe (scil. der Organisten) geneigte Berücksichtigung schenken, nicht nur zunächst im Interesse unserer Organisten, sondern dadurch ebensosehr im Interesse unserer Kirchenbesucher.

N.B. Meine Kollegen habe ich über den Inhalt dieses Schreibens absichtlich in Kenntniss gelassen. Hochachtungsvoll zeichnet

B. Zuder, Organist am Münster.

Freilich kam andererseits Zuder damals (1833) auch zu Ohren, in der Wahlbehörde sei das Wort gefallen, was wolle man doch Zuder wählen, Mag. Schneider werde kaum mehr lange leben, und dann erhalte Zuder sicherlich die Stelle des Münsterorganisten. Doch war dies ein schwacher Trost, jedenfalls erhielt er jetzt keine Stelle, sondern mußte ans Stundengeben denken. Zwar erregte er in zwei Orgelkonzerten Aufmerksamkeit, aber die Schüler stellten sich nicht ein, das geforderte Honorar von zehn Bazen (Fr. 1.40 heutiger Währung) erschien zu hoch, und wurde einem Basler und zudem einem Zögling der Gemeinnützigen Gesellschaft schwer verübelt. So wandte Zuder seiner Heimat abermals den Rücken. Die Orgeln von Solothurn, St. Gallen, Ravensburg, Luzern, Bern und Freiburg wurden auf einer Reise besichtigt, — und nicht gelobt, dann in Gesellschaft von Freunden Rigi, Pilatus und Titlis bestiegen und dazwischen konzertiert. Manchmal auf primitivsten Instrumenten, so einmal auf dem winzigen Positivchen in der Kapelle des Kurortes Herrgottswald, wie es überhaupt Zuders Liebhaberei war, auf ganz geringen Werken dennoch etwas Genießbares herauszubringen.

Und im November 1834 war Zuder wieder bei Rind in Darmstadt, um sich, wie der Bericht der Gemeinnützigen Gesellschaft sagt, „unter der Leitung seines verehrten Lehrers in der Kunst noch weiter zu vervollkommen“. Das Hauptstudium blieb die Komposition für Orgel; daneben versuchte er sich auch im Instrumentalsatz, schrieb Kleinigkeiten für Blech- und Holzblasinstrumente, sogar den ersten Satz einer Sinfonie, auch ein Streichquartett (F-moll; später auch in Basel einmal aufgeführt). Das früher erwähnte Thema mit kontrapunktischen Variationen und einer Schlußfuge für Orgel erschien jetzt als op. 1 bei Schott in Mainz im Druck. Auch eine Konzertreise wurde unternommen, auf der die berühmte Orgel in Marburg Zuders Bewunderung erregte. Doch neben diesen kompositorischen Arbeiten und der Pflege der geliebten Orgel hegte er jetzt den Wunsch, sich nun auch im Klavierspiel noch weiter auszubilden, und Rind verschaffte dem Lernbegierigen eine Empfehlung an Hummel in Weimar. — Wie vordem zu dem berühmtesten Organisten, so kam Zuder nun auch zu dem berühmtesten Pianisten der Zeit. Wohl trat Hummel zu jener Zeit nicht mehr als Klavierspieler öffentlich auf, aber ihn umwob doch noch der fast legendenhafte Ruhm aus früheren Tagen, von dem man sich, abgesehen von Musikerschilderungen, etwa aus Goethe noch ein lebhaftes Bild machen kann. Auch eine regelmäßige Lehrtätigkeit hat der gefeierte Lehrer damals nicht mehr ausgeübt, Zuder wird wohl einer seiner letzten Schüler, wenn nicht der letzte, gewesen sein; doch war er noch immer fähig, aufs intensivste anzuregen, und auch als Komponist hat er auf Zuder stark eingewirkt, die Klavierkomposition „Retour de Londres“ mit Orchester und das berühmte A-moll-Konzert waren Stücke, die er später in Basel gerne und mit großem Erfolge zu Gehör brachte.

Hummel ist auch als Lehrer ein durchaus origineller Künstler gewesen; von überall her sind ihm Pianisten zugeströmt, um von ihm, den einst noch Beethoven ausgezeich-

net hatte, unverfälschte Tradition zu lernen und an der Sonne seines Temperaments sich zu wärmen. Wir besitzen von der Hand Ferdinand Hillers eine anziehende Schilderung seines Unterrichts, die, obzwar eine etwas frühere Zeit berührend, hier als heute wenig mehr bekannt angeführt werden darf:

Meine Unterrichtsstunden bei Hummel (1825) hatten nachmittags um 3 Uhr statt. Nach den ersten Begrüßungen wurde der Käfig eines etwas aufdringlichen Kanarienvogels mit einem leichten Tuche bedeckt; da derselbe mehr Virtuose als nachtigallartiger Lyriker war, machte ihn schon das geringe Dunkel verstummen und nicht einmal die Töne des Claviers brachten seine Kehle in wetteifernde Tätigkeit. Im Gegensatz zu seinem Vögelchen wurde jetzt der Meister aus seiner nachtschlichen Stille von der schäfernden Gattin zu mitteilbarer Tätigkeit angeregt. Er setzte sich zu mir ans Pianoforte, hörte scharf zu, tadelte in milden, aber sehr klaren Worten und nahm, wenn er die Nuancierung einer Stelle besonders deutlich machen wollte, die Hand und zwar (da er mir zur Rechten saß) die linke Hand zu Hilfe. Die Art und Weise seines Unterrichts unterschied sich nicht wesentlich von der allgemein gültigen. An das Einzelne Allgemeines anknüpfend, zum erläuternden Wort das gute Beispiel fügend, ließ er manche Stellen unter seinen Augen üben und bezeichnete andere aufs genaueste für das häusliche Studium. Sehr aufmerksam, was den Fingerfaß anging, überaus streng in bezug auf Deutlichkeit und Reinheit, war er nichts weniger als pedantisch hinsichtlich des Vortrags der Gesangstellen; hatte er aber eine vorgespield, dann war der Eindruck ein solcher, daß man sie nachahmend nachzuspielen versuchte, ohne sich Rechenschaft davon zu geben. Er ließ nur seine eigenen Compositionen üben, die man sich aber deshalb nicht anzuschaffen brauchte. In einem großen, antiken, dunkelbraunen Bücherschrank, der auf dem Eingangsfloor stand, befanden sich seine sämtlichen Werke, in bescheidene Pappdeckel eingebunden. In pädagogischer Ordnung erhielt man sie zur Benützung, und es war immer eine große Freude, wenn der Schlüssel geholt, der Schrank geöffnet und ein neuer Band gewählt und ausgehändigt wurde. Die Ausschließlichkeit seiner Werke ging aber nicht weiter als der Meister es für seinen Unterricht notwendig erachtete, und es wurde mir zu meinem ersten öffentlichen Auftreten in Weimar ohne weiteres das Cismoll Concert von Rieß gestattet, welches ich noch von früher her in den Fingern hatte. . . . Bei der Durchsicht meiner Compositionen entwickelte Hummel ein großes, echtes Lehrertalent, und es ist jammer schade, daß er dasselbe so wenig in Anwendung gebracht hat. Mit voller Sicherheit erkannte er sofort, was besser zu machen in meinen Kräften stand, und bezeichnete mirs mit den verständlichsten Worten, aber auch nur mit solchen. Hier sollte ich kürzen, dort erweitern, hier besser modulieren, dort energischer durchführen — bald ein hübscheres Nebenmotiv erfinden — bald eine Passage wirksamer gestalten. Alle diese und hundert andere Modifikationen hatte ich nun zu Hause selbstständig zu bewerkstelligen und dann aufs neue vorzuzeigen um abermals die schärfsten, aber stets sachgemähesten Beurteilungen zu erfahren.

Ähnliches mag Jucker bei dem greisen Hummel erlebt haben. Doch noch eine andere Größe fesselte ihn an Weimar, das war Johann Gottlob Töpfer (1791—1870) einer der ausgezeichnetsten Organisten und der größte Orgelbaukenner, der je existierte, damals seit wenigen Jahren Stadtorganist in Weimar. Mit Töpfer, der gerade sein grundlegendes Werk über die Orgelbaukunst veröffentlicht hatte, wurde auch der Bau der Münsterorgel gründlich besprochen, den Jucker schon mit sich herumtrug. — Der Aufenthalt in Weimar, während dessen Jucker auch den Gesangverein besuchte, um seine Kenntnisse im Chorgesangwesen zu erweitern, dauerte vom Februar bis zum Juli 1836. Eine Reise über Leipzig, Dresden, Herrnhut, Nürnberg, Stuttgart und Schaffhausen bildete den Abschluß, der die Bekanntschaft mit Friedrich Wied und seiner Tochter Klara, der späteren Gattin Robert Schumanns, vermittelte, mit Joh. Schneider, Hoforganist in Dresden, Organist Kocher in Stuttgart, Orgelbauer Walter in Ludwigsburg u. a.

Anfangs Oktober 1836 langte Jucker in Basel an, und jetzt fand er bessere Aufnahme als drei Jahre früher, die zehn Bazen Honorar wurden ihm bereitwillig zugestanden, und bald hatte er ein ausgefülltes Pensum, vormittags 4—5, nachmittags 4—6 Stunden. Auch die Kommission für Orgelunterricht wies ihm Schüler zu, deren Honorar er allerdings „aus Dankbarkeit gegen die Gesellschaft“ ermäßigte, und gab wiederholt ihrer großen Genugtuung Ausdruck, daß Jucker nun so erfolgreich als Lehrer wirkte. In den Abonnementskonzerten unter Wassermann trat Jucker jetzt mehrfach auf, gewöhnlich, und zwar durch eine Anzahl von Jahren hindurch, zweimal in der Saison. Allerdings wurden seine Vorträge nicht honoriert, seine Bescheidenheit verbot es ihm, ein Honorar ausdrücklich zu verlangen, und von selbst geriet die Konzertgesellschaft nicht auf die Idee, ihn als Künstler zu honorieren. Endlich wurde er damals auch Aktiemitglied des Orchesters als Bratschist. Daß sich

Juder an der Gründung des Orchestervereins beteiligte und bis wenige Monate vor seinem Tode dessen Rasse führte, sei hier nur im Vorübergehen erwähnt.

An der Münsterorgel amtierte immer noch Mag. Samuel Schneider, Juders früherer Lehrer. Im Herbst 1838 nahm er nach 41-jähriger Tätigkeit seinen Abschied und am 20. November 1838 wurde Juder zum Münsterorganisten gewählt; ein Examen wurde ihm sowie seinen Mitbewerbern, dem Musiklehrer Gustav Alvens und dem Lehrer Emanuel Bauler, erlassen, „da die Bewerber genugsam bekannt“ seien. Die Gemeinnützige Gesellschaft gab im Jahresberichte der „allgemeinen Freude“ lebhaften Ausdruck; das Ziel war erreicht. — So schien es wenigstens. Aber Juder ging sofort mit festem Blicke auf ein neues Ziel los, vielmehr ein schon längst ins Auge gefaßtes, aber fernerliegendes: die Renovation der Orgel. Es sollte Basel beschieden sein, nicht nur einen Münsterorganisten zu besitzen, der den Anforderungen der neuen Zeit völlig gewachsen war, sondern auch ein dem modernen Musikbetrieb und nicht nur dem einfachen Choralspiel durchaus entsprechendes Instrument zu seiner Verfügung zu wissen. Ohne Juders eigene Initiative und unermüßliche Förderung wäre es allerdings damals wohl kaum dazu gekommen, und auch so dauerte die Sache noch fast volle zwanzig Jahre bis zur Einweihung der neuen Orgel.

Von der alten Münsterorgel\*) meldet die im Jahre 1787 erschienene „Beschreibung der Münsterkirche“, sie stamme aus dem Jahre 1404. Natürlich ist sie mehrfach renoviert worden. Sie stand gegenüber der Kanzel auf hochgelegenen Orgelleitern. Nach der Durchführung der Reformation wurde sie einige Jahrzehnte lang nicht mehr gespielt. Es wurden sogar Pfeifen daraus weggenommen. Antistes Simon Sulzer brachte es dahin, daß sie im Jahre 1561 wieder brauchbar gemacht wurde. Zuerst durfte sie nur in der Mittagspredigt, dann in der Abendpredigt und zuletzt auch in der Morgenpredigt gespielt werden. Organist war Hans Gregor Meyer von Solothurn, dann von 1576 an Samuel Mareschall, ein Niederländer.

Im Jahre 1711 wurde die Münsterorgel von Andreas Silbermann in Straßburg, einem ältern Bruder des berühmten Gottfried Silbermann, reno-

\*) Nach einem Vortrage von Pfarrer Th. Barth.

viert. Sie zählte 26 Register und 1431 Pfeifen. Im Jahre 1770 wurde beantragt, die Orgel durch Johann Andreas Silbermann, der damals gerade zu St. Theodor eine neue Orgel aufstellte, gründlich reinigen und reparieren zu lassen. Aber alles Drängen half nichts. 1780 reichte dann der Orgelmacher Jakob Brofi einen Kostenvoranschlag ein. Es erwies sich besonders die Erstellung neuer Blasebälge als dringend nötig. Aber erst 1786 wurde ein neuer Altford abgeschlossen, laut welchem unter anderem das vom Wurm völlig zerfressene Gehäuse ganz neu erstellt werden sollte. 1787 führte Jacob Brofi die nötigen Arbeiten aus. Die Orgel wurde um einige Register vermehrt. Der Orgelinspektor Andreas Fäsch lobte in seinem Expertenbericht die vollführte Arbeit. Dem damaligen Organisten Cand. Christoph Gengenbach wird in der schon erwähnten „Beschreibung der Münsterkirche“ das Zeugnis gegeben, daß er die erneuerte Orgel „mit ungemeiner Fertigkeit und Anmut spiele“. — Das Gehäuse der frühern Münsterorgel können wir noch erblicken; es steht in der St. Martinskirche, wohin es nach Vollenbung der neuen Orgel versetzt worden ist. Nur fehlt das sogenannte Rückpositiv, die Miniaturorgel vorn an der Lettnerbrüstung. Die innern Bestandteile sind durchweg neu geworden, besonders bei der eingreifenden Reparatur der Martinsorgel im Jahre 1887.

Seit jener Renovation der Münsterorgel im Jahre 1787 ging es mit ihrer Güte und Brauchbarkeit ziemlich rasch abwärts. 1830 beantragte der Organist Schneider eine gründliche Säuberung und Durchstimmung des Werkes. Aber es geschah nichts Nennenswertes.

Noch 1840 mußte eine Reparatur beantragt werden mit der auf Grund von Zuckers Berichten beigefügten Motivierung, die Münsterorgel sei unter den Orgeln der vier Hauptkirchen die unvollkommenste und verdorbenste; am eidgenössischen Musikfeste (1840) hätten sich schweizerische Gäste darüber aufgehalten, daß die Basler Münsterkirche ein so mangelhaftes Instrument besitze. Begreiflicherweise erfüllte eine solche Teilreparatur Zuckers Wünsche nicht, auch konnte sich weder die Behörde noch das Publikum der Einsicht verschließen, daß damit eigentlich nur das Geld fortgeworfen war. Zucker fuhr fort, durch sein Spiel und durch persönliche Bemühungen das Interesse an einem völligen Neubau wachzuhalten und hatte endlich die Genehmigung, daß ein Mitglied des Kirchenvorstandes, des sogenannten Münsterbannes, 2000 (alte) Franken als Grundstock für einen Orgelbaufonds schenkte. Sofort tat jetzt Zucker persönlich ein weiteres, er gab von 1843 bis 1847 fünf Orgelkonzerte, und konnte damit einen weiteren Beitrag

von 1045 Franken abliefern. Damit war der Neubau schon in etwas greifbarere Nähe gerückt, und Zuckers Freund, der Organist Mendel in Bern, konnte ihm schreiben: „Sie haben also Hoffnung, eine neue Orgel zu bekommen und mit Gottes Hilfe wird sich Ihre Hoffnung realisieren. Nur jetzt mutig vorwärts — es wäre ja ein wahrer Jammer, wenn Sie mit Ihrem schönen Orgelspiel sich noch jahrelang auf dem erbärmlichen Werke herumschlagen müßten, und es ist Zeit, daß man auch einmal für die Kirchen etwas tue — Theater und Konzertsaal sollten nicht alles in Anspruch nehmen.“ Immerhin durfte Zucker nicht nachgeben; anlässlich der Frage des mit der Arbeit zu betrauenden Orgelbauers — ursprünglich hatte Zucker gewünscht, es möchte Walker in Ludwigsburg zugezogen werden, „indem seine Orgeln so wie jetzt die Silbermannschen als ein Kirchenschatz werden angesehen werden“, doch hat er sich später auf den Rat Mendels und anderer erfahrener Freunde entschlossen, Orgelbauer Haas in Laufenburg vorzuschlagen — anlässlich solcher Fragen also mußte Zucker noch 1849 des deutlichsten schreiben: „Meine hochgeachteten Herren werden es wohl begreiflich finden, daß es für mich ein sehr drückendes Gefühl sein muß, die edle Kunst des Orgelspiels, der ich mich von meinem 16.—38. Jahre mit unwandelbarer Vorliebe gewidmet, und dabei weder Kosten, Mühe noch Zeit gespart habe, als ein vergrabenes Pfund ansehen zu müssen.“ Doch gingen immer wieder Beiträge ein:

Aus dem sogenannten Fiscus summi templi, dem Münstertirchengut, wurden von 1843—1849 jährlich 285 Franken, zusammen 2000 Franken neue Währung, gespendet. Aus vier Trauerhäusern kamen 1428 Franken. Als dann am Neujahr 1850 Herr Christoph Merian-Burckhardt die Summe von 12,000 Franken für den Orgelbau schenkte, konnte der Ausführung des Vorhabens näher getreten werden. Der Bann richtete im Februar 1850 einen gedruckten Aufruf an die Mitglieder der Münstergemeinde, in welchem zunächst die alte Orgel einer scharfen Kritik unterzogen wurde. Viel kleinere Orte, hieß es weiter, wie Winterthur und Zofingen, seien bereits im Besitz trefflicher Orgelwerke. Schon im Herbst 1849 sei man mit dem hervorragend geschickten, durch seine Werke in Bern und Zofingen bestens empfohlenen Orgelbauer Friedrich Haas in Laufenburg in Verbindung getreten. Es sei ein Werk mit 52 Registern projektiert, darunter



das mächtige Pedalregister, Principalbaß 32. Als richtigster Platz für die neue Orgel wird ein neu zu erbauender Lettner zwischen den Thürmen bezeichnet. Das Gehäuse würde so erstellt, daß das Siebelfenster frei bliebe. — Die Kosten, heißt es endlich in dem Aufruf, seien auf Fr. 36,300.— veranschlagt. Da Ende 1849 schon Fr. 22,000.— vorhanden gewesen, seien noch 14,300 Franken erforderlich, und nun folgt eine eindringliche Bitte um freiwillige Gaben. Dieser Aufruf hatte einen so schönen Erfolg, daß die Geschenke und Beiträge mit Inbegriff der bereits genannten Spenden sich auf nahezu 56,000 Franken beliefen. Aber noch stellten sich der Ausführung des Orgelbaues allerlei Hindernisse in den Weg. Man war längere Zeit unschlüssig, ob man die neue Orgel an die Stelle der bisherigen, also gegenüber der Kanzel, oder auf einem neu zu erbauenden Lettner über der Gallustapelle oder zwischen den Thürmen aufstellen solle. Im August 1850 schlug das Baucollegium in erster Linie den Platz zwischen den Thürmen vor, in zweiter Linie Abbruch des dem Chor vorgelagerten sogenannten blauen Lettners und Erstellung der Orgel im Kreuzschiff bei der Gallustapelle, und erst in dritter Linie den Platz der alten Orgel. Gegen den letztgenannten Platz polemisierte das Baucollegium scharf wegen der Entstellung der Kirche durch einen 20 Meter breiten und ziemlich tiefen Orgellettner. Am 14. November 1850 beschloß das Baucollegium der Orgel den Platz zwischen den Thürmen anzuweisen und den blauen Lettner dahin zu versetzen. — Hiegegen erhob nun im Februar 1851 der Bann Widerpruch, weil er in seiner Mehrheit befürchtete, die Akustik der Kirche werde durch Beseitigung des blauen Lettners Not leiden und man werde den Prediger weniger gut als bisher verstehen. Diese Einsprache rief längere Verhandlungen hervor, sodaß im August 1851 der Orgelbauer ungeduldig anfragte, ob denn die Sache noch nicht im Reinen sei. Er habe wegen der Basler Münsterorgel andere Aufträge unberücksichtigt gelassen und komme so in Schaden. Am 11. Oktober 1851 beschloß der kleine Rat, der blaue Lettner sei zwischen die Thürme zu versetzen, um da als Orgellettner zu dienen — der Chor aber (wegen der Akustik) durch eine Glaswand abzuschließen. Glücklicherweise ist der zweite Teil dieses Beschlusses nicht zur Ausführung gekommen. — Endlich am 15. Februar 1852 konnte der Vertrag mit dem Orgelbauer abgeschlossen werden. Die Zahl der Register wurde auf 60 festgestellt: 17 fürs erste Manual, 15 fürs zweite, 9 fürs dritte, 5 fürs vierte Manual, 14 fürs Pedal. — Im Februar 1856 richtete Organist Jucker an die hiesigen Musikfreunde die bringende Bitte, durch Beiträge die nachträgliche Einsetzung der sogenannten pneumatischen Hebel fürs erste und zweite Manual zu ermöglichen. Es handelte sich um Verwertung einer von dem Engländer Charles Barker gemachten sinnreichen Erfindung, welche die Spielart wesentlich zu erleichtern versprach. Dieser Appell des Organisten hatte einen erfreulichen Erfolg. Es kamen 2400 Franken zusammen. — Daß das neue Instrument erst im Spätherbst 1857 vollendet wurde, rührt zum Teil jedenfalls daher, daß von 1854 bis 1856 die Münsterkirche gründlich renoviert, mit einer Luftheizung versehen und mit neuen Glasgemälden ausgestattet wurde. — Aus der im Mai 1858 erschienenen Schlußabrechnung ergibt sich, daß die Münsterorgel rund 72000 Franken gekostet hat; von diesen fallen allein auf das Gehäuse 13257 Franken.

Das Werk war vollendet; mit lebhaftester Anteilnahme und unter großem Aufwande von Zeit war der Organist der Arbeit gefolgt. Mit Orgelbauer Haas war das Projekt

mündlich, in dessen Werthütte im Bischofshof, in Kommissionsitzungen, und schriftlich erörtert, mit dem Architekten der Platz der Aufstellung in zahlreichen Diskussionen erwogen worden. Mit größter Sorgfalt wurden die Auswahl der Register getroffen und die Maße des Spieltisches festgesetzt. Wie richtig dieselben waren, zeigte sich dann darin, daß, ob schon Jucker von kleiner Gestalt war, doch andere Organisten, welche die Orgel benützten, oft ihre Befriedigung aussprachen, wie bequem sich darauf spielen lasse. Ein großer Streitpunkt war die Intonation. Die Basler Orchesterstimmung war damals noch höher als die neue normale Pariser Stimmung, und es bedurfte aller Energie der kompetenten Persönlichkeiten, um durchzusetzen, daß die Orgel auf letztere eingestimmt wurde. Einige Jahre darauf war dann die Pariser Stimmung allgemein, auch im Basler Orchester angenommen worden, und es zeigte sich, daß der Entscheid der richtige gewesen war. — Schon vorhin sind die nachträglich eingefügten pneumatischen Hebel erwähnt worden; wenn diese auch das Spiel beträchtlich erleichterten, so war es doch im Vergleich zu heute noch recht schwer. Um bei vollem Werk eine Taste des gekoppelten ersten Manuals in Bewegung zu setzen, war ein Gewicht von einem halben Pfund nötig, eine große Anforderung an die Fingerkraft bei mehrstimmigem Spiel in raschem Tempo! Freilich, die einzelne Taste mit einem Kilostein zu belasten, ehe sie dem „sanften Drude“ nachgab, wie Vogler von der alten Stiftsorgel in Luzern erzählt, das war nun nicht mehr nötig.

Am Bettag 1857 ertönte zum erstenmal das neue Werk mit einer Anzahl der Hauptregister, und am 6. Dezember 1857 fand die eigentliche Einweihung statt, am Vormittage beim Gottesdienste durch Jucker, am Nachmittage in einem Festkonzerte auf seinen Wunsch durch die Experten der neuen Orgel, Mendel aus Bern und Juckers ehemaligen Mitschülerling der Gemeinnützigen Gesellschaft, Jacob Vogt aus Freiburg i. Ue.

Das Programm hat sich erhalten; es ist nach damaliger Sitte recht oberflächlich abgefaßt und lautet folgendermaßen:

Konzert bei Einweihung der neuen Münsterorgel.  
6. Dezember 1857 (die Orgelstücke vorgetragen von den Experten J. Mendel von Bern und Vogt von Freiburg).

Choral f. gem. Chor „Allein Gott in der Höh“ (Gesangverein)	Bach.
Fantasie für Orgel . . . . .	Mendel.
Adagio für Orgel . . . . .	Beethoven.
Meditation für Orgel . . . . .	Mendel.
Tantum ergo (Gesangverein) . . . . .	Palestrina.
O filii et filiae (Gesangverein) . . . . .	Leisring.
Concertstück für Orgel . . . . .	Rühmstedt.
Fantasie für Orgel . . . . .	Neufomm.
Motette (Gesangverein) . . . . .	Mendelssohn.
Praeludium für Orgel . . . . .	Mendelssohn.
Fuge für Orgel . . . . .	Bach.
Männerchor (Liedertafel) . . . . .	Spohr.
Fantasie für Orgel . . . . .	E. Fr. Richter.
Motette (Gesangverein) . . . . .	Marcello.

Das Konzert scheint infolge übergroßer Ausdehnung nicht ganz befriedigt zu haben, wenigstens wird berichtet, daß schon vor den letzten Nummern viele Zuhörer die Kirche verließen. Aber mit Recht durfte Jucker von seiner „herrlichen“ Orgel sprechen; wohl sind seitdem in der Technik des Orgelbaues große Fortschritte gemacht worden, die auch der Münsterorgel bei ihrer letzten durchgreifenden Renovation zugute gekommen sind, aber in der Schönheit des Klanges ist sie noch heute unübertroffen. Freilich, ohne weitere Reparaturen ging es auch in der Folgezeit nicht ab, nur scheinen sie, wie zur Ehre des Erbauers gesagt sein mag, nicht durch Konstruktionsfehler bedingt gewesen zu sein. 1864 erstmals fand eine größere Renovation statt, da sich infolge der mangelhaften Heizeinrichtung zu viel Staub angesammelt hatte; gleichzeitig erhielten das dritte und das vierte Manual einige stärkere Register; ähnlich lagen die Verhältnisse 1891 und 1892; während die große Renovation zu Beginn unseres Jahrhunderts vornehmlich die neue Röhrenpneumatik, die die musikalische Ausnützung des Instrumentes sehr förderte, ferner Schwellvorrichtungen

und andere Spielhilfen, endlich reichlichere Windzufuhr durch einen auf elektrischem Wege getriebenen Ventilator der Orgel zugute kommen ließ.

Jetzt endlich konnte Zuder seine künstlerischen Fähigkeiten voll entfalten; vorerst im Gottesdienste. Was Zuder über diese Tätigkeit des Organisten dachte, ersieht man am besten aus den Ausführungen einer kleinen Broschüre, die 1854 anlässlich der Einführung eines neuen Gesangbuches erschienen ist (wir werden darauf zurückkommen), ihr Verfasser ist zwar nicht Zuder selbst, sondern Pfarrer A. Barth, der aber als Zuders Orgelschüler völlig vertraut mit seinen Intentionen war und gerade damals jahrelang in engster Beziehung zu ihm stand, eben bei den Vorarbeiten zum Gesangbuch. Hier heißt es: „Die Orgel wird dann gut gespielt, wenn der Organist nicht nur die erforderliche Fingerfertigkeit besitzt und mit gehöriger Präzision spielt, sondern wenn er allezeit das fest im Auge behält, daß er mit seinem Spiele dem Gesang dienen, nicht denselben beherrschen und erdrücken oder verwirren soll. Wenn diese Aufgabe dem Organisten klar bewußt ist, so wird er sich hüten, den Choral durch jene Zwischenläufe zu verunstalten, die zwar hie und da noch als Verzierung betrachtet werden, die aber der bessere Geschmack unserer Zeit mit Recht verwirft als etwas, das der Würde des Chorals durchaus unangemessen ist; sein Spiel wird einfach sein, und er wird sich in Melodie und Harmonie genau an das im Gesangbuch selbst Vorgeschiedene halten. Bei dieser Gelegenheit sprechen wir auch gerne den Wunsch aus, daß die Begleitung des Gesanges durch die Orgel viel schwächer sein möge, als bis jetzt in den meisten Kirchen der Fall war; es ist ja wirklich unerquidlich zu singen, wenn der einzelne Sänger vor dem starken Orgelspiel kaum seine eigene Stimme, geschweige die anderer Sänger hören kann. — Über den Vortrag der Choräle bemerken wir folgendes: Der Choral soll nicht stoßweise, sondern gebunden und getragen gesungen werden.

Man meine nicht, daß durch ein langsames Tempo, das manchmal sogar schleppend wird, die Feierlichkeit des Chorals erhöht werde. Wie können einzelne, träge sich hinschleppende Töne erbauen, selbst wenn sie Bestandteile der schwungreichsten oder rührendsten Melodien sind? (Es soll den Sängern) zum Bewußtsein kommen, daß sie wirklich eine Melodie singen und nicht bloß eine Reihe unzusammenhängender Töne hervorbringen. . . . Das Fermatzzeichen am Ende jeder Choralzeile ist nur als Schlußzeichen anzusehen und nicht als eigentlicher Ruhepunkt, durch den die Geltung einer Note unbestimmt verlängert wird. Man hüte sich vor allzulangen Pausen zwischen den einzelnen Verszeilen, namentlich da, wo der Text gar keine Pause verlangt.“

So hat Jucker über die Choralbegleitung gedacht. Damit war aber seine Tätigkeit keineswegs erschöpft; namentlich seine Vor- und Nachspiele am Anfange und Ende des Gottesdienstes waren beliebt. So pflegte er an hohen Festtagen, an denen die Kirchenbesucher das Münster schon eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes füllten, Originalkompositionen oder Stücke aus Oratorien vorzutragen, wodurch der Gemeinde natürlich noch mehr gedient war als durch die oft ebenso wertvollen Nachspiele am Schluß des Gottesdienstes. Wir besitzen in den Akten eine interessante Notiz Juckers, die sich anläßlich von Besoldungsfragen gerade mit diesen Vorträgen befaßt. Es wurden ihm auf eine Eingabe hin Zulagen zugebilligt; Jucker hatte geschrieben (1861):

„Diese Extravorträge finden statt an hohen Feiertagen, je eine Viertelstunde vor Beginn des Gottesdienstes, und während der großen Communion; es sind geistliche Concertvorträge, die ich, dem Character der geistlichen Feier angemessen, besonders auswähle, meistens Stücke aus Oratorien oder ausgeführtere Phantasien über einen charakteristischen Choral. Bei den Stücken während der Communion kommen vorzugsweise die jarteren Klänge unserer Orgel in Anwendung, wozu man sonst im Gottesdienste, des Geräusches der Ein- und Ausgehenden wegen, gar nicht Gelegenheit findet. Diese beiden Arten von Extravorträgen haben Anklang gefunden, und es steht nicht mehr in meinem Belieben, sie wegfällen zu lassen, die Gemeinde würde sie vermiffen. . . . . Es ist mir mitgeteilt worden, daß man annehme,

ich tue dieses zu meinem Vergnügen, auch ohne Honorar, und in der That ist das erstere wahr. Es wird aber von jedem andern Beamteten ebenfalls erwartet, daß er sein Amt mit Treue, Lust und Liebe verwalte, aber deswegen fällt es wohl niemand ein, einen solchen für seine Leistungen nicht zu honorieren.“

Aber auch außerhalb des Gottesdienstes hat Jucker seine Kunst zur Verfügung gestellt. So beantragte er beim Kirchenvorstand unmittelbar nach der Vollendung der Orgel kürzere Konzerte einzurichten, um (bezeichnend für das damalige Basel) den Fremden das Werk vorführen zu können; also eine ähnliche Einrichtung, wie sie die Fremdenstadt Luzern heute noch zeigt. Es fanden dann auch im Sommer 1858 wöchentlich dreimal von 2½—3 Uhr Orgelvorträge statt, zu denen man in den Gasthöfen und beim Sigrift Eintrittskarten beziehen konnte. Der Reinertrag sollte zur Hälfte dem Organisten, zu einem Viertel dem Sigrift und einem Viertel einem zu gründenden Fonds für Orgelreparaturen zugute kommen. Dieser letzte Viertel betrug im Jahre 1858 Fr. 98.12. Leider ist diese hübsche Institution der Nachmittagskonzerte bald wieder eingegangen, vielleicht auch aus Teilnahmslosigkeit des Publikums, größtenteils aber aus einem Grunde, über den ein weiteres Aktenstück Aufschluß gibt. Im Sommer 1859, als Jucker die Vorträge wieder aufzunehmen gedachte, äußerte er sich über den durch diese Konzerte zu speisenden Fonds für Reparaturen folgendermaßen:

„Ich hatte mir vorgenommen, einen gewissen Teil der Nettoeinnahmen einstragend anzulegen und nach und nach einen Fonds zu gründen aus welchem diejenigen Ausgaben könnten bestritten werden, welche erforderlich sind, unsere Münsterorgel stets auf ihrer Höhe zu erhalten. So z. B. kann es im Laufe der Zeit wünschenswert erscheinen, ein Register durch ein anderes passenderes zu ersetzen, oder es kann erforderlich werden, eine mechanische Vorrichtung auf vorteilhaftere Weise abzuändern; denn wenn auch beim Bau unserer Orgel alles bis in die kleinsten Details wohl überlegt war, so macht man doch in unserer Zeit immer neue Fortschritte und neue Entdeckungen. Nun aber soll im Gegenteil dieser in Anspruch genommene vierte Teil dazu dienen, an die laufenden Kosten der Instandhaltung der Orgel beizutragen. Somit hätte ich es als eine Art Abgabe für Benützung der mir anvertrauten Orgel anzusehen, und ich muß offen gestehen, daß ich nicht erwartet hätte, dazu aufgefordert zu werden, nachdem

ich zwanzig Jahre lang unverdrossen für unsere Orgel gewirkt habe, indem ich Orgelconcerte gab, alles Briefporto hin und her während dieser langen Zeit aus meiner Tasche bezahlte, durch Arbeiten, Beratungen und dergl. viele Unterrichtsstunden versäumte und somit das Honorar derselben einbüßte, die Reisen für diesen Zweck stets in meinen Kosten unternahm, und überdies, so gut als andere unserer Mitbürger, meinen direkten Geldbeitrag gegeben habe. Es hätte mich vielmehr gefreut, wenn meine hochgeehrtesten Herren so delicat gewesen wären, mich in Bezug auf meine Organistenbesoldung meinen Kollegen in Bern und Winterthur gleichzustellen, um mich dadurch für die viele Zeit, die ich zur Beaufsichtigung der Instandhaltung unserer Orgel verwenden, und für die vielen Auslagen an die Balgtreiber bei meinen Übungen, sowie für Musicalien einigermaßen zu entschädigen. Daß die Unterhaltungskosten unsrer jetzigen Orgel viel größer sind, als bei der alten, ist so selbstverständlich, als es sich von selbst versteht, daß ein großartiges Gebäude mehr Unterhaltung kostet, als ein kleines bürgerliches Häuslein; aber daß ich an diese Kosten beizutragen habe, sehe ich nicht als in meiner Verpflichtung liegend.“

Man sieht, daß damals Zuder sich klar darüber geworden war, mit einer hohen Behörde müsse in Geldfragen deutlich geredet werden, ein „delicates“ Empfinden gegenüber jemand, der „nur“ Künstler war, konnte er ja ernsthaft nicht voraussetzen. Geholfen hat es aber nichts, der Kirchenvorstand scheint ihm auf das Gebiet der feineren Unterscheidung, wozu der Fonds dienen sollte, nicht gefolgt zu sein, und jene Vorträge nahmen ein rasches Ende. Immerhin blieb Zuder zeit lebens auf besonderen Wunsch fremder Interessenten jederzeit bereit, sich vor ihnen auf der Münsterorgel hören zu lassen.

Daß er daneben schon mit dem alten Instrumente Konzerte für ein größeres Publikum gab, haben wir schon gesehen. Natürlich war das späterhin noch in erhöhtem Maße der Fall, als ihm die neue Orgel zu Gebote stand. Einzelne Programme solcher Konzerte haben sich erhalten; man findet sie unter den Anmerkungen. Wenn man heutige Programme von Orgelkonzerten durchgeht, so ist Seb. Bach der darin am meisten vertretene Komponist; das war, nicht nur in Basel, in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts noch nicht der Fall, und so zeigen auch Zuders Programme neben einigen bedeutenden zeitgenössischen Komponisten meistens heute verklungene Namen.

Aber wohl ist zu beachten: wenn wir heute das spärliche Vorkommen von Bachs Kompositionen konstatieren, so erschien es Juders Mitbürgern ganz anders. Sie glaubten gegenteils Grund zu haben, sich über Juders Vorliebe für Bach beklagen zu müssen. „Wenn uns Juder nur mit seinem ewigen Bach in Ruhe ließe“ hieß es nicht selten, und nach dem Vortrage einer Bachschen Toccata wurde in einer Tageszeitung der Wunsch ausgesprochen, „der Münsterorganist wolle doch das Publikum mit seinen Fingerübungen verschonen.“ Juder hat sich nicht irremachen lassen; freilich mußte er auswählen, was er den Ohren seiner Zuhörer zumuten durfte, aber er brachte doch in jedem Konzerte sozusagen eine Komposition von Bach zum Vortrage, und ist dadurch zum eigentlichen Vorkämpfer für Bach geworden. Zwar hatte Ernst Reiter schon 1841 in einem (nicht öffentlichen) Vortrage über Bach gesprochen, aber erst 1852 findet sich in den Programmen der Gesangvereinskonzerte der Name Bach, dann wieder 1853, (eine Wiederholung der nämlichen Komposition, der Kantate „Du Hirte Israels“), dann aber eine Pause bis 1856. Erst die bewundernswürdige Aufführung der Johannespassion von 1861 brachte die unbestrittene Anerkennung; wir wollen es aber Juder nicht vergessen, daß er unermüdlich das Seinige für die gute Sache getan und die Hörer immer und immer wieder auf Bach aufmerksam gemacht hat; es haben damals wenige Organisten so weitschauend gehandelt.

Im Anschluß an Juders Konzertvorträge sei auch seiner Kompositionen mit einem Worte gedacht. Was ich davon namhaft machen kann, ist in den Anmerkungen zusammengestellt. Nicht alles ist schriftlich fixiert worden; vielfach hat sich Juder nach der Vorliebe der Zeit in freien Phantasien ergangen, manche Manuskripte sind verloren gegangen, wenigstens nur ist erhalten und das allerwenigste im Druck. Juders Kompositionen haben uns heute nicht mehr viel zu sagen; sie zeigen den nicht gerade tief schürfenden Stil der



Durchschnittskomponisten seiner Zeit, sind meistens ein wenig spröde im Ausdrucke, aber immer von ernsthaftem Streben erfüllt, am meisten die gründlichen, teilweise originellen pädagogischen Kompositionen. Ein einziges Lied Zuckers lebt noch heute in der Öffentlichkeit, freundlicherweise gerade an der Stätte seiner eigentlichen Wirksamkeit, im Gottesdienste, es ist die Vertonung der Lavaterschen Dichtung: „Frohlock, mein Herz“, in unserm Gesangbuche Nr. 144. Damit berühren wir ein weiteres Kapitel von Zuckers ebenso uneigennütziger wie fruchtbringender Tätigkeit, der Mitwirkung am Basler Gesangbuche von 1854.

Es handelt sich hier natürlich nicht darum, die textliche Seite des Gesangbuches zu besprechen, nur die musikalische soll betrachtet werden. Auch dann aber würde es zu weit führen, die ganze Geschichte des Baslerischen Kirchengesanges an dieser Stelle aufzurollen. Wer sich dafür interessiert, sei auf die Arbeit Riggenbachs und die übrige in den Anmerkungen genannte Literatur verwiesen, die auch das Musikalische behandelt. Nur das folgende sei kurz zusammenfassend gesagt. Basel war der erste Ort der protestantischen Eidgenossenschaft, der einen Kirchengesang der Gemeinde besaß, und zwar auf Anregung Dekolampads schon 1526. Gesungen wurden hauptsächlich die Lieder des Kreises um Luther, wie sie z. B. in den Straßburger Gesangbüchlein der Jahre 1524 und 1525 gesammelt worden waren, und zwar auf die eben von dorthier wieder in Aufnahme gekommenen Melodien des weltlichen Volksliederschazes und der sich ihnen anschließenden zeitgenössischen Schöpfungen und Umarbeitungen. Von 1581 datiert das erste eigentliche Basler Gesangbuch, erschienen bei Samuel Apiarius; es enthielt sowohl die Psalmen Davids in Nachdichtungen wie auch „geistliche gesang“, und als Melodien den nämlichen Stoff wie jene frühern Sammlungen. An ihre Stelle traten nicht viel später jene Melodien, die dann fast zweihundert Jahre lang den Gemeindegesang der protestantischen deut-

schen Schweiz beherrschten, die französischen Psalmen, d. h. die Melodien der französischen Kirche, die unter dem Namen der Goudimelschen Psalmen bekannt sind. Claude Goudimel selbst kommt allerdings weniger als ihr Komponist in Betracht — es ist auch viel altes Volksgut darunter — sondern vornehmlich als Schöpfer ihrer vierstimmigen Satzweise. Ihren Eingang fanden diese Gesänge mit der von Ambrosius Lobwasser herrührenden und von ihm ganz auf die Melodien zurechtgeschnittenen Übersetzung der Psalmen, einer an sich unerfreulichen, hölzernen und darum später vielverspotteten Arbeit. Einen prinzipiellen Unterschied von den übrigen in der Schweiz gebräuchlichen Lobwasser-Sammlungen zeigen nun aber die Basler Gesangbücher in dem Umstande, daß sie die Melodien einstimmig enthalten, also mit der Goudimelschen Fassung nichts mehr gemein haben. Man hat das darauf zurückzuführen, daß in Basel schon früher als anderwärts die Orgel im protestantischen Gottesdienste wieder zu Ehren gezogen worden war. Übrigens hatte schon Lukas Osiander in Stuttgart 1586 und nach ihm der Basler Münsterorganist Samuel Mareschall 1606 jene französischen Melodien so gesetzt, daß nicht mehr, wie noch bei Goudimel, der Tenor, sondern der Sopran die Melodie führte, „damit der Choral ja kenntlich und ein jeder Laie ihn mitsingen könne“. Aber auch diese populärere Art zu singen konnte in Basel nicht Fuß fassen, hier blieb es beim einstimmigen Gesang. — Erst aus dem Jahre 1743 stammt ein weiteres offiziell eingeführtes Basler Gesangbuch. Es enthielt zwar auch Melodien, darunter einige schöne in Moll, war aber eigentlich nur als Anhang zum Psalter gedacht und kam in den Hauptgottesdiensten am Sonntag Vormittag gar nicht zur Verwendung. Lobwasser behielt den Sieg, und es wäre vielleicht, wenigstens seiner Melodien wegen, besser gewesen, er wäre auch durch das folgende Basler Gesangbuch nicht verdrängt worden, die 1809 erschienene, 1810 erstmals benützte „Sammlung

geistlicher Lieder und Gesänge“ des Antistes Emanuel Merian. Dieses Gesangbuch räumte mit den alten Melodien gründlich auf, nahm allen den Rhythmus und gab in der Hauptsache neue, wässerige, teilweise eifertig noch während des Druckes komponierte Melodien von der Hand der Mitglieder der Gesangbuchkommission selbst, der übrigens außer einigen Pfarrern ein einziger Musiker angehörte, der Münsterorganist Samuel Schneider. Rigggenbach fällt über den musikalischen Teil dieses Gesangbuches von 1809 folgendes vernichtende Urteil: „Viele der Melodien sind in einer ganz ungebührlichen Höhe gehalten, . . . das trompetet und springt auf und nieder solchergestalt, daß der Ausdruck: erbärmlich — nicht zu stark dafür ist.“ Wirklich sind z. B. Sertensprünge nichts Seltenes in diesen Melodien. Das Buch hat denn auch wenig Freunde gewonnen, nur in der Stadt und in vier Landgemeinden ist es eingeführt worden; ganz konnte es den Lobwasser nicht verdrängen.

Auch dies Gesangbuch von 1809 weiß nichts von Vierstimmigkeit, eine Ausgabe enthielt den Diskant mit beziffertem Bass, die andern nur den Diskant. Der Basler Gesangslehrer Johann Christian Haag wollte mit einer Privatarbeit in die Lücke treten, indem er „als Vorläufer eines vierstimmigen Gesangbuches“ Alt- und Tenorstimme separat herausgab (1813). Seine Publikation ist für uns deswegen bemerkenswert, weil Haag in einer Vorrede sich über den Kirchengesang ausspricht, und das in Basel, wie es scheint, übliche „Schreien“ mit dem sotto voce-Singen der Herrnhutischen Gemeinden absprechend vergleicht. „Niemand wollte hervorstechen, niemand die stille Ergebung, mit der er dem höchsten Wesen näher trat, verleugnen, und so blieb der Gesang nicht allein rein, sondern es traten auch die dreistimmigen Accorde des Chorals hinlänglich hervor.“ Mit dem „Schreien“ scheint es bald besser geworden zu sein, denn Rigggenbach erzählt: „In der Kirche wurde so schleppend

gesungen, daß niemand den Eindruck einer Melodie bekam; zudem schien es bei manchen guter Ton zu sein, keinen Ton von sich zu geben; ich entsinne mich, wie mehr als einmal, wenn mein Vater kräftig anstimmte, die vor ihm Sitzenden sich umschauten, wer hinter ihnen singe.“

Ob man übrigens darin, daß der Basler Kirchengesang vorerst einstimmig blieb, einen absoluten Nachteil sehen soll, dürfte fraglich sein, sind doch sogar noch heute die Meinungen darüber geteilt. Erinnerung man sich aber des geradezu schauerhaften Durcheinanders, von dem Weber in seiner Geschichte des Kirchengesanges aus den „vierstimmigen“ Gesungen berichtet, wo aus gänzlicher Unkenntnis (die Stimmen waren ja nie in Partitur gedruckt, sondern auf verschiedene Seiten verteilt) „die Altstimme oft um eine Oktave höher, sogar der Bass von Frauen gesungen ward, wie hinwieder Männer den Distant und Alt sangen“ — so kann man nicht umhin, die Basler zu beglückwünschen, daß sie doch wenigstens erfuhren, was eigentlich die Melodie des jeweils angestimmten Liedes war. Schlimmer war jedenfalls, daß auch in Basel durch eine übel angebrachte Unterscheidung von weltlichem und geistlichem Gesang eine völlige Verwischung aller rhythmischen Verhältnisse und ein schwerfällig schleppender Gesang sich eingenistet hatte. Daß der Kirchengesang im Argen liege, ist die von Einsichtigen damals immer wieder erhobene Klage.

Auch hierin sollte ein neues Gesangbuch Wandel schaffen. Schon in den Zwanziger Jahren taucht die Frage danach auf, 1834, dann wieder 1837 wurden sogar Kommissionen eingesetzt, doch geriet deren Arbeit immer wieder ins Stocken. Endlich wurde die Sache energisch angefaßt; eine neue Kommission, an ihrer Spitze Pfarrer Adolf Sarasin, wurde vom Kapitel gewählt, sie begann ihre Tätigkeit 1844 und kam 1847 zu einem vorläufigen Abschluß, einem Probe-Druck. Gleichzeitig amteete eine sog. Melodienkommission, bestehend aus den Pfarrern Miville und Stodmeyer,

und den Musikern Geelhaar (Organist zu St. Jakob) Hauschild (Gymnasiallehrer und Dozent an der Universität) und Zuder. Diese Melodienkommission ist jahrelang wöchentlich zwei Stunden zusammengetommen, wobei eine große Sammlung alter und neuer Choralbücher, in zwei langen Körben aufgestapelt, durchgenommen wurde. Noch handelte es sich immer um einstimmige Lieder, die vierstimmige Fassung kam erst in einer spätern Periode zur Erörterung. Im Jahre 1847 wurde also vorerst ein Probe-Druck von 98 Liedern mit 73 einstimmigen Melodien veranstaltet, und eine Reihe von Gesangsgottesdiensten abgehalten, die die größtenteils in Basel unbekanntem Lieder bekannt machen sollten. Damit war einstweilen das Gesangbuch zur öffentlichen Diskussion gestellt. Inzwischen hatte auch im Kanton Baselland eine ähnliche Arbeit eingesetzt, und im Jahre 1850, nach vielfachen Vorbereitungen, einigte man sich in einer denkwürdigen Sitzung auf Pfarrer Sarasins Landgute „Rosenberg“ ob Frenkendorf zu gemeinsamer Arbeit. Dies hatte für die Melodienkommission die prinzipielle Neuerung zur Folge, daß auf kategorisches Verlangen von Baselland der vierstimmige Gesang aufgenommen werden mußte. Die meisten Mitglieder der alten Melodienkommission waren inzwischen ausgeschieden; da aber nunmehr unter den geänderten Verhältnissen eine durchgreifende Neuauswahl der Lieder stattfinden mußte, wurde sie neu ergänzt, und bestand jetzt aus den Pfarrern Miville, Respinger und Riggerbach, denen sich zu Zuders Freude sein einstiger Orgelschüler, Pfarrer A. Barth, damals in Bubendorf, seit 1852 Lehrer an der Basler Töchterschule, anschloß. Zuder war in der Kommission verblieben. Der vierstimmige Satz aller 112 Melodien ist sein persönliches Werk.

1854 ist dies Gesangbuch erschienen. Es nimmt, wie Weber noch 1876 in seiner vorhin genannten Schrift sagt, unter den Kirchengesangbüchern der Schweiz die erste Stelle

ein, und er fährt fort: „Von den Melodien darf edle Auswahl und ansprechende Behandlung gerühmt werden, ohne daß die Stimmführung überall leicht zu nennen wäre; auch besitzen die Mittelstimmen hier und da zu wenig Beweglichkeit. Die Melodien der deutschen protestantischen Kirche bilden den Hauptbestandteil, den neuern ist schwerlich ihr Recht geworden.“ Außerlich unterschied sich dies Gesangbuch von allen andern schweizerischen Gesangbüchern darin, daß es die Lieder in vierstimmigem Partituren-Druck brachte, ein Wagnis, das zwar die Buchdrucker wegen der Notwendigkeit, viele Typen zu gebrauchen, in Verzweiflung brachte, beim Publikum aber bekanntlich dauernde und endgültige Anerkennung gefunden hat.

Über die Grundsätze, die für die vierstimmige Bearbeitung maßgebend waren, haben sich Barth und Zücker folgendermaßen ausgesprochen:

„Bei der vierstimmigen Bearbeitung der Choräle wurde alle mögliche Mühe und Sorgfalt darauf verwendet, den Satz so einfach als möglich zu halten. Er ist durchaus nicht nur für sehr geübte Sänger berechnet, sondern auch für solche, die noch weniger Gesangfertigkeit haben, die aber doch im Stande sind, die gewöhnlichsten Intervalle zu treffen oder wenigstens mit dem Gehör zu erfassen. Demgemäß hat man schon für die erste Stimme (Sopran) in Beziehung auf die Tonhöhe sich eine bestimmte Grenze gesetzt, so daß dieselbe nie bis ins zweigestrichene *g*, selten bis *fis* oder *f* geht; die Altstimme geht nicht tiefer als *h*; die Tenorstimme geht nur selten bis ins eingestrichene *f*, ja sogar *e* erscheint nicht häufig; der tiefste Ton für die Bassstimme ist *fis*, was aber nur selten anzutreffen ist. So ist wohl keiner der Stimmen zu viel zugemutet, für jede derselben sollte eine gehörige Anzahl von Sängern zu finden sein.“

Was die allgemeine Auswahl der Melodien anlangt, so heißt es im Kommissionsbericht:

„Wir haben nur bewährte, in den verschiedenen Choralbüchern Deutschlands und der Schweiz längst eingebürgerte Melodien aufgenommen. Was die Mollmelodien anbelangt, so haben wir solche so sparsam als möglich aufgenommen, weil wir durch die sich kundgebende Abneigung gegen dieselben gewarnt, (nämlich anlässlich des Probedruckes) befürchten mußten, es möchte durch die Mollmelodien eine große Zahl von Liedern von vornherein zur Unsingbarkeit verurteilt werden. Da jedoch die Mollmelodie immerhin für gewisse Lieder vorzugsweise sich eignet und gewiß im Kirchengesang auch einen ganz besonders ernsten und ergreifenden Eindruck macht, so glaubten wir, dieselbe unserm Volke nicht allzusehr wegnehmen zu dürfen.“

Gewiß eine vorsichtige Motivierung für die 14 Mollmelodien unter den gesamten 112! Und ebenso vorsichtig wird auch die Tatsache begründet, daß man gewagt habe, eine kleine Anzahl von alten Liedern in der ihnen eigentümlichen rhythmischen Form, nicht im nivellierenden Gependel der gleichmäßig in den Zweihalbe-Takt gepreßten Choräle aufzunehmen. „So wenig wir uns die großen Schwierigkeiten der Einführung des rhythmischen Gesangs in größeren Kirchen und die verschiedenen Ansichten die darüber obwalten, verhehlen,“ so habe man doch dem Wunsche wenigstens teilweise entsprochen, „um doch wenigstens die Möglichkeit zu eröffnen, in einzelnen Gemeinden oder Kinderlehren und Schulen, wo die Sache ausführbar ist, etliche Melodien (im Ganzen etwa ein Duzend) rhythmisch zu singen.“

Zwei der Melodien des Gesangbuches stammen von Zücker selbst: „Nun ist alles wohl gemacht“ (No. 62) und wie erwähnt die auch in unser jetziges Gesangbuch übergegangene Melodie zu dem Liede: „Frohlock mein Herz“ (No. 90, jetzt No. 144) beides einfache, nicht gerade hinreißende, aber warm empfundene und nicht allzu monoton gestaltete Gesänge. Er komponierte sie im Auftrage der Melodien-Kommission, weil sich zu den Liedertexten keine passenden bestehenden Melodien vorfanden. Leider ist der Tonfaß von No. 144 durch die parallel laufenden Quart- und Sexten-Gänge der letzten Zeile verschlimmbessert worden. Außerdem hat Zücker das Reglement für das offizielle, nur handschriftlich hergestellte Choralbuch der Organisten entworfen. — Als im Jahre 1891 eine neue Gesangbuchkommission der Synode von Baselstadt einen Bericht über das nunmehr einzuführende Gesangbuch abgab, schrieb sie: „Es würde viel Mut dazu gehören, zu behaupten, das schweizerische Gesangbuch sei besser als das Basler, (von 1854). Aber wenn auch das neue nur ungefähr gleichwertig ist, so verdient es doch als ein ge-

meinsames den Vorzug.“ Es scheint mir überflüssig, dieser ehrenden Anerkennung, die sich ausdrücklich auch auf das Musikalische bezieht, etwas weiteres hinzuzufügen.

Zum Schlusse haben wir noch, wenn auch nur mit wenig Worten, zwei Gebiete von Zuders reicher Wirksamkeit in Basel zu berühren. Einmal seine Lehrtätigkeit. Als Klavierlehrer hat er der Öffentlichkeit einen großen Theil seiner Zeit und seiner Fähigkeit zur Verfügung gestellt und, vielfach unter Anwendung eigener Methoden — er benützte gerne eine von ihm selbst zusammengestellte Klavierschule — schöne Resultate erzielt. Als Orgellehrer hat er anfänglich im Auftrage der Kommission für Gesang und Orgelunterricht gewirkt und ist, als 1867 an deren Stelle die Allgemeine Musikschule (das heutige Institut Musikschule und Konservatorium) gegründet wurde, sogleich als Lehrer fest angestellt worden. Wenn er auch nie viele Orgelschüler zu unterrichten hatte, da im allgemeinen der Sinn für die Pflege dieses Instrumentes in Basel mangelte, so konnte er später doch mit Befriedigung auf die Tatsache blicken, daß mit nur zwei Ausnahmen sämtliche Orgeln der Stadt von seinen Schülern besetzt waren. Daß es eine gute Schule war, mag statt vieler nur der Name des Organisten zu St. Elisabeth, Rudolf Löw-Burckhardt, bestätigen, der ja an derselben Orgel wieder an sich zur Tradition geworden ist. — Die andere, ehrenamtlich ausgeübte Tätigkeit kam nur einem kleinen Kreise zugute, in dem sich Zuder lebenslang wohl gefühlt hat: er war Leiter des Gesangchors der Basler Brudersozietät, und hat mit ihm die liturgischen Gottesdienste am „Ringgäßlein“ bereichert und verschönert. Noch heute erklingen dort Chöre und Liturgien von seiner Komposition.

Zu Beginn des Jahres 1876 sah sich Zuder genöthigt, infolge eines Herzleidens seine Demission als Münsterorganist zu geben. Lange hat er den Schmerz über dieses



Opfer nicht tragen müssen: am 21. Februar 1876 ist er gestorben. Am 19. Mai des nämlichen Jahres wurde als sein Nachfolger Alfred Glaus gewählt.

Die Zeit, die für das Basler Konzertwesen Ernst Reiter repräsentiert, ist auf kirchenmusikalischem Gebiete würdig durch Benedict Zuder vertreten. Die Wirkungen eines so feinen und selbstlosen Charakters auf die musikalische Kultur seiner Vaterstadt sind weniger den Zeitgenossen spürbar gewesen, als nach Jahrzehnten bemerkbar geworden: Läuterung des Geschmacks, verfeinertes Empfinden, höhere Ideale großer Kreise. Der festliche Glanz, der die Orgel- und Kirchenmusik in Basel heute umschimmert, hätte Zuder selber noch geblendet; deshalb ist er ohne Zuders Wirken doch nicht wohl denkbar.

#### Kompositionen von B. Zuder.

(Im Besitze der Schweiz. Musikbibliothek in Basel.)

##### 1. Vokalmusik:

- Motette „Auferstehn, ja auferstehn“ (Klopstock) für Gem. Chor, Soli und Orgel.\*)
- Die Vollendung (Matthiesson) für Männerchor, Soli und Orgel.
- Lieder für eine und mehrere Singstimmen.
- Liturgien für die Basler Brüdergesellschaft (in deren Besitze).

##### 2. Instrumentalmusik:

- Sinfonie für Orchester (nicht mehr vorhanden).
- Quartett (F-moll) für Streichinstrumente.
- Choralfantasie für Orgel und Posaunen.
- Variationen für Orgel und Clarinette (nicht mehr vorhanden).
- Madrigal für Orgel und Clarinette.
- Variationen und Fuge für Orgel op. 1 (Mainz, B. Schott).
- Concert (C-moll) für Orgel.
- Sonate (C-moll) für Orgel.
- 14 kleine Orgelstücke op. 5 (Basel, Felix Schneider).
- 9 Choralvorspiele für Orgel op. 7 (Leipzig, Rieter-Biedermann).
- Zahlreiche weitere Choralvorspiele, Choralfantasien, Fugen und kleinere freie Kompositionen für Orgel.
- Introduction et variations brillantes sur l'air suisse „Le petit Suisse“ op. 6 für Klavier (E. Knop, Basel).
- Orgelschule, Klavierschule, Gesangschule.

---

\*) Wo kein Verleger genannt ist, sind die Werke Manuskript geblieben.

Programme von Orgelconcerten Ben. Jüders.

1844—1847

- I. Improvisiertes Präludium.  
 Choral „Jesu meine Freude,“ mit 3 Veränderungen **Rind.**  
 Cantabile für Viola (Hr. Höfl) und Orgel. . . . . **Hummel.**  
 Adagio und Fuge (für Trauergottesdienste) . . . . . **Jüder.**  
 Larghetto, mit dem Salicionalregister. . . . . **Jüder.**  
 Choral „Freu dich sehr“ mit 5 Veränderungen. . . . . **Jüder.**  
 Pastorale für Oboe (Hr. Streißl) und Orgel. . . . . **P. Leo Stöcklin.**  
 Phantasie über das Thema „Bach“ mit brillantem Schlußsatz . . . . . **Rind.**
- II. Freie Phantasie über den Choral „Komm heiliger Geist“  
 Adagio, arr. für Clarinette und Orgel . . . . . **Rind.**  
 Alt-Solo und Chor aus Samson . . . . . **Händel.**  
 Fuge aus B-moll . . . . . **Bach.**  
 Choral „Jesu Arzt“ mit 4 Veränderungen für Orgel und Clarinette . . . . . **Jüder.**  
 Soli und Chor aus dem „Weltgericht“ . . . . . **Fr. Schneider.**  
 Phantasie in freiem Stile.
- III. Phantasie mit voller Orgel . . . . . **J. C. Rittel.**  
 Choral „Mache dich mein Geist“ 5mal bearbeitet . . . . . **Rind.**  
 Adagio . . . . . **Jüder.**  
 Flöten-Concert . . . . . **Jüder.**  
 Fuge E-dur . . . . . **Bach.**  
 Thema „God save the king“ mit Variationen und Finale . . . . . **Rind.**  
 Freie Phantasie (Entwicklung verschiedener Orgel-effecte, wie sie in einer geschriebenen Composition seltener ihre Anwendung finden.)
- IV. Improvisiertes Präludium.  
 Drei Choräle für gemischten Chor.  
 Präludium und Fuge D-moll (vorgetragen auf 2 Claviaturen und Pedal) . . . . . **Bach.**  
 Motette „Auferstehn“ (Klopstock) für Soli und Chor . . . . . **Jüder.**  
 Andante mit Introduction, 6 Variationen und brillantem Finale . . . . . **Rind.**  
 Phantasie über „Jesus meine Zuversicht“ mit obl. Posaunen . . . . . **Jüder.**
- V. Einleitung und Fuge aus E-moll, im Choralstile **Jüder.**  
 Choral „Herr Jesu Christ“ als Orgeltrio für zwei Klaviere und Pedal . . . . . **J. G. Walther.**  
 Des Schäfers Sonntagslied (deutsche Liedertafel) . . . . . **Kreuzer.**  
 Fuge aus D-dur (die mit der 23tl. Figur). . . . . **Bach.**  
 Baß-Arie aus „Ostermorgen“ (Hr. Hegar) . . . . . **Neufomm.**  
 Introduction, Adagio mit 4 Variationen u. Finale **Jüder.**  
 Adagio für Oboe (Hr. Streißl) . . . . . **Kalliwoda.**  
 Freie Phantasie.

Der Arbeit liegt folgendes Material zu Grunde:

- Literatur:** Ferd. Hiller, Künstlerleben. Rdn 1880. W. Merian, Gedächtnis zum 50-jährigen Bestehen der Allgemeinen Musikschule. Basel 1917. — Mörkhofer, Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz. 1864. — Chr. Joh. Riggerbach, Der Kirchengesang in Basel seit der Reformation. (Beiträge zur vaterländischen Geschichte Band 9. Basel 1870). — E. Vogler, F. J. Breitenbach, Stiftsorganist in Luzern. Schweiz. Mus. Ztg. Jahrgang 1919. S. 199. — H. Weber, Geschichte des Kirchengesanges in der deutschen reformierten Schweiz seit der Reformation. Zürich 1876. — Theod. Barth, Die Basler Münsterorgel; Basler Nachrichten 1908. 5. Mai No. 122 ff. — Vorträge zur Einführung des neuen Gesangbuches. Basel 1854. — Einige Worte zur Einführung des neuen Gesangbuches. Basel 1854. — J. J. Miville und Bened. Jucker, Melodienregister zum evangelischen Gesangbuch für Basel-Stadt. Basel 1856.
- Acten des Basler Staatsarchivs:** Kirchenacten D 8 und J 3. Kirchenarchiv E 23, 24, 26. V 29. Deputatenacten F 16. — Bauacten J. J. 6.
- Mündliche und schriftliche Mitteilungen der Herren Dr. W. Merian und B. Jucker-Schäfer in Basel.** Herrn Jucker habe ich für die Güte, mir einen von ihm nach handschriftlichen Notizen seines Vaters niedergeschriebenen Lebenslauf desselben mitzutheilen, ganz besonders meinen Dank auszusprechen.

## **Franz von Sonnenfeld (J. Sühr).**

Ein Schriftsteller aus dem Vorblauengebiet.

Von Wilhelm Degen.

---

### I.

Das anmutige Hügelland, das sich vom Blauenberg in südlicher Richtung bis westwärts von Basel hinzieht, wo es in die Rheinebene übergeht, gehört in geschichtlicher und wohl ebenso sehr in kulturhistorischer Beziehung zu den interessantesten Grenzstrichen der Schweiz. Nachdem die Reformation Stadt und Fürstbistum Basel definitiv auseinandergebracht und der westfälische Friede den Sundgau Frankreich zugeteilt hatte, finden wir auf engem Raume Schweizer, Deutsche und Franzosen beieinander wohnend und bei dem verwinkelten Charakter ihrer Gebiete notwendigerweise in naher Berührung. Die Schweizer sind zudem noch durch die Verschiedenheit der Konfession getrennt, wobei die Katholiken stark im Vorteil sind, dank dem Umstande, daß es Solothurn im letzten Viertel des XV. Jahrhunderts gelang, seinen Machtbereich über die Jurakämme bis nahezu vor die Tore Basels vorzuschieben, dessen Amt Münchenstein nur durch einen schmalen Streifen fürstbischöflichen Gebietes von Dorned getrennt war und an dessen Enklave Biel-Benten im Leimental die größere solothurnische Enklave von Witterswil bis Rodersdorf grenzte. Heute finden wir in dieser Gegend dicht beieinander Elsässer, Altbaselbieter, Birsecker, Solothurner und jurassische Neuberner, und wenn auch die Neuzeit mit ihrer Industrialisierung und ihren Verkehrs-

erleichterungen ihr Werk der Nivellierung verrichtet, so kann doch der aufmerksame Beobachter noch immer bei den einzelnen Elementen für diese charakteristische Züge im Wesen und Gebaren der Bevölkerung herausfinden.

Einem Schriftsteller aus dieser Gegend, die man das Vorblauengebiet nennen könnte, sind die nachfolgenden Seiten gewidmet. Die Zeit, da ihm täglich vor Augen stehende Typen und Szenen aus dem Volksleben seine Feder zur schriftlichen Fixierung und dichterischen Verwertung des Geschauten und auch innerlich Erlebten anregten, liegt allerdings dem Verständnis des heutigen Geschlechtes nicht sonderlich nahe, denn der Kampf für und wider die Jesuiten läßt die jetzige Generation kalt. In den geistigen Erzeugnissen unseres Autors steckt jedoch ein gut Stück Totalgeschichte mit kulturhistorisch und auch volkstüchlich überaus wertvollen Einzelheiten, und schon darin liegt eine ausreichende Rechtfertigung für den Versuch, die Erinnerung an einen heutzutage so viel wie Vergessenen wieder etwas aufzufrischen.

Am 30. Januar 1921 werden 100 Jahre verfloßen sein, seitdem Johann Gihl, der sich als Schriftsteller Franz von Sonnenfeld nennen sollte, im Dörfchen Witterswil das Licht der Welt erblickte. Ich vermag seinen Lebensgang nur in Kürze zu skizzieren, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er die letzten 32 Jahre seines Daseins in Stuttgart zubrachte und mir trotz allen Bemühungen Näheres von dort zu erfahren nicht gelungen ist. Der Vater war heimatberechtigt in Laupersdorf am Ausgang des Mahendorfer Tales und scheint über Nunningen an die Nordseite des Juras gelangt zu sein; die Mutter, eine geborene Gerber, stammte aus Reiningen westlich von Mülhausen. Für Gihls Entwicklung bestimmend war zweifellos der Umstand, daß er von früher Jugend auf einen väterlichen Freund an dem damaligen Ortspfarrer Johann von Arx besaß, einem ausgesprochenen Wessenbergianer, dessen liberale Gesinnung sich besonders

sprechend darin äußerte, daß er dem Führer der Revolutionäre im Baselpbiet Stephan Guzmiller in schwierigen Zeiten Unterschlupf gewährte. Dank dem ihm vom Geistlichen erteilten Privatunterricht konnte der begabte Knabe im Jahre 1837 in die 3. Klasse des Gymnasiums zu Solothurn aufgenommen werden; diese Schule verließ er alsdann im Jahre 1842. Er entschloß sich zum Studium der Philosophie und lag diesem an deutschen Universitäten ob, hauptsächlich an der Hochschule von Jena, wo er auch doktorierte. In die Heimat zurückgekehrt, schlug er gegen Ende der 40er Jahre seinen Wohnsitz in Dornachbrugg auf. Im Frühjahr 1847 meldete sich Gühr als Bewerber um die freigewordene Philosophieprofessur an der Kantonsschule Solothurn, er erlag jedoch seinem Konkurrenten Dr. Viktor Kaiser. Im Mai 1849 suchte Gühr um die *venia legendi* für das Fach der Philosophie an der Universität Basel nach und erhielt auch die Bewilligung zur Haltung von Vorlesungen auf Grund einer Abhandlung über die Hegelsche Philosophie, nachdem eine erste Arbeit über Jesus Christus nach der Darstellung von Novak nicht als Habilitationschrift angenommen worden war. Da der neue Privatdozent keine Anstalten traf, seine Tätigkeit zu beginnen und sich beim Dekan für eine Antrittsvorlesung anzumelden, so wurde am 3. November 1850 die *venia legendi* für dahingefallen erklärt; ein etwa ein Jahr später unternommener Versuch, diese Maßnahme wieder rückgängig zu machen, endete damit, daß die Kuratel nach Einholung eines Gutachtens der Fakultät sich auf die Angelegenheit nicht mehr einlassen wollte, weil des Petenten Benehmen seit mehr als einem Jahr kein Vertrauen erwecke. Dieser Bescheid hängt offenbar damit zusammen, daß Gühr sich einigermaßen in die politische Bewegung jener stürmischen Jahre hatte hineinziehen lassen: Er wohnte in Dornachbrugg, das damals eine eigentliche Kolonie von politischen Flüchtlingen aus Deutschland beherbergte, und war als Tagesschriftsteller an radikalen Publikationsorganen tätig;

zusammen mit Struve redigierte er den „Deutschen Zuschauer“, und einige Zeit war ihm von Walsler die Leitung des damals in Birsfelden erscheinenden „Basellandschaftlichen Volksblattes“ übertragen. Er war auch ein paar Jahre Suppleant des Amtsgerichts Dornach-Thierstein, und zwischenhinein führte er ein Geschäftsbureau, das er jedoch bald wieder liquidieren mußte.

In Dornachbrugg verkehrte Sihr viel im Hause des damaligen Bezirksarztes Dr. Joseph Müller, der ebenfalls aus Laupersdorf stammte; doch dieser geriet in Konkurs, und Sihr verlor hiebei infolge von Bürgschaft einen ansehnlichen Teil seines bescheidenen Privatvermögens; offenbar zur Deckung solcher Verbindlichkeiten nahm er im Spätherbst 1850 die Veräußerung von 20 Stück Land aus seinem väterlichen Erbe in Witterswil vor (der Vater war bereits im Jahre 1832 gestorben, und die Mutter hatte sich im folgenden Jahr mit einem Johann Eschwind nochmals verheiratet). Da ihm in der Heimat nichts glücken wollte, kehrte er ihr den Rücken und ließ sich im Jahre 1856 als Literat in Stuttgart nieder; dort redigierte er die „Süddeutschen Sonntagsblätter“ und die „Deutschen Blätter für Kunst, Literatur und Wissenschaft“. Auf die Dauer scheint es ihm jedoch auch in der Fremde nicht besser gegangen zu sein, denn er ist am 5. März 1888 in der schwäbischen Hauptstadt gänzlich verarmt im St. Katharinenhospital gestorben.

Ich lasse hier das Verzeichnis von Sihrs Schriften folgen, das mir Herr Professor W. von Arx in Solothurn aus den handschriftlichen Aufzeichnungen Bischof Fialas freundlichst mitgeteilt hat:

1. Die Jesuiten und der Ultramontanismus in der Schweiz von 1798—1848. Abdruck aus der „Allg. Halle'schen Literaturzeitung“. Liestal 1848.

2. Joh. Rasp. Bluntschlis psychologische Untersuchungen über Staat und Kirche gewürdigt. Separatabdruck aus den „Jahrbüchern der Gegenwart“. 2. Auflage, Liestal 1846.

3. Jesus Christus nach der Darstellung von Dr. Ludwig Novak im Sinne der neuern Philosophie. Basel 1848, Schabelitz.

4. Die neueste Philosophie in ihrem geschichtlichen Fortgange übersichtlich dargestellt. Vier Hefte. Bern 1850, Jent und Reinert.

5. Volksgeschichten aus dem Schwarzbubenland von Franz von Sonnenfeld. Basel 1858, Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung.

6. Aus den Schweizerbergen. Neue Geschichten von Franz von Sonnenfeld. Slogau 1861, Carl Flemming.

7. Der Glaube der Gegenwart, Zeitschrift für Bildung und Humanität, Basel 1854—57.

8. Die römisch-katholische Kirche seit der Restauration und ihre Befehdung des Staates und der Bildung. Zürich 1876, Verlagsmagazin.

9. Sonntagsstunden. Erbauendes und Belehrendes für Gebildete aller Konfessionen. Neue Folge. Zürich 1876, C. Schmid.

10. Aufsätze, meist aus den Sonntagsblättern, über religiös-politische Fragen der Gegenwart in rationalistisch-aufklärerischem Sinne. Vergl. Bibliographie der Schweiz, Jahrgang 6, S. 17.

11. Das Süddeutsche Sonntagsblatt für die Gebildeten aller Konfessionen. Stuttgart.

12. Zwischen braunen und schwarzen Ruten. Roman aus der Zeitgeschichte von Franz von Sonnenfeld (J. Gih). Stuttgart 1863, C. Schöber.

## II.

Wie aus der oben mitgeteilten Übersicht hervorgeht, bewegt sich der größere Teil von Gih's Publikationen auf dem religiös-politischen Gebiet; er war eben ein Kind seiner Zeit, und dem Philosophen von Fach mußte zudem die Be-



schäftigung mit den Fragen, die den Komplex des Themas von Staat und Kirche bilden, in besonderem Maße zuzagen. Er war erfüllt von den Ideen und Bestrebungen des Radikalismus der 30er und 40er Jahre des letzten Jahrhunderts, und so wurde er zum ausgesprochenen Feind der Jesuiten und derjenigen Richtung innerhalb der katholischen Kirche, die in der Folge die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas durchsetzte. Da er zudem in kampfdurchtobten Jahren auch journalistisch tätig war, so dürfen wir uns um so weniger darüber wundern, daß die Stellung des Autors zum religiös-politischen Problem auch auf diejenigen seiner Schriften abfärbte, die nicht als Stimmen im Kampfe der Tagesmeinungen gewertet sein wollten. Bald mit mehr, bald mit weniger Berechtigung kann man von belletristischer Tendenzliteratur sprechen, und im zeitlich letzten Werke dieser Art tritt die Tendenz bereits im Titel zutage.

Zweifellos die bedeutendste und gehaltvollste der Schöpfungen Gihrs, die für die vorliegende Skizze in Betracht fallen, sind die „Volksgeschichten aus dem Schwarzbubenland“. Das Bändchen umfaßt sieben Einzeldarstellungen, nämlich: „Der Reiningen“, „Die Wallfahrt nach Mariastein“, „Die Orgelprobe“, „Der Großstöckli“, „Pater Severin“, „Der Wiedertäufer von Weiskirch“ und „Bruder Eustachius“. Es sind bald Szenen aus dem Volksleben, in die mitunter eine Liebesgeschichte hineinspielt und aus denen uns nicht selten ein Echo der Kämpfe einer aufgeregten Zeit entgegen tönt, bald sind es Einzelbiographien, Schilderung und Charakterisierung von Volkstypen hauptsächlich mit dem Mittel der Erzählung von Episoden aus ihrem Leben. Des Verfassers Vorliebe für alles, was mit Kirche und Religion zusammenhängt, ist schon aus den Überschriften deutlich zu erkennen, da nur zwei von ihnen rein weltlich sind; immerhin ist auch im „Reiningen“ viel von Religion die Rede, denn die Handlung spielt in den Jahren der Freischarenzüge und des Sonderbunds, und im „Großstöckli“ ist das Motiv für

die Entwicklung eine vom Helden als entehrend empfundene Kirchenstrafe, hervorgerufen durch die allzu herb an den Tag gelegte „Dorffeindschaft“, eine Äußerung des Bauern- und Kirchturmstolzes, die sich seitdem, wenigstens in der Gegend am Nordfuß des Blauen, der zunehmenden Bevölkerungsmischung nicht gewachsen zeigte.

Zugenscheinlich fehlte dem Verfasser eine knappe geographische Bezeichnung für das Gebiet, in dem sich die Ereignisse abspielten und seine Gestalten wirkten, und so verfiel er auf die Umschreibung „Schwarzbubenland“, das im engeren Sinne bloß den Bezirk Thierstein und im weitern die ganze Amtei Dorned-Thierstein rechts von der Birs umfaßt, nicht aber die solothurnische Enklave im Leimental, das den Hauptschauplatz der Geschehnisse lieferte, und noch weniger das nahe elsässische Grenzgebiet, von dessen Bewohnern bei mehr als einer Gelegenheit ebenfalls ausführlich die Rede ist. In diese Erzählungen hat der Verfasser so ziemlich alles hineingelegt, was er von der Gegend, seiner engeren und weiteren Heimat wußte: Geschichte, Tradition, landschaftliche Reize, Volksitten, religiöse Gebräuche, Gestalten des öffentlichen Lebens, Träger der verschiedensten Bekenntnisse und politischen Ideen, im Gedächtnis der Bevölkerung fortlebende Beamte, derbe Kapuziner und von religiösem Wahnsinn geplagte Weiber, all das verwebt sich zu plastischen Bildern, die ein kräftiges Heimatkolorit tragen und trotz gelegentlichen Breiten und anachronistisch anmutenden Auseinandersetzungen über einstige Streit- und Zeitfragen noch immer zu fesseln vermögen. Gerät die Darstellung ins Novellenhafte hinein, so ist die Fabel der schwächere Teil, der Motivierung kann es an psychologischer Vertiefung mangeln, ja das kritische Auge wird sogar Widersprüche entdecken. Doch dem Leser ist die rein belletristische Seite Nebensache, er hat seine Freude an den mit scharfen Strichen gezeichneten Originalen und an den aus einer liebevollen Anschauung heraus wiedergegebenen Szenen, wie sie in ihrer malerischen Gestalt und

Charakteristischen Gruppierung die heutige Zeit nicht mehr zu bieten vermag.

In das eigentliche Schwarzbubenland führen uns alsdann die beiden ersten Erzählungen des nächsten Bändchens aus Sibrs schöngeistiger Feder, „Aus den Schweizerbergen“. Auch dieser Titel ist nicht gerade glücklich gewählt, denn der Inhalt hat verhältnismäßig wenig ausgesprochen Schweizerisches an sich; ich vermute, die Wahl der Bezeichnung hange mit dem Umstand zusammen, daß der Autor sich an einen deutschen Verleger wenden mußte, und daß beim Leserpublikum in bestimmter Richtung gehende Erwartungen geweckt werden sollten. In Tat und Wahrheit wäre es wohl recht schwer gewesen, die nach Umfang und Inhalt ganz verschiedenen Stücke unter einem Sammelnamen zu rubrizieren. Die beiden ersten Erzählungen, „Der Bezirksschreiber“ und „Cavanz oder Vacanz?“, sind Liebesgeschichten mit mehr oder weniger romantischem Ausgang, in die ein paar gut gezeichnete Lokaltypen verflochten sind, so ein proziger Bezirksschreiber, der böß endet, ein auf seine Erlebnisse in der Fremde stolzer Buchbindermeister und ein Ranzlist, der es durch Ausdauer und Sparsamkeit bis zur Leitung eines Geschäftsbureaus bringt. Etwas karikiert wird das Treiben der unteren Beamten der guten alten Zeit in dem kleinen Bezirkshauptort Dorndorf (Dornachbrugg) geschildert, und stark belebt wird die Szene durch das Auftreten deutscher Flüchtlinge, von denen die Ortschaft in den Jahren 1848—50 eine stattliche Anzahl beherbergte. Die dritte Geschichte sodann, „Die verhängnisvolle Kommunionfeier“, spielt teilweise in Deutschland und bedeutet eine Apologie der Toleranz und humanitären Auffassung der Religion, wie sie den Jesuitengegnern der damaligen Zeit eigen war; ob jedoch gerade die Art glücklich ist, wie sie an den Erlebnissen eines jungen Menschen entwickelt wird, der sich als Luzerner Jesuitenzögling eine nach katholischen Begriffen satrilegische Handlung zuschulden kommen läßt, dann in Zürich und Tübingen

studiert und schließlich nach dem Sturz des ultramontanen Regiments in die Heimat zurückkehrt, wo er eine zum Katholizismus übergetretene Jüdin heiratet, die er in der schwäbischen Mäusenstadt hat kennen lernen — darüber dürften freilich die Meinungen auseinandergehen. Als vollends außer dem Rahmen befindlich muß schließlich das letzte Kapitel empfunden werden, „Die geprellten Eidgenossen“, eine mehr oder weniger historische Episode, wie die Führer der Revolution im Baseltbiet Stephan Gutzwiller und Anton von Blarer die Kommissäre der Tagsatzung in der Weise hinters Licht führen, daß sie eine zur Propaganda für ihre Sache ins Werk gesetzte Volksversammlung als von den Kommissären selber veranstaltet oder wenigstens gewünscht darstellen. Es scheint, daß Gühr, der beim Erscheinen des Bändchens „Aus den Schweizerbergen“ bereits seit einem halben Jahrzehnt definitiv im Ausland niedergelassen war, darin alles vereinigen wollte, was er an kleineren Skizzen seit seiner Dornacher Zeit im Entwurf oder auch schon ausgearbeitet noch besaß.

Sein an Umfang größtes Werk belletristischen Charakters, „Zwischen braunen und schwarzen Kutten“, nennt Gühr einen „Roman aus der Zeitgeschichte“. Hier überwiegt zweifellos die Tendenz: Der philosophisch veranlagte und geschulte Autor vertritt seine Ansichten über die religiösen und politischen Fragen seiner Zeit in einem Roman, dessen Hauptfiguren Kleriker sind: Schüler des hl. Franciscus in Bondorf (Dornach), Ordensbrüder des hl. Benedictus in Mariaberg (Mariastein); zu ihnen tritt ein liberal gesinnter und jesuitenfeindlicher Landpfarrer und ein junger Mann, der nach dem Willen seiner Familienangehörigen Geistlicher werden sollte, jedoch in andere Atmosphären als die von Klosterschulen gelangt und in dem selbstgewählten Berufe eines freien Schriftstellers seine volle Befriedigung findet. Das Ganze ist eine in belletristische Form gekleidete Verteidigung des Liberalismus der Regenerationsperiode mit seiner

Befehdung des politischen Katholizismus, seiner Ablehnung der Jesuiten, seiner Feindschaft gegen die Klöster und seiner — was die positive Seite betrifft — nicht an übertriebener Klarheit leidenden Stellung zur Gestaltung der religiösen Einrichtungen. Das Romanhafte in dem Werk ist nur gelegentliche Beigabe und dazu nicht immer glücklich kombiniert; weil der Autor die mannigfaltigsten Ereignisse und Typen aus dem Vorblauengebiet, ja auch aus dem Elsaß und dem Schwarzwald zu seinen Zwecken verwendet, wenn sie nur in irgend einer Beziehung zu den beiden Klöstern in Dornach und Mariastein stehen, so verliert sich die Handlung beim weiteren Gang der Dinge immer mehr in Einzelheiten. Mitunter bleibt die Charakterisierung auf halbem Wege stehen, oder ein Motiv, aus dessen Anfängen der Leser gleichsam gefühlsmäßig auf eine stärkere Betonung im Lauf der Erzählung schließen zu können glaubt, wird in der Folge nur nebensächlich behandelt oder auch ganz aufgegeben.

„Zwischen braunen und schwarzen Ruten“ ist jedoch trotz diesen Mängeln ein ideenreiches, im Inhalt gut ausgereiftes Werk; es ist wohl von den Zeitgenossen aus dem Grunde bereits nicht mehr nach Verdienst geschätzt worden, weil es erst erschien, als die neuen, durch die Niederlage des Sonderbundes geschaffenen Zustände sich konsolidiert hatten und das Verständnis für die Kampfeszeit der 40er Jahre stark im Abnehmen begriffen war. Auch dieses Buch enthält Partien, die Gihrs Befähigung zur Darstellung von Szenen aus dem Volksleben das beste Zeugnis ausstellen, und gleich das erste Kapitel mit seiner Schilderung eines Portiunkulafestes in der guten alten Zeit des Dornacher Klosters gibt den ähnliche Themata behandelnden Abschnitten in den „Volks geschichten“ über Fronleichnam und das Wallfahrts-treiben in Mariastein kaum etwas nach. Interessante Streiflichter fallen auf das Denken und Handeln der Menschen einer gärenden Zeit: Zelotischen, einem trassen Aberglauben huldigenden oder ihn zum mindesten fördernden Kloster-

brüdern und Weltgeistlichen werden aufgeklärte und tolerante Standesgenossen gegenübergestellt; Fanatismus, bigotte Frömmerei, konfessionelle Engherzigkeit, religiöse Heuchelei, Scheinheiligkeit werden an bezeichnenden Vertretern geschildert; die Ausbeutung der Religion zu weltlichen Zwecken wird an flagranten Beispielen gegeißelt und auf der anderen Seite gelegentlich auch die Auswüchse des Radikalismus leise oder ausdrücklich getadelt; dazwischen kommen auch Szenen vor, die trotz dem von den religiös-politischen Fragen bestimmten Grundcharakter des Werkes von rein menschlichen Dingen erfüllt sind, von erschütternden Seelenkämpfen, von verzweifelndem Ringen zwischen dem Zwang eines übermächtigen Geschickes und der Schwachheit menschlichen Tuns und Lassens. Dazu greifen in die Handlung des „Romans“ auch geschichtliche Begebenheiten hinein, speziell der Sonderbundkrieg und die Ereignisse von 1848 und 49 in Deutschland. Immer aber geht der Fluß der Erzählung wieder zu den Klöstern des vordersolothurnischen Gebietes zurück.

### III.

Es wird wohl immer als eine Frage des guten Geschmacks und des persönlichen Tactes zu gelten haben, wie weit ein Autor mit der Verwendung von Gestalten aus seinem näheren oder entferntern Bekanntenkreis in seinen dichterischen Schöpfungen gehen darf. Es mag der begrenzte Raum, in dem sich gewöhnlich die Handlung bewegt, viel dazu beitragen, daß die von Gihz vorgeführten Typen da, wo sie in Verkleidungen auftreten, verhältnismäßig leicht auf das Original zurückgeführt werden können. In den „Volks geschichten“ werden manche der von ihm charakterisierten Leute mit ihrem Namen bezeichnet, mit Vorliebe in dessen dem Volksmunde geläufiger Form, während eine weitere Reihe von Bewohnern des Vorblauengebietes in die Erzählungen mit solch durchsichtiger Umschreibung verwoben

sind, daß die Zeitgenossen keinen Augenblick im Zweifel über die Herkunft der Modelle waren, und daß in den allerdings nicht zahlreichen Kreisen der heutigen Kenner der Schriften Franz von Sonnenfelds die Tradition die Erinnerung an die Originalgestalten fortgepflanzt hat. Es soll sogar noch jetzt Familien geben, in denen der Groll darüber, daß der Verfasser gerade ihre Vorfahren mit kritischer Feder behandelt hat, sich bis zur heutigen Stunde forterbte; ich hörte auch die Vermutung äußern, die Tatsache, daß kaum noch da oder dort ein vereinzelttes Exemplar einer der Schriften aufzutreiben ist, habe ihre Ursache in dem Bestreben der betroffenen Kreise, den Autor und seine Werke mittelst der Beseitigung der Bücher der Vergessenheit zu überliefern. Der Vollständigkeit wegen möchte ich allerdings beifügen, daß mir im Verlaufe meiner Nachforschungen auch die Ansicht zu Ohren kam, es müsse von klerikaler Seite in dem erwähnten Sinne gearbeitet worden sein.

Wie man aber auch das Vorgehen des Schriftstellers in dieser Hinsicht beurteilen mag — dem Liebhaber lokaler Traditionen und dem Freunde ländlicher Eigenart bietet dieser enge Zusammenhang zwischen dem Autor und Land und Leuten in seiner Heimat besonderen Reiz. Auch kann man durchaus nicht etwa behaupten, Gihl habe die chronique scandaleuse seiner Umgebung ausgeschlachtet; seine Eigenheit als Streiter gegen den Klerikalismus ist in den Zeitläuften begründet, und wo er sonst etwa boshaft wird, sei es bei der Charakterisierung eines richterlichen Würdenträgers, der ebenso gerne wie unglücklich Fremdwörter und seiner Meinung nach gewählte Ausdrücke verwendet, oder in der Schilderung einer Wirtin, die bei der Behandlung ihrer Gäste mehr psychologisches Anpassungsvermögen und Geschäftsklugheit als biedere Aufrichtigkeit verrät, da hat man nicht den Eindruck, der Verfasser wolle bestimmten Leuten eins anhängen, sondern es handelt sich um Einzuelepisoden innerhalb des natürlichen Ganges der Handlung, und des

Lesers Gedanken gehen sofort zu dem einen oder anderen Exemplar von analoger Geistes- und Sinnrichtung, das seinem eigenen Bekanntenkreis angehört.

In jedem der oben charakterisierten belletristischen Werke Sihrs tritt uns die mit Liebe und Verehrung gezeichnete Gestalt eines liberalen Pfarrers entgegen, einer Spezies von katholischen Geistlichen, die durch den Kulturkampf auf den Aussterbeetat gesetzt worden ist, in der katholischen Nordwestschweiz jedoch um die Mitte des letzten Jahrhunderts unter dem Einflusse der Zeit Wessenbergs immerhin da und dort Vertreter zählte. In unserer Gegend war wohl der ausgesprochenste von ihnen Pfarrer Johann von Arx in Witterswil, der aus naheliegenden Gründen in erster Linie dem Autor vorschwebte, als er in der „Wallfahrt nach Mariastein“ den aufgeklärten, schulfreundlichen „Dorfpfarrer“ und in „Zwischen braunen und schwarzen Kutten“ den toleranten, den Klöstern und Jesuiten abholden Pfarrer Faber zeichnete. In dem letztgenannten Buch ist allerdings der Oberwiler Pfarrwahlstreit von 1834/35 (vergl. Basler Jahrbuch 1915, S. 116—208) in dem Sinne verwertet, daß Pfarrer Faber den Bürgern von Lohnstetten zu liberal gewesen sei, so daß sie sich seiner Installation mit Gewalt widersetzten; diese Episode, in deren Mittelpunkt der ebenfalls liberale Pfarrer Anahaim steht, hat der Verfasser auf Witterswil übertragen, das in dem Roman als Lohnstetten figuriert. Für die Richtigkeit dieser Deutung spricht zunächst der Umstand, daß Pfarrer von Arx unserem Autor in dessen Jugendzeit andauernd nahestand, daß er sich also als Modell am natürlichsten darbot. Sodann wird in dem Buche ausdrücklich erzählt, daß die Pfarrei Lohnstetten gegen Ende der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts vakant wurde, und Pfarrer von Arx begann seine dortige seelsorgerische Wirksamkeit im Jahre 1830. Viel beweiskräftiger ist jedoch der Umstand, daß Sühr in seinem ausführlichen Nekrolog von Pfarrer von Arx in den „Basler Nachrichten“ (Nummern vom 6. und



9. Juli 1881) anführt, wie die Gegner dieses Geistlichen ihm dasjenige als Verbrechen anrechneten, was die Fanatiker zu Lohnstetten gegen Faber geltend machten: daß er lange Hosen trage, und daß er (als aller Widerstand die Installation doch nicht hatte verhindern können) in der Dorfschule als Prämienbuch auch Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“ verwendete, wo im Vorwort vom „seligen Martin Luther“ zu lesen war. Dagegen trifft ein anderer dem Geistlichen von Lohnstetten von den streng Klerikalen gemachter Vorwurf Pfarrer Anenheim und nicht seinen Kollegen von Arx: Anenheim hielt einmal in Witterswil am Feste der hl. Katharina, der dortigen Kirchenpatronin, den Gottesdienst, und da kam in seiner Predigt die Stelle vor: „Wenn es wahr ist, was uns die Legende von der Räderung der hl. Katharina erzählt“ (vergl. das achte Kapitel in „Zwischen braunen und schwarzen Rutten“). Daß diese Äußerung in Oberwil gegen Anenheim ausgeschlachtet wurde, das bezeugte mir erst kürzlich der älteste Bürger des Dorfes, der von den Ereignissen der Jahre 1834 und 1835 noch aus eigener Anschauung zu berichten vermag.

In vertrautem Verkehr mit dem „Dorfpfarrer“ in der „Wallfahrt nach Mariastein“ und mit Pfarrer Faber in „Zwischen braunen und schwarzen Rutten“ finden wir je weilen einen Studenten aus der Ortschaft, Gustav resp. Otto Pfluger, auf den der Geistliche bestimmend einwirkte, im zweiten Falle sogar in dem Sinne, daß der aufgeweckte Knabe nicht in die Klosterschule nach Mariastein, sondern ins Gymnasium nach Solothurn geschickt wurde, eine Wendung, die offenbar nicht wenig dazu beitrug, daß später aus dem Jüngling kein Student der Theologie wurde, wie es unzweifelhaft in den Wünschen der Eltern gelegen hätte. In diesem Gustav bezw. Otto erkennen wir ohne weiteres unseren Autor, den die Dorfbewohner „nach altpatriarchalischer Anschauungsweise, da er nicht „auf geistlich“ studiert hatte, als einen „gefehlten“ Studenten ansahen. Deutlich

spiegeln sich besonders in „Zwischen braunen und schwarzen Rutten“ eigene Erlebnisse wieder, denn Otto Pfluger wächst zunächst unter dem Einfluß des Gedankens auf, daß er es zum Klostergeistlichen im nahen Mariastein bringen werde; dann gerät er in Solothurn unter den Einfluß liberaler Lehrer, Professor Matters in deutscher Sprache und Literatur, Professor Wortmanns in Latein und Griechisch und Professor Königs in Religion (Rektor Georg Schlatter, Präfekt Joseph Hartmann und J. Kaiser); nach Abschluß seiner Fachstudien hält er sich ohne bestimmte Beschäftigung in der Nähe des Kapuzinerklosters von Dornach auf, und schließlich gelingt ihm, trotz anfänglichen Schwierigkeiten, unter der Gunst ansehnlich gebesserter ökonomischer Verhältnisse, die Erwerbung einer befriedigenden Stellung in der nahen Stadt. Im Punkte der äußeren Lebensbedingungen freilich bleibt Otto Pfluger schließlich doch eine bloße Romanfigur, denn unser Autor brachte es nie zu einer in finanzieller Hinsicht sorgenfreien Existenz; das Talent zum Selberwerben war ihm offenbar nicht gegeben, und auch nicht das zum Erben, denn das nicht unbedeutende Vermögen eines ledig gebliebenen Bruders seiner Mutter in Reiningen, der in der Erzählung als Onkel Diebold im Elsaß figuriert, fiel bei dessen Tode wegen der politischen und religiösen Ansichten des Neffen vollständig dessen Schwester zu, während im Roman der Onkel durch böse Erfahrungen mit seinen Verwandten bewogen wird, sein erstes, ohne Berücksichtigung des „ungeratenen“ Neffen abgefaßtes Testament durch ein anderes zu dessen Gunsten zu ersetzen.

#### IV.

Neben diesen Erscheinungen aus dem geistlichen Stande, die mehr oder weniger in dichterischer Verkleidung gehalten sind, begegnen uns bei Franz von Sonnenfeld auch historische Figuren aus dem Alerus, über deren Identität der Autor den Leser gar nicht im Zweifel lassen will. Meistens sind das

Rapuziner, Schüler des hl. Franciscus, die den Verfasser in besonderem Maße interessieren, weil sie trotz der Zugehörigkeit zu ihrem Kloster durch Herkunft und durch die Art ihres Wirkens Gestalten aus dem Volke sind, Leute, die mit ihrer populären Beredsamkeit die Bauern am besten zu nehmen verstehen, die ihnen im Fühlen und Denken am wenigsten fremd sind und sich als Seelenberater auch zu den Niedrigsten gerne herablassen. Noch heute lebt unter der Bevölkerung des Leimentals das Andenken an den derb-witzigen Pater Severin fort, der einst einer Unschuld vom Lande einen Mann mit einem eigenen Hause verschaffen sollte und ein paar Tage, als sich die Heiratslustige zum Empfang der Antwort an der Klosterpforte einstellte, aus dem Ärmel seiner Kutte eine Weinbergschnecke hervorjog; der einmal in einem Dorfe, wohin er zur Aushilfe über den Sonntag geschickt worden, in feuchtkalter Kutte amtieren mußte, weil er am Samstag spät abends auf dem Weg dorthin unter dem Einfluß des ihm auf der Reise von guten Bekannten gespendeten Weines in den Bach neben der Straße gefallen war, und weil das schwere Ordenskleid bis zum Morgen nicht hatte trocken werden wollen; der seine Lage gleichsam zur Strafe in einer weinarmen Gegend, im Kloster zu O. (Olten) beschließen mußte, wo ihm statt der früheren Tafelfreuden und fröhlicher Unterhaltung nur die Gesellschaft eines etwas beschränkten anderen Paters zuteil wurde. Rührend ist sodann die Geschichte des „guten Stacheli“, eines Armen im Geiste, der sozusagen von Rindsbeinen an demütig den Patres als Sakristan und Ministrant diente, nicht immer gut behandelt, aber stets zufrieden und sogar glücklich, daß er es zur braunen Kutte gebracht, wenn auch nur zu der eines dienenden Bruders; der in seinen freien Stunden mitunter aus einem lateinischen Buche betete, obschon er kein Wort Latein verstand — „Gott versteht es schon“, meinte er! Weniger sympathisch als die Rapuziner sind dann die Benediktiner von Mariastein gezeichnet; unser Autor sieht in ihnen ausgesprochene

Schüler des Ignatius von Loyola, die mit weniger auffälligen, aber um so gefährlicheren Mitteln sich die unbedingte Herrschaft über die Geister zu sichern suchen, die ihre Taktik auf das genaue Studium der menschlichen Seele aufbauen und sich in heiklen Situationen klug im Hintergrund zu halten wissen, ohne jedoch etwas von ihrer Position preiszugeben.

Mit unleugbarem Geschick zeichnet alsdann Gühr Typen aus der Laienwelt, die in besonderem Zusammenhang mit dem kirchlichen Leben stehen. Eine historische Figur ist die „betrübte Marianne“, die sich eigens deswegen dicht beim Dornacher Kloster niederließ, weil die herb zugreifenden Kapuziner mehr Macht haben sollten, um den in ihr tobenden Bösen zu meistern, als die feineren Benediktiner. Auch ein mehr oder weniger frommer „Waldb Bruder“ taucht bisweilen auf, „eines jener mittelalterlichen Amphibien, die weder Laie noch Priester und von denen man im Elsaß da und dort noch Exemplare in schwarzen und gelben Kutten antrifft.“ Und wenn im ersten Kapitel der „Wallfahrt nach Mariastein“ von zwei religiösen Halbnarren die Rede ist, vom „Levit“ Durssepp, der am Fronleichnamstage sein kahles Haupt wie ein Chorknabe mit einem mächtigen Kranz von unverwelklichen Blumen und Rauschgold ziert, und von einer älteren Frau, die jeweilen beim Weihwassersprengen über die Gräber den Rest der Spende mit den Worten ausgießt: „Das ist für diejenigen armen Seelen, die es zuerst haben,“ so denkt der Leser, der in einer noch rein ländlichen katholischen Umgebung aufgewachsen ist, unwillkürlich an das eine oder andere Menschenexemplar, das ihm aus der Jugendzeit als ein wenn auch von den wenigsten ernst genommenes, Original im Gedächtnis geblieben ist.

Ein ausgesprochenes Talent besitzt Gühr für die Schilderung von hohen kirchlichen Festen, für die Darstellung von Volksszenen, wie sie sich aus der spezifisch katholischen Kombination von strenger Beobachtung der religiösen Vor-

schriften mit den landesüblichen Konzessionen an die Weltfreudigkeit ergeben. Hervorragende Partien dieser Art finden sich wieder in der „Wallfahrt“, wo bereits im ersten Kapitel ebenso sachverständig wie mit aus warmer Heimatliebe entsprungener innerer Anteilnahme der Verlauf eines Fronleichnamsfestes in der guten alten Zeit auf dem Dorfe ausführlich beschrieben wird, während im vierten, fünften und sechsten in den Erlebnissen zweier Studenten, des weltlich gerichteten Gustav und des religiös gesinnten Florian — in diesem letzteren soll der spätere langjährige Pfarrer der katholischen Gemeinde Liestal, der aus dem Witterswil benachbarten Bättwil stammende Dekan Karl Doppler, verewigt sein — all das zum Ausdruck gelangt, was vor Zeiten für das katholische Volk der ganzen Gegend der 15. August, der Tag Mariä Himmelfahrt, als Hauptfest des Klosters Maria Stein war. Und von welcher hunderter Lebhaftigkeit ist das Bild, das als Einleitung zu „Zwischen braunen und schwarzen Ruten“ von dem einst so populären Portiunkulafest in Dornach entworfen wird! Es dürfte nicht so bald ein Novellist oder Romanschriftsteller auf verhältnismäßig engem Raum eine derart reiche Fülle geschichtlichen, kulturhistorischen und volkstümlichen Materials in unterhaltender Form bieten, wie es Gahr bei der Darstellung des großen Tages eines jeden der beiden Klöster gelungen ist; es trifft aber auch bei unserem Autor alles zusammen, was ihn zum Schilderer solcher Anlässe prädestiniert: Eine genaue Kenntnis der verschiedenen, an den beiden Kultstätten zusammenströmenden Stämme, eine Sicherheit der Auffassung, wie sie ohne weiteres die Erlebnisse der Jugendjahre, das Verwachsenheit mit der Gegend und der kritische Blick des zur Erweiterung seines Horizonts in die Welt hinausgegangenen Mannes gewähren, und eine Freude am Malerischen und Originellen, die mühelos das Charakteristische herausfindet und den Eindruck ebenso natürlich mit der Feder wiedergibt. Kleinere Partien, die man in die gleiche Rubrik ein-

reihen kann, finden sich auch sonst, so ein stimmungsvolles Bild von der kirchlichen Nachmittagsfeier an einem Allerheiligen- und Allerseelentage als Einleitung zu der Erzählung „Der Bezirkschreiber“.

Einigermassen auf das Gebiet der ländlichen Psychologie führt uns die „Orgelprobe“ mit einer ergötzlichen Veranschaulichung der Rivalität von einzelnen Dörfern auf kirchlichem Gebiet; hier läßt der Verfasser seinem Humor freien Lauf, wie denn überhaupt Situationen nicht gerade selten sind, wo aus dem Zusammentreffen heiliger und recht irdischer Dinge eine komische Wirkung erwächst. Ich erwähne das Mißgeschick der Lohnstetter auf ihrem Bittgang nach Mariastein, wo ihr Stolz, die prächtige Kirchenfahne, vom Wind in den Straßentot geweht wird, während der Pfarrer mit seiner Herde unter schützendem Dach und bei einem guten Glas Wein das Ende eines Gewitters abwartet; oder die Episode mit dem Raminfeger, der beim Durchzug des Bischofs sich unter die knieende Menge mischt und damit der Situation alle Weihe nimmt; oder die Eigenheit des mit zunehmendem Alter verblödeten Paters Franz Ludi, der, wenn ihm eine mitleidige Seele eine Flasche Wein in die Zelle gebracht, beim Schließen des Schrankes, wo er sie jeweilen nach einem guten Zug verwahrt, sich stets mit kirchlicher Feierlichkeit wie vor dem Tabernakel verneigt; oder die groteske Situation, die der „Saitenjud“ von Hagenthal dadurch hervorruft, daß er inmitten der betenden Wallfahrer mit einer Matratze auf dem Kopf einherschreitet, weil er auf einem Geschäftsgang nach Laufen hinüber unter die nach Mariastein strömenden Elsäffer geraten ist.

Von Typen aus dem Laienstande interessieren unseren Autor besonders die Sundgauer, jedoch ohne daß er ihnen viel Gutes nachzurühmen wüßte; nach seiner Darstellung paart sich bei ihnen die Roheit mit einer rein äußerlichen Frömmigkeit, und es ist dieses Volk, über dessen Gemüter die Geistlichkeit unbedingt herrscht, seinen Verstand nur da

anzuwenden gewohnt, wo es andere übervorteilen kann. Als die schlimmsten werden die Rndringer Schweinstreiber dargestellt, die ihre auf dem Basler Säuplatz unter Aufwendung der stärksten Flüche errungenen Erfolge im Handel gegenüber dem Himmel damit glauben ungeschehen machen zu können, daß sie eine Wallfahrt nach Mariastein geloben; verwegene Burschen sind dann die „Konterbändler“, die im Hagenthaler Wald das lichtscheue Gewerbe des Schmuggels betreiben und mit den „Gardisten“ mittelst Nebmesser und Knüppel einen Kampf auf Leben und Tod führen; am harmlosesten noch sind jene Elsässer aus dem Bauernstande dargestellt, die am Portiunkulafest den großen Ablaß holen und dann nach überstandener Beichte im Wirtshaus bei einem guten Imbiß erzählen, wie es erst „harzen“ wollte mit der Absolution. Mit viel Liebe ist ein Patriarch der Wiedertäufer vom Hof Weißkirch zwischen Benken und Leimen gezeichnet, und eine lokale Berühmtheit begegnet uns im „Eggjeppli“, der seines unvergleichlichen Saitenspiels wegen an Kilbi und Fastnacht beim Tanz in der ganzen Gegend gesucht war und sich außerdem auch als Roßdoktor und Mäusevergifter nützlich betätigte. Plastisch gestaltet ist die Figur des Knechts Wunderli aus der Dornachbrugger Mühle, dessen Lebensweisheit in die beiden Maximen: „Es lebt!“ und „Was ist der Mänsch?“ zusammengefaßt ist, und dem jeweilen ein paar Schoppen auf der abwechslungsreichen Fahrt zu den Kunden den Übergang von der pessimistischen Gemütsstimmung zur Sonnenseite finden helfen.

## V.

Man kann nicht sagen, daß Gihrs Stil besonders gepflegt oder flüchtig sei; offenbar ist auch in dieser Beziehung die philosophische Geistesrichtung des Autors, seine Neigung zu Spekulationen über religiöse, politische und rein menschliche Dinge, ein Nachteil. Aber wie er sich trotzdem in der

Kunst der Charakteristik und in der Detailmalerei oft recht glücklich erweist, so entbehrt er auch nicht der poetischen Empfindung; er weiß anschaulich ein harmonisches Landschaftsbild zu schildern, und der Duft der Poesie liegt über mancher Einzelszene aus dem Leben seiner Heimat. So versteht er es beispielsweise trefflich, das geschäftige Treiben eines Tages in der Heuernte mit seiner reichen Abwechslung und seiner Abhängigkeit von den Wetterlaunen darzustellen, und anheimelnd beschreibt er mit den einfachsten Mitteln nach des Tages Hast die Abendruhe auf dem Dorfe: „Alles menschliche Leben und Weben schien ausgestorben zu sein, so stille war es; nur ein Bauer dengelte noch die Sense; sonst vernahm man nichts als das einförmige Rauschen der Brunnröhren, das Zirpen der Grashüpfer und den merkwürdig melancholischen, zuweilen an Metall erinnernden Ton, den die Unten in den Mistlachen hören ließen.“

Bei der ausgeprägten Stellungnahme Gihrs zu den politischen und religiösen Problemen seiner Zeit konnte es nicht ausbleiben, daß die Klerikalen in ihm eine eigentliche „bête noire“ sahen; der Haß dieser Kreise machte sich auch bei seinem Tod in giftigen und wegwerfenden Äußerungen Luft. Eine Auseinandersetzung darüber, inwieweit die damals am Schriftsteller Franz von Sonnenfeld geübte Kritik auf verbohrtten Fanatismus zurückgeführt werden muß, liegt mir natürlich ferne; hingegen muß ich doch das eine betonen: Ein Gottesleugner war Gihre durchaus nicht, wenn ihm die Gegner auch alle Religion absprachen. Seine Auffassung verträgt sich allerdings nicht mit Dogmen und mit dem Anspruch der Kirche auf bedingungslose Unterwerfung unter ihre Gebote, aber wenn er in ihr auch eine bloß menschliche Institution sieht, der gegenüber sein philosophisch geschulter Geist das Recht der Kritik in Anspruch nimmt, so anerkennt er doch rückhaltlos das Bedürfnis der Seele, sich dem Ewigen und Göttlichen zuzuwenden, und stets verfißt er mit der Wärme der tiefinnerlichen Überzeugung die Bedeutung der



Grundwahrheiten des Christentums für eine gedeihliche Entwicklung der Menschheit. Als eine Natur von reichem Gemüte und ästhetischer Veranlagung besitzt er natürlich auch Verständnis für die Schönheiten des katholischen Kultus und für dessen Kraft zur Sendung weihervoller Stimmung.

Freilich darin ist Gihz ganz der Radikale seiner Zeit, daß er bei all seiner Beschäftigung mit religiösen Fragen und bei aller Vorliebe für die religiösen Probleme letzten Endes doch nicht zu einer klaren Stellung gegenüber den organisierten kirchlichen Gemeinschaften gelangt. Sein Ideal eines Klerikers hat er im Pfarrer Faber von Lohnstetten und im Pater Franz Sales von Bondorf dargestellt, aber die Welt- und Klostergeistlichen dieses Schlages bildeten bereits damals eine kleine Minderheit, und die immer schärfer hervortretende Tendenz zur vollendeten Zentralisation und zum Ausbau des hierarchischen Gefüges im Sinne der strengsten Disziplin mußte notwendigerweise mit ihnen bald vollends aufräumen. Tatsächlich gerieten ja die Kleriker der freieren Richtung je länger desto tiefer in eine unerquickliche Situation; das konnte auch Gihz nicht entgangen sein, denn er schreibt in dem Roman „Zwischen braunen und schwarzen Ruten“ von dem liberalen Religionslehrer Otto Pflugers am Gymnasium: „Er hatte im Grunde eine bemitleidenswerte Stellung: seiner Anschauungsweise nach ein gemäßigter Rationalist, befand er sich in fortwährendem Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung, und hatte er bei einem gefunden, nach offenbarender Hingebung an seine Schüler ringenden Denken immer das atembeschwerende Gefühl, als sei ihm ein Brett an die Stirn gebunden. Bei seinem Unterricht mußte er alle Klugheit zusammennehmen, um jener Pflicht nichts zu vergeben und seine Neigung nicht zu auffällig zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Er betonte hauptsächlich die ethische Bedeutung der christlichen und kirchlichen Lehre und ließ mit Vorliebe die platonische Philosophie, als eine

Vorahnung des Christentums, in seinen Unterricht hinein-  
spielen.“

Heute genügt ein Blick auf vollzogene Tatsachen zum Nachweis, in welchem großem Irrtum die liberale Richtung innerhalb des Katholizismus damals bei der Beurteilung der voraussichtlichen Weiterentwicklung der organisierten Kirche befangen war, und dieser Umstand trägt keineswegs dazu bei, die Schriften Franz von Sonnenfelds dem Verständnis der heutigen Lesewelt näherzubringen. Aber bei all ihren Mängeln, die eben meistens durch die Eigenheiten der Entstehungszeit bedingt sind, bergen sie immerhin genug Vorzüge in sich, um ihrem Verfasser die Anerkennung als Vertreter einer gediegenen und anmutigen Heimatkunst zu sichern. Als gelegentlicher Lokalhistoriker und als Schilderer des Volkslebens zeigt Gühr ein liebevolles Verständnis für Werte, die die heutige Zeit gerade deswegen zu schätzen beginnt, weil sie an ihnen immer ärmer wird. Daher geziemt es sich, bei Anlaß der 100. Wiederkehr seines Geburtstages dieses Schriftstellers zu gedenken, dem auch der schärfste Gegner bodenständiges Denken und Empfinden nicht abzustreiten wagen wird.

# Basler Bibliographie 1920.

Von Fritz Heusler.

## I. Politische Geschichte, Kirchen- und Kulturgeschichte.

- Basel nach der Schilderung eines englischen Reiseberichts von 1794 (Miss Helen Maria Williams). (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 15/17.)
- Baur, Hans. Bürgermeister Wettstein und Landammann Zwyer. Ein vaterländisches Freundespaar im Kampf gegen Frankreichs Umklammerung der Schweiz. (S.A.) Bern, Verlag „Das freie Wort“, 1920.
- Bernoulli, August. Basel im frühesten Mittelalter. (Basler Jahrbuch 1920.)
- Bernoulli, August. Basels Kriegführung im Mittelalter. (Basl. Zeitschr. f. Gesch. 19, 1920.)
- Brunner, Conrad, und Muralt, Wilhelm von. Aus den Briefen hervorragender Schweizer Ärzte des 17. Jahrhunderts. Basel, Schwabe, 1919. (Vielfach Basel betr.)
- Erlanger, Jsaak. Beiträge zur Geschichte der Schweizer Juden (Grabsteine u. a. in Basel). (Jüdisches Jahrbuch für die Schweiz 4, 1919/20.)
- Färber, Otto. Kirchenpolitisches aus Basel 1323—1346. (Zeitschr. f. schweizer. Kirchengesch. 14, 1920.)
- Gemeindehaus in Riehen. Von C. P. F. (Basl. Nachr. 1920 Jan. 9.)
- Gröter, Edward. English Puritans in Switzerland. (By one of their descendants.) (The Anglo-Swiss Review 1920, Nr. 1.)
- Grellet, Pierre. Les aventures de Casanova en Suisse. Lausanne 1919. (Chap. 8: Bâle et les Trois-Rois.)
- Higy, Camille. Vom Zunftzwang zur Gewerbefreiheit in Basel. Gewerbepolitik der Stadt Basel 1803—1871. Olten 1919. (Teilausgabe; vollständiger Text in Maschinenschrift in der Univ.-Bibl. Basel.)
- Howald, Ernst. Friedrich Meißner und die klassische Philologie. Gottha 1920. (Auch Basel betr.)
- Kölner, Paul. Basel und der Tabak. (Basler Jahrbuch 1920.)
- Kölner, Paul. Das Basler Salzwesen seit dem 13. Jahrhundert bis zur Neuzeit. Basel, Frobenius, 1920.
- Lebensjahre, König Gustavs IV. von Schweden letzte, in der Schweiz. Von C. B. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 44/45. - Basel 1810 - 1824.)
- Melzig, Leo. Theater-Erinnerungen. Basel, Buchdr. der National-Zeitung, 1919.
- Merian, Wilhelm. Briefe aus der Zeit der Helvetik (1800). Teil 2. (Basler Jahrbuch 1920.)

- Merian, Wilhelm.** Aus einem Reisetagebuch (von Christoph Merian) des 18. Jahrhunderts. (Neues Berner Taschenbuch 1919 u. 1920.)
- Nagel, Jörg H.** Basel anno 1731. Aus dem Reisetagebuch eines Markgräflich badischen Hofgärtners (Christian Thran). (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 12.)
- Oetiker, Karl.** Story of the Basle Silk Ribbon Industry: Its present position. (The Anglo-Swiss Review 1920, Nr. 1.)
- Pettermann, R.** Der Allgemeine Consumverein in Basel. Darstellung seiner Entstehung und Entwicklung im Zusammenhang mit der staatl. und privaten Wohlfahrtspflege in Basel. Basel, A. E. W., 1920.
- Refarbt, E.** Biographische Beiträge zur Basler Musikgeschichte. (Basler Jahrbuch 1920.)
- Reynold, Gonzague de.** Cités et pays suisses. 3e série. Lausanne et Genève 1920. (Chap. 1: La leçon de Bâle.)
- (Robert, Arnold.)** Diepflingen République indépendante. (Extr.) ([La Chaux-de-Fonds] 1920.)
- Roth, Karl.** Kirche und Landgut zu St. Margarethen. (Basler Jahrbuch 1920.)
- Sallis, Arnold von.** Zur Gedächtnisfeier der Basler Münsterweihe von 1019. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 13, 1919, Nr. 31/33; auch sep. Basel, Basler Berichtshaus, 1919.)
- Schaffner, Jakob.** Vom Leben zum Tod. Kap. 1: Das Elternhaus (in Basel). (Schweizerland, Jhg. 6, Nr. 1, 1920.)
- Schlatter, A.** Die Entstehung der Beiträge zur Förderung christl. Theologie und ihr Zusammenhang mit meiner theolog. Arbeit, zum Beginn des 25. Bandes. (Beiträge z. Förd. chr. Theol. 25, 1.) Gütersloh 1920. (Basel in den Jahren 1870/72 betr.)
- Schwarz, Rudolf.** Alkoholgesetzgebung im alten Basel. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 6.)
- Stachelin, W. R.** Beitrag zur Geschichte des Deutschen Ordens in Basel. (Archives héraldiques suisses 34, 1920.)
- Thoma, Hans.** Im Winter des Lebens. Aus acht Jahrzehnten gesammelte Erinnerungen. Jena 1919. (Über Basel S. 20 ff. etc.)
- Wischer, Friß.** Kriegsnoté der Basler in den 1790er Jahren. (Basler Jahrbuch 1920.)
- Wädernagel, Jakob.** Rudolf von Habsburg und die Basler Stadtvogtei. (Habil.-Rede.) (Basler Zeitschr. f. Gesch. 19, 1920.)
- Waldburger, A.** Geschichte der Elisabethkirche und -gemeinde zu Basel. (Schweizer. theol. Zeitschr., Jhg. 37, 1920.)
- Zeitschrift, Basler,** für Geschichte u. Altertumskunde. Hrg. von der histor. u. antiquar. Gesellschaft zu Basel. Bd. 19, Heft 1. Basel (1920.)

## II. Verwaltung und Volkswirtschaft, Kirche und Schule.

- Adressbuch** der Stadt Basel und der Gemeinden Riehen und Bettingen 1920. Basel, Schwabe.

- Altwegg, W.** Der Kampf ums Gymnasium. Ansprache an der Promotionsfeier. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 17.)
- Anton, Camille.** Empor ans Licht! Den Freunden des Jugendwerkes des Arbeiterbundes Basel gewidmet. Basel, Genossenschafts-Buchdr., 1919.
- Barth, Albert.** Der Einzelne und der Staat. Ein Beitrag zur heutigen Lage. (Neue Wege 13, 1919.)
- Barth, Albert.** Die Muttersprache in unserer Schule. Ansprache. (Töchter-schule Basel, Bericht 1919/20.)
- Barth, Albert.** Welche Wege führen aus der heutigen Krisis heraus? (Zürich [1919].)
- Benz, G.** Religion und Religionsunterricht. (Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)
- B[enz], G.** Was die Christen dem Vaterland geben sollen. Zum eidg. Vottag 1919. (St. Gallen.)
- Bericht des Quartieramtes der Stadt Basel über seine Tätigkeit vom August 1914 bis Okt. 1919.** Basel, Frobenius, 1919.
- Berufsberatung, weibliche.** Bericht über den vom Schweizer Verband für Berufsb' und Lehrlingsfürsorge . . . am 10./11. Okt. (1919) . . . in Basel veranstalteten 2. Instruktionsturs für Berufsb'. Basel, Schwabe, 1920.
- Broodbank, Joseph G.** The port of Basle. An Anglo-Swiss question. (Anglo-Swiss Review 1920, Nr. 5.)
- Elmiger, G.** Ozäna in den Baseler Volksschulen. Ein Beitrag zur Frage des Verhältnisses zwischen Ozäna und Syphilis. (Archiv f. Laryngologie u. Rhinologie, Bd. 32, 1920.)
- Entscheidungen des Appellationsgerichts und der Gerichte erster Instanz des Kantons Basel-Stadt.** Bd. 3, Heft 4, 1919. Basel, G. Krebs, 1920.
- Erhebungen, statistische, über die Anstellungsverhältnisse des Personals in den Schweizer Konsumvereinen.** . . . hrg. vom Vorstand des Vereins Schweizer Konsumverwalter, Nov. 1919. Basel, V. S. R., 1919.
- Geering, Tr.** Les voies navigables de la Suisse à la mer. (Schweizer. Blätter f. Handel u. Ind. 27, 1920.)
- Gelpke, R.** Free access to the sea from Switzerland on the Rhine a highway of British trade. (London [1920].)
- Gelpke, R.** The new Rhine. (London [1920].)
- Gerhard, G[eorgine].** Die Frau und die politischen Parteien. (Jahrbuch der Schweizerfrauen 5, 1919.)
- Großrats- und Regierungsratswahlen, zu den, [in Basel] 1920.** Ein Wort an unsere kathol. Mitbürger von der kathol. Volkspartei. [Basel.]
- Hagenbach, Aug.** Hilfswert der Schweizer Hochschulen für kriegsgefangene Studenten 1915—1920. Bericht des Ausschusses der Universität Basel. Lausanne 1920.
- (Heinmann, Herm.)** Festschrift zur 25-jährigen Jubiläumsfeier des Turnvereins Amicitia 1894—1919. Basel 1919.
- Hensler, Andreas.** Eingabe an die Großratskommission zur Vorberatung des Gesetzes betr. Revision der Zivilprozessordnung. (Dez. 1919.)

- Hugh, Camille.** Die Wohnungsfrage in Basel. (Schweizer. Zeitschr. f. Volkswirtschaft 25, 1919.)
- Jahresüberblick**, statistische, über die Bevölkerungsbewegung im Kt. Basel-Stadt 1917 und 1918. N. F. Jhg. 7 und 8 . . . . Basel, Frehner, 1919 und 1920.
- Jbach, R.** Die Mieterschutz-Verordnung und Praxis des Mietamtes. Ein Ratgeber für Mieter. [Hrg. vom] Mieterverein Basel. (Basel 1920.)
- Jenny, O. H.** Bautätigkeit und Wohnungsmarkt im Kanton Basel-Stadt 1919. Basel 1920. (Mitteilungen des Statist. Amtes . . . Basel-Stadt Nr. 36.)
- Jenny, O. H.** Die Verteuerung der Lebenshaltung 1912—1920. (Beilage zu den Statist. Vierteljahrsberichten Basel-Stadt 1919, Heft 4.)
- Katalog**, offizieller, der Schweizer Mustermesse, Basel . . . 1920. Basel 1920. (Auch französisch.)
- Keller, Anna.** Probleme der Berufswahl. (Weibliche Berufsberatung, Basel 1920, Referat 17.)
- Labhard, Alfr.** Straßlose Abtreibung im Kanton Basel-Stadt? (Corr.-Bl. f. Schweizer Ärzte, Jhg. 49, 1919.)
- Lesen, Denken, Handeln.** An das werktägige Volk Basels! Wahl-Aufruf der sozialdemokrat. Partei [betr. die Nationalratswahlen, Okt. 1919] Basel, Genossenschaftsbuchdr.
- Marchlewski, Julian.** Was ist Bolschewismus? Basel, Verlag Neue Jugend, 1920. (Sozialistische Jugendbibliothek Nr. 23.)
- Mauris, Jean.** L'école libre. (Le Correspondant, T. 279, 25 mai 1920.) (Auch Basel betr.)
- Moser, Ernst.** Über die sittlichen Grundlagen der sozialen Frage und das Wesen der Persönlichkeit. Basel, Genossenschaftsbuchdr. (Verlag: Sozialistische Jugendorganisation Basel), 1919.
- Müller, Pauline.** Warum wünschen wir Frauen das Stimmrecht? Hrg. von der Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung. Basel, Basler Druck- und Verlags-Anstalt, 1920.
- Ostergaß aus Basel 1920.** (Homilien und Predigten für die Glieder der [katholisch-apostol.] Gemeinde in Basel.) Basel, E. Birckhäuser u. Cie., (1920).
- Plöder, Léon.** Der Selbstmord in Basel (in den Jahren 1905—1919). Diss. med. Basel. Lörrach 1920.
- Polizeistrafgesetz** (für den) Kanton Basel-Stadt . . . 1872. (Mit den Ergänzungen bis 1919.) (Basel, Schwabe, 1920.)
- Pronjer, H.** Le nombre indices du coût de la vie et l'enquête de l'Union suisse des sociétés de consommation. (Revue d'économie politique 34, 1920.)
- Rud, Erwin.** Basel als Rechtsstaat. (Festgabe der Basler Juristenfakultät . . . zum Schweizer. Juristentag 1920.)
- Sarasin, Alfred.** Staat und Privatbesitz. Vortrag gehalten in der Jahresversammlung des Handels- und Industrievereins Basel. Basel, Frobenius A.-G., 1920.

- Schmidt, Dora.** Die Frau in der Industrie. (Weibliche Berufsberatung, Basel 1920, Referat 9.)
- Schneider-Schlöth, Amalie.** Basler Hochschule. 9. Aufl., hrsg. von L. Faesch-Rufmann u. W. Roth-Schneider. Basel, Kober, 1920.
- Schneider, Fritz.** Der Parlamentarismus als Mittel des Klassenkampfes. (SA aus der Berner Tagwacht, Jhg. 27.) [Bern 1919.]
- Schneider, Friedrich.** Die Sozialisierung und die Einheitsorganisation der schweizerischen Arbeiterschaft. Basel, Buchh. Arbeiterunion, 1920.
- Schoetenjad, [Aug.]** Die Revision des Strafgesetzes für den Kanton Basel-Stadt vom 10. Juli 1919. (Gerichtssaal 87, 1920.)
- [**Stammler,**] Jacob. Fasten-Mandat des ... Herrn Jacobus, Bischof von Basel und Lugano, für 1920: Die Mißachtung der Autorität. Solothurn (1920). (Auch französisch erschienen.)
- Stauffacher, Werner.** England's interest to the Rhine. (Anglo-Swiss Review 1920, Nr. 3.)
- Studer, O.** Zur Frage der Begabtenförderung. SA aus „Volkswille“ ... Basel 1920.
- Studer, Otto.** Ein Wort an die aus der Schule tretenden Knaben und deren Eltern. (Hrsg. von der Berufsberatungsstelle und Lehrstellenvermittlung [in Basel].) Basel 1920.
- (**Tölgan, Gottlieb, und Aidenbacher, Joh.**) Der Männerchor Birsfelden in den Jahren 1864—(1914)—1919. Denkschrift zur Jubiläumsfeier. (Birsfelden 1919.)
- Verzeichnis sämtlicher Häuser der Stadt Basel mit Angabe der Eigentümer 1919.** Abgeschlossen 1. Okt. 1919. Basel, Schwabe.
- Waldburger, A.** Nicht gelüsten! Der Weg nach vorwärts. Zwei Predigten aus der Zeit des Basler Generalstreiks. Basel, J. Frehner, 1919.
- Wegweiser, kirchlicher, [der] Evang.-reform. Kirche Basel-Stadt.** Basel 1920.
- Fastnacht:**
- Arnold, W.** Jesus weint über die Stadt. Ein Wort zur Basler Passions-Fastnacht 1920. Predigt... [Basel,] Missionsbuchh. (1920).
- Dübel, Der.** 4 Arn. (Basel, A. Apel,) 1920.
- Dummpeter.** Basler Fastnachtsgift. 3 Arn. Basel 1920.
- D'Näzgebälle.** Echte Basler Fastnachts-Zeitung 1920. (Basel 1920.)
- Schnitzelbänke, Vereinigte.** Basler Fastnacht, März 1920. Basel.
- Zur Völkerbunds-Abstimmung:**
- Baur, Hans.** Fruchtbaum oder Dornstrauch? Die Predigt der Bäume zum „Völkerbund“ über Richter 9, 5—17, gehalten am 2. Mai 1920. Basel, J. Wüthrich, 1920.
- Heiner, Fritz.** Die Schweiz und der Völkerbund. Vortrag ... gehalten in Basel 7. Nov. 1919. (S.-A.) Basel, Berichtshaus, 1919.

- Hensler, Andr.** Der Völkerbund und die schweizer. Neutralität. (S.-A.) [Basel 1920.]
- Müller, Dominik.** Wir wöllent nit! Eine vaterländische Unterhaltung mit Zwischenfällen. Basel 1920.
- Deri, A.** Wann soll die Schweiz dem Völkerbund beitreten? Basel, Basler Druck- und Verlagsanstalt, (1920).
- Stimmen, fünf,** über den Versailler Völkerbund. Basel, Basler Bücherstube, [1920].  
Darin von Baslern:  
**Gelpke, R.** Die Weltbundsillusion.  
**Hensler, Andreas.** 16. Mai 1920 und 26. August 1444.
- Noten, aus den,** schweizer. Parlamentarier und Staatsmänner in den eidg. Räten (betr. den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund). (Zusammengestellt von Alfred Silbernagel.) [Basel, Berichthaus, 1920.]

### III. Kunst, Altertümer; Wappen- und Münzkunde, Genealogie; Buchdruck.

- Barth, Wilhelm.** Über moderne Kunst. (Centralblatt des Zofingervereins. 60, 1919/20.)
- Bilder zur Familiengeschichte der Stehelin und Stachelin.** Zum Andenken an den 400. Jahrestag der Aufnahme des Stammvaters Hans Stehelin in das Bürgerrecht der Stadt Basel 30. August 1920 hrg. von Felix und W. R. Stachelin. Basel, Frobenius.
- Bücherei der Basler Studentenschaft.** Katalog. (Basel, Buchdr. der Nat.-Ztg. N.-G., 1920.)
- Burdhardt, R. F.** Hals- und Taschenuhren im Histor. Museum zu Basel. (Jahresberichte und Rechnungen des Vereins für das Histor. Museum 1919.)
- Denkmalpflege, Basler.** (Jahresbericht) 1919 (von E. A. Stückelberg). Basel 1920.
- Engelmann, Th.** Über eine schweizerische medizinische Handschrift des 15. Jahrhunderts (1429). (Beiträge z. Anthropol. ... Fritz Sarasin gewidmet 1919.)
- Fischer, R.** Die Bildwerke des Basler Münsters im Lichte der neuesten Forschungen. (Anz. f. schw. Altertumsst. 22, 1920.)
- Fischer, Konrad.** Der Skulpturenzyklus im Chor des Basler Münsters und seine Deutung. (Basl. Zeitschr. f. Gesch. 19, 1920.)
- Ganz, Paul.** Die Kunstbibliothek des Herrn R. R. Brüberlin-Romus. (Jahresbericht der öffentl. Kunstsammlung 70, N. F. 14, 1917; Basel 1919.)
- Graber, Gustav Hans.** Willy Went, Riechen bei Basel. (Die Schweiz, Jhg. 24, 1920, Nr. 10.)
- Graber, Hans.** Die früheren Radierungen von Hermann Huber. (Das Kunstblatt 1920, Heft 8.)
- Graphik, Schweizer, seit Hobler.** Hrg. von Albert Baur. Basel, Rhein-Verlag [1920]. (Mehrere Basler.)



- Häßli**, Jos. Ant. Die Hauskapelle des alten katholischen Spitals (mit Altartafel von Conrad Eberhardt). (Basler Kirchen 3, 1920.)
- Henggeler**, P. Rudolf. Ein Gemäldezyklus von Hans Bod und seinen Söhnen aus Basel im Stifte Einsiedeln. (Anz. f. schw. Altertumsk. 22, 1920.)
- Hensler**, Fritz. Basler Bibliographie 1919. (Basler Jahrbuch 1920.)
- H[ienze], H[ermann]**. Der Holbein-Gedenktag. (Basl. Nachr. 1920 Juli 4.)
- Kirchen**, Basler. Bestehende und eingegangene Gotteshäuser in Stadt und Kanton Basel. . . hrg. von E. A. Stüdelberg. 3. Bändchen. Basel, Helbing u. Lichtenhahn, 1920.
- Kögler**, Hans. Johann Bergmann von Olpe in Basel und seine Druckwerke. Frankfurt a./M. 1920. (S.-A. aus: Frankfurter Bücherfreund, Bd. 13, N. F. Nr. II 4, hrg. von Joseph Bär & Co.)
- Kögler**, Hans. Die Schrötersche Druckerei in Basel, 1594—1635. (Mit Notizen über Heinrich Vogtherr.) (Anz. f. schw. Altertumsk. N. F. 21, 1919; 22, 1920.)
- Krauß**, Rudolf. Schweizer Exlibris-Kunst. (Zeitschr. f. Bücherfreunde 11 I 1919.) (Darin mehrere Basler.)
- Landknecht-Kunst**. Niklaus Manuel, Urs Graf, Hans Holbein d. J., Tobias Stimmer u. a. Basel, Rhein-Verlag, [1920].
- Lange**, Konrad. Ein neuentdeckter Leonardo da Vinci (in Basel)? (Zessiner Blätter 2, 1919, Heft 12.)
- Löw**, Hans. Von alter Weihnachtstkunst (Gebäcmodel in Basel). (Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)
- Luther**, Carl J., Hans Beat Wieland. (Sti. Jahrbuch des Schweizer. Stk-Verbandes 14, 1919: Schweizerische Schneemaler, Teil 5.)
- Major**, E. Urs Graf. (Basilisk; literar. Wochenbeilage der Nat.-Zeitg., Jhg. 1, 1919/20, Nr. 34.)
- Mandach**, C. v. Ausstellung alter Berner Meister aus der Sammlung. Dr. Engelmann im Berner Kunstmuseum. Illustrierter Katalog. (Bern) 1920.
- Merian**, (Matthäus). Schöne alte Schweiz. Gestochen von M. Hrg. von Albert Baur. Basel, Rhein-Verlag, [1920].
- Merian**, Wilhelm. Drei Handschriften aus der Frühzeit des Klavierspiels (in der Basler Universitätsbibliothek). (Archiv f. Musikwissensch., Jhg. 2, 1920.)
- Mod**, Fritz. Ex-Libris. 3. Folge. ([Basel] 1919.)
- Naville**, Edouard. Une stèle funéraire (de la 12e dynastie) au Musée de Bâle. (Beiträge zur Anthropol. . . Fritz Sarasin gewidmet 1919.)
- Preiswert-Sarasin**, S. Die chinesischen Orakelstrochen in der Basler Sammlung für Völkertunde. (Beiträge z. Anthropol. . . Fritz Sarasin gewidmet 1919.)
- Niedel**, Arthur. Zehn Radierungen. „Tiere“: Tiger - Löwen - Leoparden. [Basel] 1919.
- Noth**, Carl. Stammtafeln einiger ausgestorbener Basler Gelehrtenfamilien (Schluß. Gernler, Just, Wettstein). (Basler Zeitschr. f. Gesch. 19, 1920.)

- Schaffner, Paul.** Emil Beurmann, Basel. (Die Schweiz, Jhg. 24, 1920, Nr. 4.)
- Schanzenbühl, Fr.** Gedanken zur Kunstausstellung 1920 (in) Basel, Bern, Zürich. . . . Basel, Birkhäuser, (1920).
- Schmid, Heinr. Alfr.** Arnold Böcklin. München 1919.
- Schmid, H. A.** Böcklins Toteninsel. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 9.)
- Seiler, Ad.** Winter und Feigenwinter. (Basellandschaftl. Zeitung, April-Mai 1920).
- Stachelin, W. R.** Die Kartäuser-, später Waisenhauskirche. (Basler Kirchen 3, 1920.)
- Stachelin, W. R.** Basler Portraits aller Jahrhunderte. Bd. 2. Basel, Frobenius, 1920.
- Stachelin, W. R.** Die St. Nicolaustapelle in Kleinbasel. (Basler Kirchen 3, 1920.)
- Stadmeyer, R.** Die Pfarrkirche St. Martin. (Basler Kirchen 3, 1920.)
- Stüdelberg, E. A.** Die Barfüßer Klosterskirche. (Basler Kirchen 3, 1920.)
- Stüdelberg, E. A.** Die Bedenhaube des 14. Jahrhunderts (am Chor-  
gestühl des Basler Münsters). (Anz. f. schw. Altertumsk. 21, 1919,  
S. 258.)
- Stüdelberg, E. A.** Basler Denkmalpflege. (Anz. f. schw. Altertumsk. 21,  
1919, S. 260.)
- Stüdelberg, E. A.** Archaeologische Funde aus der Predigerkirche. (National-  
zeitung 10. Okt. 1919, Nr. 455.)
- Stüdelberg, E. A.** Die Haustapelle im „Sessel“. (Basler Kirchen 3, 1920.)
- Stüdelberg, E. A.** Ein Rationale aus der Schweiz (auf dem Siegel  
des Theoderich, Generalvikars von Basel 1264). (Anz. f. sch. Altertumsk.  
21, 1919, S. 261.)
- Stüdelberg, E. A.** Schutzvorrichtungen mittelalterlicher Wachsiegel.  
Anz. f. schw. Altertumsk. 22, 1920.)
- Stüdelberg, E. A.** Die altschweizerischen Stadttore. (Die Ernte 1, 1920.)
- Wappenbuch der Stadt Basel.** Teil 1, 3. Folge. . . . hrsg. von W. R. Staehelin. Basel, Frobenius, (1919).
- Wappen-Kalender, Basler.** Jahrg. 4, 1920. ([Hrg. von] W. R. Staehelin.  
— Verlag Buchdr. Vertsch, Basel.)

#### IV. Landeskunde.

- Binz, August.** Schul- und Exkursionsflora der Schweiz, mit Berücksichtigung  
der für Basel in Betracht kommenden benachbarten Teile von Baden  
und Elsass. Basel, Schwabe, 1920.
- Chappuis, Pierre A.** Die Fauna der unterirdischen Gewässer der Umgebung  
von Basel. (Archiv f. Hydrobiologie Bd. 14, 1920.)
- Subler, Th.** Tourenbuch der Schweiz mit den Grenzgebieten. 4. Aufl.  
Zürich, Schweizer. Radfahrer-Bund, (1920).

- Leuthard, F.** Eine Grundmoräne mit Gletscherschliffen in der Umgebung von Liestal. (Elogae geologicae Helvetiae 15, 1920, u. Verhandlungen der schw. naturf. Gesellsch. 100, 1920.)
- Plan der Stadt Basel mit Straßenverzeichnis und Fremdenführer**, hrsg. vom öffentl. Verkehrsbureau. Basel 1920.
- Plan der Stadt Basel. Mit Straßenverzeichnis.** 9. Aufl. (Maßstab 1:11,000.) Zürich [1920].
- Plüß, Benjamin.** Unsere Beerengewächse, ... nebst Anhang: Unsere Giftpflanzen. 3., verb. Aufl. Freiburg i./Br. (1919).
- Plüß, Benjamin.** Unsere Gebirgsblumen. 2., verb. Aufl. Freiburg i./Br. (1920).
- Schweiz, Die.** (Schweizer. Verkehrsaschenatlas.) Praktischer Reiseführer. . . Jahrg. 9, Ausg. 1920. Bearb. von W. Jäger u. W. Schweizer. Basel. Frobenius.
- Umgebung, die, von Basel.** Exkursionskarte für Jura und Schwarzwald. 1:100,000. (Basel,) Helbing u. Lichtenhahn, (1920).
- Winkel, F.** Der Rhein als Bahn und als Schranke der Tierverbreitung. (Verhandl. d. naturf. Gesellsch. in Basel 80, 1919.)

#### V. Kalender und andere Periodica.

- Agenda pour les footballeurs et athlètes légers suisses 1920.** Publié par Eugène Storrer à Bâle. [1<sup>re</sup> année.] Bâle, Kober.
- Amts- und Termin-Kalender für die Staats- und Gemeinde-Beamten des Kantons Basellandschaft für 1920.** Jhg. 39. Liestal 1919.
- Anglo-Swiss Review, the.** Basle, Nr. 1, May 1, 1920 etc.
- Arbeit, die.** Monatschrift für deutsche Kulturgemeinschaft. . . hrsg. von Erwin Rüd und Albert Vaur in Basel. Jhg. 1, 1920. Basel u. Freiburg i./Br., Arbeitsverlag E. G.
- Basillist, der.** Literarische Wochenbeilage der National-Zeitung. Basel. Jhg. 1, 1919/20.
- Buchdrucker-Kalender, schweizerischer, 1920.** Jhg. 16. Hrsg. u. Verleger: Schweizer Typographenbund. Redaktion: Jacques Haas in Basel. Basel, Genossenschaftsdr.
- Directorium Basileense seu Ordo divini officii recitandi . . . clero et ecclesiis Basileensis mandatus a . . . dom. Jacobo (Stammler), episcopo . . . pro 1920.** (Cum Statu Cleri . . . Dioecesis Basil.) Solodori.
- Ernte, Die.** Schweizerisches Jahrbuch. Jhg. 1 und 2, 1920 und 1921. Hrsg. von der Garbe-Schriftleitung. Basel, Reinhardt.
- Haus-Kalender, Christkatholischer, für 1920.** Basel, Verlag Christkath. Schriftenlager.
- Jahrbuch, Basler, 1920.** Hrsg. von August Huber und Ernst Jenny. Basel, Helbing u. Lichtenhahn.
- Jahresverzeichnis der schweizer. Hochschulschriften 1918—1919 = Catalogue . . .** Basel, Schweighauser, 1920.

- Jungchar**, Organ der evangelischen Jugend der deutschen Schweiz. Redaktion Dr. Walter Gottsched. Jahrg. 1, 1920. Basel, Kober.
- Kalender**, Schweizer., für Fußballer und Leichtathleten 1920. (Jahrg. 3.) Hrg. von Eugen Storrer, Basel. Basel, Bücherstube.
- Medicinal-Kalender**, schweizerischer, 1920. Jhg. 42. Hrg. von E. Hebinger und Paul VonderMühl. Basel, Schwabe, 1920.
- Missions-Kalender**, evangelischer, Jhg. 41 und 42, 1920 und 1921. Basel, Missionsbuch.
- Neujahrsblatt**, 98., hrg. von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten u. Gemeinnützigen, 1920: Jenny, Ernst. Theodor Meyer-Merian. . . . Basel, Romm. Helbing u. Lichtenhahn.
- Pfarrerkalender für die reformierte Schweiz = Agenda**. . . 1920. Jhg. 45. Basel, Helbing u. Lichtenhahn, 1920.
- Rosius-Kalender auf das Jahr 1920**. Jhg. 295. Basel, Schwabe.
- Schweizer-Kalender**, des Volksboten. Jhg. 78 und 79, auf 1920 und 1921. Basel, Reinhardt.
- Taschen-Kalender 1920**. [Hrg. vom] Verband Schweiz. Konsumvereine. . . . Jhg. 12. Basel, W. S. K., 1919.
- Volkszeitung**, evangelische. Hrg. von der evangel. Volkspartei der Schweiz. Redaktion Prof. Dr. Herm. Bächtold. Jahrg. 1, 1920. Basel, Werner-Riehm.

## VI. Biographien, Nekrologe, Lebenserinnerungen.

- Arnold**, Wilhelm. Direktor W' W' (1838—1918). Ein ganzer Mann als Pfarrer und theologischer Lehrer. Von Gottfried Keller. Basel, Kober, 1920.
- Bernoulli**, Johannes. Zur Erinnerung an J' B', Dr. phil., 1864—1920. [Basel 1920.]
- Bider**, Oskar:  
Bider. Sein Leben und sein Werk. Von Otto Walter. Olten 1919. In memoriam O' B'. Von R. Straumann. (Sti. Jahrbuch des schweizer. Sti-Verbands 14, 1919.)
- Brand-von Arx**, Wilhelm. Zur Erinnerung an Herrn W' B'-von A', 1849—1919. [Basel 1920.]
- Burdhardt**, Jakob:  
Jac' B'. Persönlichkeit und Leben. Bd. 1: Persönlichkeit und Jugendjahre, von Otto Markwart. Basel, Schwabe, 1920.  
Zu J' B'. I. Von Heinrich Wölfflin. II. Von Fritz Ernst. (Schweizerland 6, 1920, Nr. 9.)  
Ein Besuch bei J' B' (1894). Von Ludwig von Pastor. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 10.)  
J' B' als Redner. [Besprechung der Vorträge.] Von Karl Neumann. (Histor. Zeitschr. Bd. 121, 1920.)  
Über Grundlagen und Aufbau der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen J' Burdhardts. Von Ernst Grohne. (Histor. Vierteljahrschr. 19, 1919/20.)

**Burdhardt, Jakob:**

Ein Münchner Brief des Dichters Heinrich Leuthold an J' B'. Mitgeteilt von R. E. Hoffmann. (Sammler. Unterhaltungsbeilage z. Münchn.-Mugsb. Abendzeitung, Jhg. 89, 1920, Nr. 18; daraus: Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 18.)

**Courboisier, Ludwig (1843—1918):**

Prof. Dr. med. L. S. C'. Von E. Veillon. (Basler Jahrbuch 1920.)  
Zum Gedächtnis an Prof. Dr. L' C'. Von Albert Loz. (Verhandl. d. naturf. Gesellsch. in Basel, Bd. 30, 1919.)

**Feigenwinter, Ernst (1853—1919):**

Erinnerungen an Dr. C' F'. Von Dr. H[ans] Al[bt]. S.-A. aus dem Basler Volksblatt. Basel 1919.  
Dr. C' F'. Von J. Bed. (Monatrosen 64, 1919/20.)  
F' écrivain. Par Pierre Aeby. (Ebenda.)

**Glaus, Alfred († 1919).** Von Hermann Suter. (Schweizer. Musikzeitg. 59, 1919.)

**Grob, Karl († 1918):**

Mors ianua vitae. Gedächtnisrede auf Dr. R' G'..., von Karl Zickendraht. Basel, Helbing u. Lichtenhahn, 1920.  
Senex paedagogus. Mitteilungen aus den hinterlassenen Manuscripten von Dr. R' G'. Von R. Zickendraht. (Basler Jahrbuch 1920.)

**Heman, Friedrich.** Prof. Dr. Fr' H'. Von J. C. Saffer. (Pfarrerkalender 1920.)

**Hoffmann, Carl Ernst Emil (1827—1877).** C' C' Hoffmann, Professor der Anatomie (in Basel). Biograph. Skizze von Arthur Hoffmann. (S.-A. aus den Hessischen Biographien, Bd. 2. Darmstadt [1919].)

**Huber, Hans:**

H' H'. Von E. Refardt. (Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)  
Zur Wertschätzung der Musik H' Hubers. Von Ernst Levy. (Ebenda.)  
— H' H' im Schweizer. Konzert und Theater. Von Gian Bundi. (Ebenda.) — H' Hubers Krippenspiel. Von E. A. (Ebenda.) — Zur Geschichte der Kompositionen H' Hubers. Von E. Refardt. (Schw. Musikzeitg. 60, 1920.)

**Hübsher-Allioth, W.** Aus den Wanderjahren eines Zimmermanns. (Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)

**Hulin, Jaak.** Pariser Tagebuch 1752. Hrg. von der Histor. u. antiquar. Gesellschaft zu Basel..., bearb. durch Ferdinand Schwarz. Basel, Schwabe, 1919.

**Kollmann, Julius (1834—1918):**

Prof. J' K'. Von J. C. Corning. (Verhandl. d. naturf. Gesellsch. in Basel, Bd. 30, 1919.)  
Prof. Dr. J' K'. Von E. Ludwig. (Verhandl. d. schweizer. naturf. Gesellsch. 100, 1919.)  
J' K'. Von Ernst Frizzi. (Korresp.-Bl. d. deutschen Gesellsch. f. Anthropol., Jhg. 50, 1919.)

**Liebermeister, Carl. C' L'.** Ein Lebensbild, nach Briefen, Schriften und Erinnerungen (bearb. von Marie Abegg). Lüdingen 1919. (S. 206—270 Basel betr.)

- Mähly-Eglinger, Jakob** (1860—1920). (Personalien und Abschiedsworte.) [Basel 1920.]
- Merian, Samuel** (1844—1919). Von J. R. (Pfarrerkalender 1920.)
- Meyer-Merian, Theodor** (1818—1867). *Th' M'-M'*. Ein Basler Literatur- und Kulturbild aus dem 19. Jahrhundert. Von Ernst Jenny. (98. Neujahrsblatt.) Basel 1920.
- Münger, Friedrich** (1867—1920), Dr. phil. (Bericht der Realschule zu Basel 1919/20.)
- Noffat, Arthur** (1858—1918), Dr. phil. (Bericht der Realschule zu Basel 1918/19.)
- Nyhiner-Heusler, Frau Anna** (1836—1919). Zur Erinnerung an Frau *N' R'-H'*. [Basel 1920].
- Sandreuter, Hans**. Erinnerungen an *H' S'*. Von W. Christ-Iselin. Basel, Frobenius, 1920.
- Schäfer, Fritz** (1846—1907). Von Jules Coulin. (Die Ernte, Jhg. 1, 1920.)
- Schmid, Jakob** (1862—1918), Direktor der Gesellschaft f. Chem. Industrie. Von E. Noelting. (Helvetica chimica acta 2, 1919.)
- Siebeck, Hermann**. Zur Erinnerung an *H' S'*. Von Paul Wernle. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 28/29.)
- Sovin, Christoph** (1887—1919). Prof. Dr. med. *Chr' S'*. Von W. Bernoulli-Leupold. (Alpina 27, 1919, Nr. 13.) — Von Matthias Selzer. (Centralblatt des Basingervereins 60, 1919/20) — Von E. Hedinger. (Correspondenzbl. f. schweizer. Ärzte, Jhg. 49, 1919.)
- Wischer-Bachofen, Fritz**. Zur Erinnerung an Herrn *F' W'-B'*, Dr. med. h. c. 1845—1920. [Basel 1920.]
- Wischer-Wonder-Mühl, Theophil** (1839—1919). (Personalien.) Basel (1919).
- Wüchting, Hermann** (1847—1917). Prof. Dr. *H' W'*. Von G. Senn. (Verhandl. d. naturf. Gesellsch. in Basel, Bd. 30, 1919.)
- Wunder-Mühl, Elisabeth** (1848—1920). Zur Erinnerung an Fräulein *E' W'*. [Basel [1920].]
- Wunder-Mühl-Burckhardt, Louise** (1851—1919). Zur Erinnerung an Frau *L' W'-B'*. Basel [1920].
- Wederle, Karl** (1863—1919). Pfarrer *R' W'*. (Der Katholik, Jhg. 42, 1919.)
- Zäslin, Ernst** (1856—1918). (Pfarrerkalender 1920.)

## VII. Schöne Literatur von Basler Verfassern.

- Albrecht, Hermann**. Die Häfnetzungser. Eine Rebländer Dorfgeschichte aus dem 18. Jahrh. 2. Aufl. Karlsruhe u. Leipzig [1920]. (Spielt in Basel und Umgebung.)
- Baur, Hans**. Bürgermeister Wettsteins Heimkehr. Festspiel . . . zum Rational-Gesangfest in Basel . . . 1920. Basel, J. Wüthrich, 1920.
- Bernoulli, Carl Albr.** Welcher von Beiden? Skizze. — Begegnung. (Gesicht.) (Centralblatt des Basingervereins 60, 1919/20.)

- Birnkiel, J. G.** Aus sieben guten Jahren. Appenzeller Erinnerungen. 2. Aufl. Basel, Helbing u. Lichtenhahn, 1920.
- Birnkiel, J. G.** Aus meinen Kantonschul- und Studentenjahren. Weitere Jugenderinnerungen. 2. vermehrte Aufl. St. Gallen u. Leipzig 1920.
- Birnkiel, J. G.** Am Wege. Von Kleinigkeiten, die Großes sagen. Zürich 1920.
- Erny, Karl.** Die fünf Segel. Erste Gedichte. Basel, Schwabe, 1920.
- Hagenbach, Eduard.** Gruß der Basler Frauen. Begrüßung der Teilnehmer an der Generalversammlung des S. A. E. ... 1919 in Basel. (Basel [1919].)
- Heer, Fridolin.** Mutter. Dramatisches Bild über die Frauenrechtsfrage aus unserer Zeit. Aarau 1919 (1920).
- [Hinnert, Otto.]** Der Liebesgarten. Lustspiel. Von Otto Hinnert. Heidelberg (1919).
- Lendorff, Gertrud.** Mirabell. Märchen für Kinder und große Leute. Frauenfeld 1919.
- Mejer-Merian, Th.** Haus und Welt. – Das Gärtlein im Stadtgraben. Basel, Verein f. Verbr. guter Schriften, 1920.
- Müller, Dominik.** Mein Basel. Alte und neue Verse. Basel, Schwabe, 1920.
- Müller, Dominik.** Isabella. Ein lyrisches Tagebuch. (Pro Helvetia, Jhg. 2, 1920, Nr. 4.)
- Dehler, Anna.** Die Chinesenzwillinge. Aufführung ... Basel, Missionsbuch., [1920].
- Nothmund, Toni.** Das Haus zum kleinen Sündenfall. Roman. Leipzig [1919].
- Schäfer-Schmidt, L.** Das Feusterli. (Die Garbe, Jhg. 4, 1920/21.)
- Schäfer-Schmidt, Luise.** Der Gürtel des Königskindes. Erzählung aus der Zeit der Reformation. St. Gallen 1919.
- Schäfer-Schmidt, Luise.** Rhein-Novellen. St. Gallen 1920.
- Schwabe, Henriette.** Aus den heiligen zwölf Nächten. Erzählungen. Bern 1919.
- Siegfried, Paul.** Das brennende Herz. Roman. Basel, Rober, 1921.
- Silhouetten.** Eine Anthologie Schweizerischer Lyrik. Bänden 4: u. a. Fritz Liebrich. Hrg. von Paul Rägi. Basel, Schwabe, 1921.
- Stidelberger, Emanuel.** Schön Emmelin. (Basillist, Jhg. 1, 1919/20, Nr. 34.)
- Stidelberger, Emanuel.** Das glückhafte Niesen. Ein Klosteridyll. (Die Ernte 2, 1921.)
- Stoedlin, Franziska.** Gedichte. Bern 1920.
- Waldfetter, Ruth.** Die Frau. Skizze. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 37.)

#### VIII. Basler Komponisten und Musikschriftsteller.

- Balmer, Luc.** Frost. Gedicht von Theodor Storm. (Für eine Singstimme mit Pianoforte.) (Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)

- Futterer, Carl.** Der Geiger von Smünd. Nach alten Sagen. Klavierauszug mit Text. Basel, Hug u. Co., 1920.
- Haefer, Georg.** Aus dem Leben eines Taugenichts. Sämtliche Lieder aus Eichendorffs Novelle comp. für eine Singstimme u. Pianoforte. Basel, Hug u. Cie., 1920. — (Verbindende Dichtung separat.)
- Heß, Carl.** Ringe ringe Roje! Ein Lieberbuch für die Schweizerkinder. . . Buchschmuck von R. Dürrwang. Neue, verm. Ausg. Basel, Helbing u. Lichtenhahn, 1920.
- Huber, Hans.** Vier einfache Heimalieder für Männerchor komponiert. Zürich u. Leipzig 1920.
- Huber, Hans.** Jugendalbum. 16 Klavierstücke über schweizer. Volkslieder. Leipzig u. Zürich 1919.
- Huber, Hans.** Quintett für Pianoforte, Flöte, Klarinette, Horn u. Fagott. Op. 136. Zürich u. Leipzig, Lausanne [1920].
- Huber, Hans.** Die Schulung der linken Hand . . . = L'école de la main gauche . . . Leipzig u. Zürich 1919.
- Huber, Hans.** Sonatine (für Pianoforte zu zwei Händen). (Die Garbe Jhg. 3, 1919/20.)
- Lehy, Ernst.** Deutsch-französisches und französisch-deutsches Taschenwörterbuch der gebräuchlichsten musikalischen Ausdrücke. Zürich 1919.
- Löw, Hans.** Gottlob nun ist erschollen. — Gib Fried' zu unsrer Zeit, o Herr! (Musikbeilage zum Evangel. Kirchenchor 24, 1919.)
- Merian, Wilhelm.** Die Musik der Gegenwart. (Centralblatt des Hofingervereins 60, 1919/20.)
- Merian, Wilhelm.** Basels Musikleben im 19. Jahrhundert. Basel, Helbing u. Lichtenhahn, 1920. — (Besprechung von E. Refardt: Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)
- Moser, Rudolf.** Zwei Gedichte von Jakob Probst, . . . für Männerchor komponiert. (Centralblatt des Hofingervereins 60, 1919/20.)
- Nef, Karl.** Einführung in die Musikgeschichte. Basel, Rober, 1920. — (Besprechung von E. Refardt: Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)
- Nef, Karl.** Bach et la musique d'église. (Übersetzung aus: Nef, R. Einführung in die Musik.) (La Semaine littéraire 28, 1920.)
- Refardt, E.** Die Musik der schweizer. Centenarfestspiele. (Schweizer. Musikzeitg., Jhg. 60, 1920.)
- Refardt, Edgar.** Die 21. Tagung des Vereins schweizerischer Tonkünstler. (Zeitschrift für Musik, Jhg. 1920.)
- Reiter, Ernst (jr.).** Sonnenuntergang. Lied für eine Singstimme mit Pianoforte. (Centralblatt des Hofingervereins 60, 1919/20.)
- Schlageter, Josp.** Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. 2 Hefte. Leipzig, Basel, Zürich, 1920.)
- Schlageter, Josp.** Suite im alten Stil für zwei Klaviere zu vier Händen. Leipzig, Basel, Zürich, 1920.
- Suter, Hermann.** Symphonie in D-moll für großes Orchester. Op. 17. Leipzig u. Zürich etc., Gebr. Hug u. Co., 1920. (Orchesterpartitur.)



- [**Thurneisen, Karl.**] Zehn Lieder zur Laute, von E. Thormarth, Basel. Basel, Hug, [1919].
- Zehner, Louis.** Schweizer Hobblied. Baselder Mundart. Männerchor a capella. Text und Musik von L' S'. Zürich u. Leipzig [1920].
- [**Zinstag, Paul.**] Florence. Valse Boston par P. Zinsky. Bâle, Hug et Co., 1919.
- [**Zinstag, Paul.**] Graziella. Valse Boston par P. Zinsky. Bâle, Hug et Co., 1919.

#### IX. Sonstige Publikationen von Baslern und in Basel Lebenden ohne lokale Beziehungen.

- Abt, Hans.** Demokratie. Gedanken eines Schweizer. (Literar. Handweiser, Jahrg. 56, 1920.)
- Adermann, August.** Abstinenz und Aufklärung. Sarnen 1920.
- Adermann, August.** Helden der Abstinenz. Bändchen 1 u. 2. Luzern 1920.
- Alt, A.** Ein Grabstein aus Berséba. Nebst chronolog. Bemertungen. (Zeitschr. d. deutschen Palästina-Vereins, Bd. 42, 1919.)
- Alt, Albrecht.** Hosea 5, 8—6, 6. Ein Krieg und seine Folgen in prophetischer Beleuchtung. (Neue kirchl. Zeitschr. 30, 1919.)
- Altwegg, W.** Ein neues Werk über Conrad Ferdinand Meyer. (Besprechung von: Max Ruspberger. E' F' M'. Frauenf. 1919. — Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 13, 1919, Nr. 33.)
- Automobilismus.** Beilage d. Basl. Nachr. Nr. 3, Dezember 1919 bis Nr. 5, Juni 1920.
- Bächtold, Hermann.** Europa seit 100 Jahren. (Vierteljahrschrift, schweizer., f. Kriegswissensch. 1, 1920.)
- Bauer, Etienne.** La charte du travail et la ligue des nations. (Revue politique internationale 11, 1919.)
- Bauer, Stephan.** Glossen zur Währungsreform. (Zeitschr. f. schweizer. Statistik 56, 1919.)
- (**Baur, Friz.**) Im Luftschiff quer über Deutschland: Friedrichshafen-Berlin und zurück. (S.-A.) Basel, Basler Verichthaus, 1919.
- Baur, Friz.** Im Val d'Hérens. Ferienerinnerungen. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 13, 1919, Nr. 33/37.)
- Baur, Hans.** Der weiße Tod in Deutschland. Ein Ruf an das Weltgewissen. Basel, Frehner, [1919].
- Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Herrn Dr. Friz Sarasin zum 60. Geburtstag gewidmet von seinen Mitarbeitern und Freunden.** 3. Dez. 1919. Genève 1919.
- Benj, S.** Füreinander da. Predigt . . . Basel, Missionsbuchh., 1919.
- Benj, S.** Herodes und Jesus. Predigt. [Basel,] Missionsbuchh., [1920].
- Benj, S.** Meine Schafe hören meine Stimme. Predigt. Basel, Missionsbuchh., 1919.

- Benj, G.** Verantwortlichkeit. (Vortrag an der Jahresversammlung der deutsch-schweiz. Frauenvereine. . .) (Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)
- Bernoulli, Carl Albr.** Adolf von Harnack. (Wissen und Leben, Jhg. 14, 1920, Heft 2.)
- Bernoulli, Hans.** Vom Friedhof. (Heimatschutz, Jhg. 14, 1919, Nr. 6.)
- Bernoulli, Hans.** Vom neuen Wohnungsbau. (Die Ernte 2, 1920.)
- Bertholet, Alfred.** Kulturgeschichte Israels. Göttingen 1919 (1920.)
- Bertholet, Alfred.** Über den Ursprung des Totemismus. Aus der Festgabe für Julius Raftan. . . . Tübingen 1920.
- Bing, Robert.** Der Einfluß der elterlichen Blutsverwandtschaft auf die Nachkommen. (Natur und Mensch. Zeitschr. f. Vererbung. . . , Jhg. 1, Nr. 2, Bern, Okt. 1920.)
- Braun, Otto.** Hauptrichtungen der pädagogischen Reformbewegung in der Gegenwart. (Akadem. Antrittsrede.) (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 25.)
- Brendlin, Mary,** Das tessinische Volkslied. (Schweizerland, Jhg. 6, 1920.)
- Brudner, Wilhelm.** Zum ersten Merseburger Zauberspruch. (Zeitschr. f. deutsches Altertum 57, 1919.)
- Brunies, S.** Der schweizerische Nationalpark. 3. verbess. u. ergänzte Aufl. Basel, B. Schwabe u. Co., 1920. (Auch französisch erschienen.)
- Brunies, S.** Naturschutzbestrebungen in alter und neuer Zeit. (Basel 1919.)
- Brunies, S.** Wanderungen durch den schweizerischen Nationalpark. Ein Führer für die reisere Jugend. (Basel 1919.) (Auch französisch, italienisch, romontsch u. ladin erschienen.)
- Bunge, G. v.** Zur Lösung der sozialen Frage. 4. Aufl. Basel, Reinhardt, 1920.
- Christ-Jelin, W.** Zur Frage des Cremoneser Geigenlades. Eine Hypothese. Basel, Frobenius, 1920.
- Christen, Th.** Die menschliche Fortpflanzung. Bern [1919].
- Christen, Th.** Zur Kritik der absoluten Währung. (Zeitschr. f. schweizer. Statistik 56, 1920.)
- Christen, Th.** Ordnung und Gesundung des Schweizer Geldwesens. Drei Denkschriften an das eidg. Finanzdepartement. 2. Aufl. Bern 1919.
- Christen, Th.** Aus den Münchener Revolutionstagen. Zürich 1919.
- Christen, Th.** Die Schuld der Reichsbank an Deutschlands Zusammenbruch. Contra 1920.
- Christen, Th.** Die Schweiz in der Weltrevolution. Bern 1919.
- Christen, Th.** Über die Gesell'sche Zinstheorie. (Schweizer. Zeitschr. f. Volkswirtsch. 25, 1919. - Auch sep. Bern [1919].)
- Christen, Th.** Die wirtschaftl. Zukunft des Arztestandes. (S.-A.) (München 1919.)
- Cohn, A.** Die Rückkehr nach Zion. Ansprache in der Synagoge zu Basel. . . . (Jüdisches Jahrbuch für die Schweiz 5, 1920/21.)
- Cohn, Marcus.** Jüdisches Waisenrecht. (Zeitschr. f. vergleich. Rechtswissensch. 37, 1920.)

- Corning, J. R.** Lehrbuch der topographischen Anatomie für Studierende und Ärzte. 10. u. 11. Aufl. München u. Wiesbaden 1920.
- Coulin, Jules.** Der Anti-Philister. Maler Distells Kalender. Basel, Rhein-Verlag, [1920].
- Coulin, Jules.** Clara von Rappard. Das Leben einer Malerin. Basel, Frobenius, 1920.
- Coulin, Jules.** Politik und Lebensweisheit in den Tagebüchern einer Malerin (Clara von Rappard). (Wissen und Leben, Bd. 22, 1919/20.)
- Disteli, Martin.** Das Mann von Welt oder der Grashüpfer. Neudruck. . . Hrg. von Jules Coulin. Basel, Schwabe, [1920].
- Eßlin, Wilhelm.** Sonntagsgedanken. Aus seinem Nachlaß . . . hrg. Basel, Missionsbuchh., 1920.
- Egli, Karl.** Das vierte Jahr und der Schluß des Weltkrieges. August 1917 bis Sept. 1919. Zürich 1920.
- (Engelmann, Th.)** Drei seltene Radierungen des Berner Künstlers Balthasar Dunter, 1746—1807. Privat-Druck. Basel, S. Brintman, (1919).
- Festgabe der Basler Juristenfakultät und des Basler Juristenvereins zum Schweizer. Juristentag, Sept. 1920.** Basel, Helbing u. Lichtenhahn, 1920.
- Fischer, Andreas.** Hochgebirgswanderungen in den Alpen und im Rautasus. Neue Folge, hrg. von Ernst Jenny. Frauenfeld 1919.
- Fluch, S.** Islamische Schriftbänder [aus] Amida-Diarbeit, 11. Jahrb. (Wissenschaftl. Beilage zu den Jahresberichten des Gymnasiums, der Realschule und der Mädchenschule in Basel 1919/20.) — Auch sep. mit Anhang: Rairuan, Mayyâfâriqîn, Tirmidh. Basel, Frobenius; Paris . . ., 1920.
- Frohmecher, Joh.** Die theosophische Bewegung, ihre Geschichte, Darstellung und Beurteilung. Stuttgart 1920.
- Furlan, V.** Enquête über die Freigeldlehre. (Zeitschr. f. Schweizer. Statist. 56, 1920.)
- Furlan, V.** Kapital und Arbeit. (Schweizer. Blätter f. Handel u. Ind. 27, 1920.)
- Geering, Traugott.** Die Rückkehr unseres Volkes zu intensiver produktiver Arbeit und Sparsamkeit. (Schweizer. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 59, 1920.)
- Geering, Tr.** Die Zahlungsbilanz der Schweiz vor und seit dem Kriege. (Zeitschr. f. Schweizer. Statist. 56, 1920.)
- Geering, Traugott, und Hoß, Rudolf.** Wirtschaftskunde der Schweiz. 7., neubearb. Aufl. Zürich 1920.
- Gesler, E. A.** Die Entwicklung des Geschützwesens in der Schweiz von seinen Anfängen bis zum Ende der Burgunderkriege. Abt. 3. Zürich 1920. (Mitteil. d. antiq. Ges. Zürich 28, 5.)
- Göh, R.** Der Auferstehungsglaube des Neuen Testaments. (Schweizer. theol. Zeitschr. 36, 1919.)
- Göh, R.** Der Reichsgottesgedanke Jesu und sein Unterschied von andern Sozial- und Staatsidealen. (Schweizer. theol. Zeitschr. 37, 1920.)

- Graber, Hans.** Piero della Francesca. Basel, Schwabe, 1920. (Besprechung von F. Rintelen: Sonntagsbl. der Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 43.)
- Gschwind, Hermann.** Die philosophischen Grundlagen von Ratorps Sozialpädagogik. Leipzig, 1920.
- Hebel, Johann Peter.** Biblische Erzählungen. Mit Einführung von Albert Baur. Mit Holzschnitten Tobias Stimmers. Basel u. Leipzig, Rhein-Verlag, [1920].
- Hecht, Hans.** Robert Burns. Leben und Wirken des schottischen Volksdichters. Heidelberg 1919.
- Hecht, Hans.** Daniel Webb. Ein Beitrag zur engl. Aesthetik des 18. Jhdts. Hamburg 1920.
- Heimatboden.** Ein Buch für das Schweizer Volk, . . . hrg. von Paul Högger und Albert Schäfer. 2., neubearb. Aufl. Basel, Roder, 1921. (Mehrere, Basler Mitarbeiter.)
- Heinzelmann, Gerh.** Das Beten der Völker. (Evangel. Missionsmagazin N. F. 64, 1920.)
- Heinzelmann, Gerh.** Das Bleibende. Predigt, gehalten am 23. Nov. 1919 zu Ehren der im Weltkrieg Gefallenen. Basel, Finckh, 1919.
- Heinzelmann, Gerh.** Das höchste Gut. Predigt. Basel, Missionsbuch., 1920.
- Heusler, Andreas.** Schweizerische Rechtsgesetzgebung des Jahres 1918. (Zeitschr. f. schweizer. Recht 61, 1920.)
- Heusler, Andreas.** Schweizerische Verfassungsgeschichte. Basel, Frobenius, 1920.
- Heusler, Andreas (jr.).** Zur Erinnerung an Björn Magnússon Olsen (1850—1919). (Mitteilungen der Isländfreunde, Jhg. 7.)
- Heusler, [Andreas] (jr.).** Heliand, Liedstil und Epenstil. (Zeitschr. f. deutsches Altertum 57, 1919.)
- Hilf, Eduard.** Amerikanische Einflüsse im schweizer. Verfassungsrecht (Bundesstaatsform und Zweikammersystem). (Festgabe der Basler Juristenfakultät . . . zum schweizer. Juristentag 1920.)
- Hilf, Eduard.** Geschichte des neuern schweizerischen Staatsrechtes. Bd. 1: Die Zeit der Helvetik und der Vermittlungsakte, 1798—1813. Basel, Helbing u. Lichtenhahn, 1920. — (Besprechung von G. Steiner: Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 23/24.)
- Hoffmann-Krayer, E.** Die Etymologie im Dienste der Hausbauforschung. (Beiträge z. Anthropol. . . . Fritz Sarasin gewidmet 1919.)
- Hoffmann-Krayer, E.** Kinderzeichnungen. (Schweizer Volkstunde 10, 1920.)
- Holland, Philip.** Trout Fishing in Northern Switzerland. (The Anglo-Swiss Review 1920, No. 1.)
- Holland, Philip.** Luck on the stream. In Switzerland and elsewhere. (Anglo-Swiss Review 1920, No. 2.)
- Holzhaus, das moderne.** Vorschläge für billige Bauweise [von] Bercher u. Lamm, . . . Basel. 1920.
- Hoh, G.** Über die Bluttransfusion. (Antrittsvorlesung.) (Corr.-Bl. f. Schweizer Ärzte, Jhg. 49, 1919.)

- Hög, G.** Vorschläge zur Verbesserung des chirurgischen Operationsturfes. (Corr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 49, 1919.)
- Hög, G.** Die Persönlichkeit in ärztlicher Auffassung. (Narauer Studentenkongferenz 1920.)
- Hübsher, Carl P.** Swiss-Canadian Relations. (Swiss Club, Toronto, Report 1918/20.)
- Hummel-Schmid, D.** Der Samariter. Zusammenstellung der in der Samaritertätigkeit gebräuchlichsten Hilfeleistungen . . . Basel, Schwabe, 1920.
- Hunziker, J.** Zur Statistik des Geburtenrückganges. (Corr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 49, 1919.)
- Jaquet, A.** Die blätetische und physikalische Behandlung der Kreislaufstörungen. Mit einer Terrain-Kur-Karte für Riehen und Umgebung. Basel, Schwabe, 1919.
- Jaquet, A.** Muskelarbeit und Herzaktivität. Rektoratsprogramm der Universität Basel für 1920 (d. i. 1919). Basel 1920.
- Jost, Karl.** Kirchliche und religiöse Zustände in England vom Tode König Alfreds bis zur normänn. Eroberung (900—1066). Habil.-Vorlesung. (Schweizer. theol. Zeitschr. 36, 1919.)
- Knapf, Martin.** Zu Sebastian Münsters „astronomischen Instrumenten“. Diss. phil. Basel (verkürzte Fassung). Basel 1920.
- Knechtel, E. F.** Dichter unserer Zeit: Max Pulver. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. Jhg. 13, 1919, Nr. 32, aus: Die junge Schweiz, Bdchen 15 der „Schweizer Bibliothek“.)
- Köhler, W.** Christentum und Kultur. (Besprechung von: Overbeck, Franz. Chr. und K. Basel 1919. — Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 26/27.) — Dazu: E. A. Bernoulli. Harnacks Fleiß. (Ebenda 14, 1920, Nr. 28.)
- Kullh, M.** Das Geheimnis des Tempels von Vornach. Teil 1. 2. Aufl. Basel, Druck des Basler Volksblattes, 1920.
- Landmann, Jul.** Disposition, Literaturangaben und Tabellenmaterial zur Vorlesung: Die schweizer. Volkswirtschaft. Universität Basel. W.-G. 1919/20.
- Landmann, Jul.** Schweizerische Kapitalanlagen in Wertpapieren und Spardepots. (Zeitschr. f. schweizer. Statistik 56, 1920.)
- Leupold, Rudolf.** Helvetiorum fidei ac virtuti (10. Aug. 1792). (Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)
- Ludwig, Karl.** Der Weltlinermord vom 19. Juli 1620. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 29/31.)
- Mactertint, Maurice.** Das Schweigen, in handschriftl. Wiedergabe auf Stein gezeichnet und mit Randleisten verziert von Maria LaRoche. Basel, Bücherstube, [1919].
- Mangold, F.** Die Fürsorgeaktion für Schweizer im Ausland und für zurückgekehrte Auslandschweizer. Basel 1920.
- Mattmüller-Liebrich, F.,** Ursachen und Zusammenhänge des Weltkrieges. Basel, Finckh, 1919.

- Medicus, Fritz.** Gewissen und Gemeinschaft in der kantischen und nachkantischen Philosophie. Nach einem Vortrage, gehalten in der Basler Ortsgruppe der Kantgesellschaft, am 10. Juni 1920. (Neue Zürcher Zeitung 1920, Juli 30./31. u. Aug. 2./3., Nr. 1259, 1265, 1272, 1278, 1282.)
- Meier, Max.** Das Puppenspiel vom Doktor Faust. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 34.)
- Michels, Rob.** Dogmengeschichtliche Beiträge zur Verelendungstheorie. (Archiv f. Sozialwissensch. 47, 1920.)
- Michels, Roberto.** La sociologie de Venise dans l'après-guerre. (Revue internationale de sociologie 28, 1920.)
- Mitteilungen für Bücherfreunde in der Schweiz.** Hrg. von Dominik Müller. Basel, Verlag der Basler Bücherstube. Heft 1, 1. Okt. 1919—3./9., Okt. 1920.
- Müller, Dominik.** Besuch in Coppet. (Pro Helvetia, Okt. 1920.)
- Pfuhl, Ernst.** Gedanken über Wesen und Werden der klassischen Kunst. (Neue Jahrbücher f. d. klass. Altert. 23, 1920.)
- Plakat, das künstlerische politische, in der Schweiz.** Einleitung von Edwin Lüthy. . . . Basel, Helbing u. Lichtenhahn, 1920.
- Plüss, Th. f.** Die Deutung des Wortes Rhythmus nach griechischer Wortbildung. (Wochenschr. f. klass. Philologie 37, 1920.)
- Rappard, Dora.** Habt nicht lieb die Welt! (S.-Z.) Meiringen 1920.
- Rappard-Sobat, Dora.** Sprich Du zu mir! Kurze Betrachtungen. . . . Sießen 1919.
- Reinhardt, Ludwig.** Vom Höhlenbewohner zum Ritter. Bilder aus der Vorgeschichte Mitteleuropas, erläutert in Funden aus Stadt und Landschaft Basel. Basel, Finckh, 1920.
- Reisebüchlein, ein, für Jerusalempilger.** Mitgeteilt von August Bernoulli. (Zeitschr. f. Kirchengeschichte 38, N. F. 1, 1920.)
- Riggenbach, Emanuel.** Der junge Naturschützer. Eine Anleitung der Jugend. . . (Basel 1919.) (Auch französisch, italienisch, romontsch und ladin erschienen.)
- Ruegg, August.** English life: how it strikes a Swiss. (Anglo-Swiss Review 1920, No. 2.)
- Ruegg, August.** Die neue Zeit und die Hochschule. (Literar. Handweiser 56, 1920.)
- Rüttimyer, L.** Aber Birtenterzen in der Schweiz. Ein Relikt aus der Pfahlbauerzeit. (Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)
- Rüttimyer, L.** Zur Geschichte der Topfsteinbearbeitung in der Schweiz. Ein Beitrag zur schweizer. Ur-Ethnographie. (Beiträge z. Anthropol. . . . Fritz Sarasin gewidmet 1919.)
- Salis, Arnold von.** Die Brautkrone. (Rhein. Museum f. Philologie N. F. 33, 1920.)
- Sarasin, Paul.** Versuch einer Erklärung der Erias in der Religionsgeschichte. Ein Vorbericht. (Beiträge z. Anthropol. . . . Fritz Sarasin gewidmet 1919.)

- Sartorius, Ernst.** Eindrücke aus der Zeit unmittelbar vor und nach dem Waffenstillstand in Bulgarien. (Basler Jahrbuch 1920.)
- Sauerbeck, Ernst.** Die Schulfrage vom Standpunkt eines Schweizers. Bern (1919).
- Schär, J. Fr.** Technik des Bankgeschäftes. 5. neubearb. und erweiterte Aufl. Berlin 1920.
- Schoetenjad, Aug. † Karl Binding.** (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 16.)
- Schwarber, Karl.** Das Ziel der abstinenteren schweizerischen Burschenschaft. (A. S. B.) (Mitteilungen der abst' schw' B', Jhg. 7, 1920/21. Nr. 1.)
- Schwarz, Rudolf.** Fromme Bilder. Ein Briefwechsel. (Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)
- Seiler, Adolf.** Vom schweizerischen Idiotikon. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 13/15.)
- Sieber, Eduard.** Die Idee des Kleinstaats bei den Denkern des 18. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland. Basel, Bücherstube, 1920.
- Siegfried, Paul.** Zwei Fälle von Kindermisshandlung. (Archiv f. Kriminologie, Bd. 71, 1919.)
- Siegfried, Paul.** Die Schweiz im Weltkrieg. (Heimatboden, 2. Aufl.)
- Simonius, August.** Das soziale Ideal in der neuern Rechtsphilosophie. (Festgabe der Basler Juristenfakultät ... zum schweizer. Juristentag 1920.)
- Simonius, August.** Zum Vorkaufrecht des Z.G.B. (Zeitschr. f. schweizer. Recht 61, 1920.)
- Speiser, Felix.** Kultur-Komplexe in den Neuen Hebriden, Neu-Caledonien und den Sta-Cruz-Inseln. (Beiträge z. Anthropol. ... Fritz Sarasin gewidmet 1919.)
- Stachelin, Ernst.** Eine untergegangene Großkirche. (Assyrische christliche Kirche, Restorianer.) (Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)
- Stachelin, Ernst.** Schweizer Theologen im Dienste der reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten. (Schweizer. theol. Zeitschr. 36, 1919.)
- Stähelin, Marg.** Eine deutschschweiz. Schriftstellerin des 19. Jahrh. (Johanna Spyri). (Die Garbe, Jhg. 4, 1920/21.)
- Stachelin, Max.** Die Aufsicht in der schweiz. Aktiengesellschaft. (Verhandlungen des schweizer. Juristenvereins 1920.)
- Stüdelberg, Alfred.** Grundlinien eines Bundesgesetzes über die Luftschiffahrt: Korreferat. (Verhandlungen des schweizer. Juristenvereins 1919.)
- Stüdelberg, E. A.** Der bernische Heilige Beat. (Die Schweiz, Jhg. 24, 1920, Nr. 8.)
- Stüdelberg, E. A.** Die ältesten Bilder schweizer. Heiliger (St. Mauritius). (Anz. f. schweiz. Altertumsk. 21, 1919, S. 257 f.)
- Stüdelberg, E. A.** Bildnisse des hl. Ratald. (Zeitschr. f. schweizer. Kirchengesch. 13, 1919.)
- Stüdelberg, E. A.** Die ältesten Kirchen der Schweiz. (Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)

- Stüdelberg, E. A.** Langobardische Plastik. (Zeitschr. f. schweizer. Kirchengesch. 13, 1919.)
- Stüdelberg, E. A.** Der österreichische Sarkophag zu Rdnigsfelben. (Anz. f. schweizer. Altertumsf. 21, 1919, S. 257.)
- Stüdelberg, E. A.** Der gotische Schnitzaltar. (Zeitschr. f. schweizer. Kirchengesch. 13, 1919.)
- Stüdelberg, E. A.** Der Diakon S. Vinzenz als Soldat. (Zeitschr. f. schweizer. Kirchengesch. 13, 1919.)
- Zappolet, E.** Zur Fremdwörterfrage. (Wissen und Leben 22, 1919/20.)
- Zappolet, E.** Die Verwendung der Lautschrift im fremdsprachlichen Unterricht (vereinfachte Schullautschrift). (Die neuen Sprachen 27, 1919.)
- Thommen, E.** German-Swiss Literature. (The Anglo-Swiss Review 1920, No. 1—4.)
- Tschudi, Friedrich von.** Das Tierleben der Alpenwelt. 1. Kreis: Die Bergregion. (Mit Anmerkungen von Fritz Tscholke. . .) Zürich 1920.
- Verhandlungen der schweizer. reformierten Predigergesellschaft.** 72. Jahresversammlung in Basel. . . 1919. Basel, Bbnden, 1920.
- Williger, Emil.** Die periphere Zmervation. 3. Aufl. Leipzig 1919.
- Wunderli, P[aul].** Rede des Präsidenten des ärztl. Centralvereines gehalten an der Herbstversammlung in Olten, 9. Nov. 1919. (Corr.-Bl. d. Schweizer Ärzte 1919.)
- Wunderli, P[eter].** *Ἡσίοδος μισογῶνος* (Hesiod, Erga 263). (Glotta 10, 1919.)
- Wuilleumier, John F.** Mir alle. Ein Kampfuf an die Gerechten für Straf- und Gefängnisreform. Basel, Ernst Finckh, (1919.)
- Wadernagel, J.** Zur Etymologie von *βαρύς* und *brevis*. (Glotta 10, 1919.)
- Wadernagel, J.** Relations entre les bibliothèques. Rapport. (Conférence interuniversitaire franco-suisse, Genève . . . 1919.)
- Wadernagel, Jakob (jr.).** Zur Entstehung der städtischen Ratsgerichtsbarkeit im Mittelalter. (Festgabe der Basler Juristenfakultät . . . zum schweizer. Juristentag 1920.)
- Wadernagel, Martin.** Die Kunst der Kirche. (Hochland 17, Bd. 2.)
- Wadernagel, R.** Brot über das Hochzeitspaar werfen (aus Claudius Cantiancula, Topica). (Schweizer. Volkstunde 10, 1920.)
- Waldburger, August.** 400 Jahre Zürcher Reformation. (Protest. Monatshefte 23, 1919.)
- Waldburger, August.** Zwingli-Literatur. (Protest. Monatshefte 23, 1919.)
- Walser, Ernst.** Studien zur Weltanschauung der Renaissance. (Basl. Zeitschr. f. Gesch. 19, 1920; auch sep. Basel, Schwabe, 1920.)
- Wenland, Johannes.** Die Einheit des Geisteslebens und die Einheit des Erkennens. Aus der Festgabe für Julius Raftan . . . Tübingen 1920.
- Wenland, Johannes.** Die Stellung der Religion im Geistesleben. Skizze einer Religionsphilosophie. Gütersloh 1920.



- Wernle, Paul.** Der Verfasser des Fragments „Natur“ im Journal von Tiefurt. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 14, 1920, Nr. 2.) — Dazu: H. Trog. Zur Verfasserschaft des Fragments über die Natur. (Ebenda Nr. 5.)
- Wieland, Alfred.** Aus dem Kapitel des Formalismus und des Referentenwesens. (Bundesgerichtl. Urteil in Sachen B. L. gegen B. H. . . . 1917.) o. O. [1920.]
- Wieland, Carl.** Das internationale Ehegüterrecht der Ausländer in der Schweiz. (Festgabe der Basler Juristenfakultät . . . zum schweizer. Juristentag 1920.)
- Witschi, Emil.** Von Blumen und Tieren. Naturgeschichtliche Märchen. Teil 1. Mit Buchschmuck von Schülern der Realschule Basel. Bern [1920].
- Wolf, Arthur.** An den Cordilleren. Kurzweilige Berichte aus Nordargentinien. Basel-Ruchfeld, Selbstverlag, (1919).
- Zidendraht, R.** Die Entstehung des Lutherliedes: Ein' feste Burg. (Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)
- Zidendraht, R.** Das Johannesevangelium im Volksglauben und Volksbrauch. (Schweizer. Archiv f. Volkstunde 23, 1920.)
- Zscholke, F.** Die Tierwelt der Alpen einst und jetzt. Vortrag, gehalten an der Generalversammlung des S. A. C. 1919 in Basel. Basel, Helbing u. Lichtenhahn, 1920.
- Zscholke, F.** Ein zoologischer Spaziergang im Tessin. (Die Ernte 2, 1921.)

#### **Ergänzungen zur Bibliographie 1919 im Jahrbuch 1920.**

- S. 310: Führer, Illustrierter, durch das Erdbeben im schweizer. Nationalrat. Verfasser ist: Roth, Rolf.
- S. 312: Wie lange noch, Catilina? Verfasser ist: Sauerbeck, Ernst.

# Das künstlerische Leben in Basel

vom 1. November 1919 bis 31. Oktober 1920.

Ein Rückblick

auf Theater, Musik und bildende Kunst.

Von Hans Brenner, E. Th. Markees, Wilhelm Barth und Eugen Tamm.

## A. Theater.

Die neue Spielzeit des Stadttheaters begann am 31. August 1919 und schloß am 31. Mai 1920. Mit der prächtigen Neuinszenierung von Glucks „Iphigenie auf Tauris“ führte sich der neugewählte Direktor, Dr. Ernst Lert, vorher Oberregisseur der vereinigten städtischen Theater in Leipzig, sehr vorteilhaft ein. Sowohl in der Oper als auch im Schauspiel bekamen wir eine Reihe von Neueinstudierungen zu sehen, die den künstlerischen Fähigkeiten des neuen Direktors ein glänzendes Zeugnis ausstellten und auch einer größeren Bühne zur Ehre gereicht hätten. Kritik zu üben ist hier nicht der Ort, aber es darf doch auch nicht verschwiegen werden, daß in gewissen theaterfreundlichen Kreisen, denen Kunstverständnis und eigenes Urteil in Geschmacksfragen nicht abgesprochen werden kann, bei aller Anerkennung der Eindruck herrschte, es werde manchmal zu viel auf den Effekt hin gearbeitet, besonders was Licht und Farbe anbelangt.

Es fanden im ganzen 301 Vorstellungen statt, davon 99 im Abonnement. Unter den 202 Vorstellungen außer Abonnement waren: 2 Vorstellungen der Schweizer Nationalbühne, 5 Vorstellungen veranstaltet vom Bildungsausschuß der „Arbeiterunion“ (diese 7 Vorstellungen nicht vom Personal des Stadttheaters), 9 Vorstellungen französischer Gastensembles, 1 Vorstellung eines englischen Gastensembles,

4 Tanzabende, 5 Vorstellungen von Dr. Fischers Musikalischen Komödien, 1 Vorstellung der Wiener Maifestspiele, 19 Volksvorstellungen, 7 Vorstellungen zu kleinen Preisen, 32 an Sonntag-Nachmittagen, 6 literarische Abende im Sonder-Abonnement, 2 Benefiz-Vorstellungen zum besten der Alters- und Unterstützungskasse, 5 Gratisvorstellungen für Schüler, 1 Festvorstellung aus Anlaß der Generalversammlung des S. A. C. Außerdem wurden im Theater 4 Vortrags-Matinéen veranstaltet.

Die vom eigenen Personal veranstalteten Aufführungen umfaßten 19 Opern, 11 Operetten, 25 Schauspiele, 10 Lustspiele und Schwänke, 1 Märchen, 2 Ballets. Von Gastensembles wurden aufgeführt: 11 französische Werke, 2 englische Werke, 10 Opern, 1 Mimodrama. Erstaufführungen der Oper waren: d'Albert, „Revolutionshochzeit“, Humperdinck, „Königskinder“, Lohse, „Der Prinz wider Willen“, Strauß, „Salome“, der Operette: Kálmán, „Die Szardasfürstin“, Kollo, „Drei alte Schachteln“, Offenbach, „Die Großherzogin von Gerolstein“, Oskar Strauß, „Eine Ballnacht“, des Singspiels: Fall, „Brüderlein fein“, des Ballets: Grondona-Mozart, „Les petits Riens“ und La Roche-Schubert, „Tanzbilder“.

Im Schauspiel erlebten ihre Uraufführung: Klabund, „Hannibals Brautfahrt“ und Ilse von Stach-Wadernagel, „Genesius“, ihre Erstaufführung: von Urx, „Schweizer-Legenden“, Bruno Frank, „Die Schwestern und der Fremde“, Goethe, „Faust“ in ursprünglicher Gestalt und „Satyros“, Pulver, „Irgenes Schuld“, Shakespeare, „Coriolanus“, Strindberg, „Das Band“ und „Ostern“, Stücklen, „Die Straße nach Steinach“, Wedekind, „König Nicolo“, im Märchen: von Bassewitz, „Peterchens Mondfahrt“, im Lustspiel: Courteline, „Ein Stammgast“, Goldoni, „Mirandolina“, Goeß, „Nachtbeleuchtung“, Impetoven und Mathern, „Die drei Zwillinge“, Rivoire und Besnard, „Mein Freund Teddy“.

Als Gäste traten auf: Isadora Duncan, Nibby Impe-  
toven, Bernardo Bernardi, Jakob Feldhammer, Alfred  
Kase, Irene Eriesch, Lucy Rieselhausen, Maria Svogün,  
Georges Baklanoff, Hedwig Bleibtreu, Else Gontner-Fischer,  
Emil Grunauer, Eugen Aberer, Luise Modes-Wolf.

Ein heißer Kampf entspann sich um die wichtige Frage,  
wie die Mittel für den Betrieb des Theaters in der Spielzeit  
1920/21 aufzubringen seien. Für diese Frage eine Lösung  
zu finden war um so nötiger, als ja mit dem Theater auch das  
Orchester der Allgemeinen Musikgesellschaft steht und fällt.  
Ein Gesuch der Theaterkommission um Erhöhung der staat-  
lichen Subvention für die kommende Spielzeit von 300,000  
Franken auf 500,000 Franken war vom Regierungsrat unter  
Hinweis auf die ernste Finanzlage des Kantons abgelehnt  
worden. Dagegen hatte der Regierungsrat dem Großen  
Rat beantragt, für die Spielzeit 1919/20 eine Nachsubven-  
tion von 200,000 Franken und für 1920/21 eine Subvention  
von 300,000 Franken zu bewilligen. In der Großratsitzung  
vom 31. März 1920 erhielt der Regierungsrat einen Anzug  
Schneider (soz.) überwiesen, der unter gewissen Bedingungen  
für die laufende und die nächste Spielzeit eine Subventio-  
nierung mit je 500,000 Franken vorsah. Diesem Anzug  
Schneider gegenüber beantragte der Regierungsrat in seinem  
Ratschlag folgende Beschlüsse:

1. Großratsbeschuß betreffend Gewährung einer Nachsubvention für  
das Basler Stadttheater für die Spielzeit 1919/20.

Der Große Rat des Kantons Basel-Stadt, auf den Antrag des Regie-  
rungsrates, beschließt:

Der Regierungsrat wird ermächtigt, der Gesellschaft des Basler Stadt-  
theaters für die Spielzeit 1919/20 eine Nachsubvention von 200,000 Franken  
auf Rechnung des Jahres 1920 zu bewilligen.

Dieser Beschuß ist zu publizieren; er unterliegt dem Referendum.

2. Großratsbeschuß betreffend Gewährung einer Subvention für das  
Basler Stadttheater für die Spielzeit 1920/21.

Der Große Rat des Kantons Basel-Stadt, auf den Antrag des Regie-  
rungsrates, beschließt:

1. Der Regierungsrat wird ermächtigt, der Gesellschaft des Basler Stadttheaters für die Spielzeit 1920/21 eine Subvention von 300,000 Franken zu bewilligen unter den nachfolgenden provisorischen Bedingungen, daß a) die Zahl der Mitglieder der Theaterkommission auf elf festzusetzen sei, wovon mindestens sechs durch den Regierungsrat und mindestens eines durch das gesamte Personal zu wählen sei; b) die Theaterkommission dem Regierungsrat Budget, Jahresbericht und Jahresrechnung zur Genehmigung vorzulegen hat.

2. Vorbehalten bleibt die spätere endgültige Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Stadttheater, die im Laufe des Jahres 1920 zu erfolgen hat.

Dieser Beschluß ist zu publizieren; er unterliegt dem Referendum.

In der Großratsitzung vom 20. Mai 1920 wurde Beschlußantrag 1 angenommen und der Beschluß dem Referendum entzogen. Bei Beschlußantrag 2 entschied sich der Rat mit 63 gegen 55 Stimmen für den Regierungsantrag mit der von Dr. Baumeister (soz.) beantragten Erhöhung auf 500,000 Franken. Das gegen diesen Beschluß von den bürgerlichen Parteien ergriffene Referendum hatte den Erfolg, daß in der Volksabstimmung vom 3./4. Juli 1920 die erhöhte Subvention mit 13,723 gegen 8455 Stimmen verworfen wurde. In der Großratsitzung vom 8. Juli reichte sodann Dr. A. Oeri im Namen der bürgerlichen Parteien folgenden Anzug ein:

„Der Regierungsrat wird eingeladen, zu prüfen und zu berichten, ob nicht das Verhältnis zwischen Staat und Stadttheater für die Spielzeit 1920/21 in folgender Weise zu regeln sei:

1. Der Regierungsrat wird ermächtigt, der Gesellschaft des Basler Stadttheaters für die Spielzeit 1920 auf 1921 eine Subvention von 300,000 Franken zu bewilligen unter den nachfolgenden provisorischen Bedingungen, daß a) die Zahl der Mitglieder der Theaterkommission auf elf festzusetzen sei, wovon mindestens sechs durch den Regierungsrat und mindestens eines durch das gesamte Personal zu wählen sei; b) die Theaterkommission dem Regierungsrat Budget, Jahresbericht und Jahresrechnung zur Genehmigung vorzulegen hat.

2. Vorbehalten bleibt die spätere endgültige Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Stadttheater, die im Laufe des Jahres 1920 zu erfolgen hat.“

Diesem Anzuge stellte Dr. F. Wieser namens der sozialdemokratischen Fraktion folgenden Anzug gegenüber:

„Der Regierungsrat wird eingeladen, beförderlichst zu prüfen und dem Großen Räte zu berichten:

1. ob und in welcher Weise der Betrieb des Stadttheaters zu verstaatlichen sei;

2. welche Mittel dem Theater zur vorläufigen Weiterführung des Betriebes bis zur Erledigung der grundsätzlichen Frage zur Verfügung zu stellen seien, und zwar in der Form monatlicher Betriebszuschüsse, die je 40,000 Franken nicht übersteigen dürfen und vorläufig bis spätestens Ende dieses Jahres ausgerichtet werden. Die Bewilligung dieser Zuschüsse soll an die Bedingung geknüpft sein, daß die Zahl der Mitglieder der Theaterkommission sofort auf elf festgesetzt wird, wovon mindestens sechs durch den Regierungsrat und eines durch das gesamte Theaterpersonal zu wählen wäre.“

Dieser Anzug Wieser wurde mit 58 gegen 56 Stimmen der Regierung überwiesen und in der Großratsitzung vom 24. Juli 1920 endlich folgender Regierungsantrag mit 56 gegen 19 Stimmen zum Beschluß erhoben:

„Der Große Rat des Kantons Basel-Stadt, auf den Antrag des Regierungsrates, beschließt:

Der Regierungsrat wird ermächtigt, vorgängig der definitiven Regelung der Beziehungen des Staates zum Theater, die im Laufe des Jahres 1920 zu erfolgen hat, der Gesellschaft des Basler Stadttheaters für die Zeit vom 1. Juli bis 31. Dezember 1920 Betriebszuschüsse auszurichten, die 40,000 Franken pro Monat nicht übersteigen dürfen. Gleichzeitig wird bestimmt, daß für die Spielzeit 1920/21 in keinem Falle die Gesamtsumme 300,000 Franken überschreiten darf.

An die Bewilligung werden provisorisch folgende mit dem Inkrafttreten des Beschlusses durchzuführen Bedingungen geknüpft:

a) Die Zahl der Mitglieder der Theaterkommission ist auf elf festzusetzen, wovon mindestens sechs durch den Regierungsrat und mindestens eines durch das gesamte Personal zu wählen sind;

b) Die Theaterkommission hat dem Regierungsrat Budget, Jahresbericht und Jahresrechnung zur Genehmigung vorzulegen.

Dieser Beschluß ist zu publizieren; er unterliegt dem Referendum.“

Am 26. Juli faßte daraufhin die außerordentliche Generalversammlung der Gesellschaft des Stadttheaters einstimmig folgenden Beschluß:

„Die heutige Generalversammlung der Gesellschaft des Stadttheaters, trotzdem sie überzeugt ist, daß die bewilligte Gesamtsubvention von 300,000 Franken zur Durchführung der ganzen Spielzeit vom 1. September 1920 bis zum 31. Mai 1921 nicht ausreichen wird, erklärt sich dennoch mit den im Großratsbeschluß vom 24. Juli 1920 aufgestellten Bedingungen unter folgenden Voraussetzungen einverstanden:

1. Daß, wie vom Regierungsrat vorgesehen, die definitive Regelung der Beziehungen des Staates zum Theater vor Ende 1920 durchgeführt wird.

2. Daß die neue Theaterkommission die Verantwortlichkeit für die Verwendung der Staatssubvention und für alle bereits abgeschlossenen Verträge übernimmt.

3. Daß es der Theaterkommission überlassen bleiben soll, die im Großratsbeschluß vorgesehene viergliedrige Delegation in die neue Theaterbetriebskommission zu entsenden.“

Die neue Spielzeit begann am 1. September. Gleich zu ihrem Beginn folgte Direktor Lert einem ehrenvollen Rufe an die Oper nach Frankfurt a. M. Bis zur Neuwahl eines Direktors wurde zur Leitung des Stadttheaters ein fünfgliedriger Bühnenausschuß unter dem Vorsitz von Kapellmeister G. Becker eingesetzt.

## B. Konzerte.

Ein Vergleich mit der Liste der Konzerte des vorangegangenen Winters (1918—1919) zeigt, daß das Konzertleben in der Saison, über die wir hier kurz zu berichten haben, wieder einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Das zeigt sich nicht so sehr in der Anzahl der großen Konzerte als vielmehr in den zahlreichen kleinen Solistenkonzerten, die in den meisten Fällen als Reklamekonzerte müssen angesehen werden, da in den wenigsten Fällen die Konzertgeber auch nur auf ihre Kosten kommen. Diese letztern sind heute derartig hohe geworden, daß man das Konzertegeben schon eher als einen Sport bezeichnen darf, und zwar als einen recht kostspieligen. Es sind fast immer die gleichen Leute, die die Konzerte besuchen, und man kann diesen nicht zumuten, daß sie in alle gehen. So bietet denn der Konzertsaal bei solchen Solistenabenden

oft ein für die auftretenden Künstler wenig erfreuliches Bild. Es sind nur einige wenige Größen mit berühmten Namen, die einen vollen Saal erzielen, wie etwa Adolf Busch, Elly Ney und Frau Durigo.

Die Allgemeine Musikgesellschaft gab wieder ihre zehn Symphoniekonzerte, die unter der Leitung von Dr. Hermann Suter standen und sich eines guten Besuches erfreuten. Auch die Kammermusikabende hatten ihr gewohntes Publikum. Ein künstlerisches Unternehmen, das bei unserem Publikum wie schon früher großen Anklang fand, war sodann die Aufführung aller Symphonien Beethovens in einer Reihe von Orchesterkonzerten im April. Die „Populären Symphoniekonzerte“ erfreuten sich, wie die „Voltskonzerte“, guten Zuspruchs.

Vom Basler Gesangverein hörten wir am 5. und 6. Dezember 1919 die „Scenen aus Goethes Faust“ von Robert Schumann und „Wanderers Sturmlied“ von Richard Strauß. Dann brachte der Verein am 21. und 22. März wieder Sebastian Bachs „Matthäuspassion“ und am 4. und 5. Juni Händels „Saul“, und das Schäferspiel „Acis und Galathea“ desselben Meisters zur Aufführung.

Der Bach-Chor ließ sich erstmals am 9. September hören (kleinere Werke von Bach und Reger), sodann veranstaltete er am 21. Dezember sein Weihnachtskonzert (Weihnachtsoratorium von Seb. Bach) und führte am 30. März 1920 das Requiem von Mozart auf.

Auch der Basler Voltschor trat mit einem großen Werk vor die Öffentlichkeit. Er sang am 28. September die „Schöpfung“ von Haydn.

Aus dem Ausland war diesmal von Chorvereinen nur geringer Zugang. Eine Ausnahme machte die „Ukrainische Kapelle“, die mit ihren hochwertigen Leistungen in zwei Konzerten berechtigtes Aufsehen in unsern Musikkreisen erregte.



Die Basler Liedertafel gab zwei Konzerte, das erste, in dem sie „Fausts Verdammnis“ von Berlioz zu Gehör brachte, am 23. und 24. Januar 1920, das zweite am 9. Mai.

Das Winterkonzert des Basler Männerchors fand am 26. Oktober 1919 statt.

Von auswärtigen Quartetten besuchten Basel das Wiener Roséquartett, das Leipziger Gewandhausquartett und das Böhmisches Streichquartett. Unter den Künstlern, die eigene Konzerte gaben, seien angeführt die schon genannten Adolf Busch, Elly Ney, Frau Durigo, Szigeti, ebenso Adolf Hamm, dessen regelmäßige Orgelkonzerte im Münster sich nach wie vor einer großen Beliebtheit erfreuen.

### C. Malerei und Plastik.

Im Berichtsjahr fanden in der Kunsthalle neun Ausstellungen statt. Wenn die ausländische Kunst darin nur spärlich berücksichtigt war, wie schon letztes Jahr, so beruht das im wesentlichen auf zwei Gründen. Wir stellen in Basel hohe Anforderungen an die Qualität des Ausstellungsgutes. So wurden in Holland und in Ungarn angeknüpfte Unterhandlungen wegen ungenügender Sicherheit in dieser Hinsicht wieder abgebrochen. Ferner ist es in gegenwärtiger Zeit Pflicht eines Kunstvereins, vor allem an die einheimischen Künstler zu denken und ihnen seine Räume zur Verfügung zu halten.

Das Ausland war im November 1919 umfangreich vertreten, durch tschechoslovakische Kunst, bei der in Malerei, Graphik und Plastik weniger das nationale Gepräge auffiel als der Anteil an den über die Grenzen der Rassen hinausgreifenden Kunstströmungen der Gegenwart. Zur Dezember-Ausstellung waren wie alljährlich sämtliche Basler Künstler eingeladen. Besonderes Interesse bot sie durch das erstmalige Auftreten einiger junger Maler-

talente, die der Kunstverein schon früher in ihren Studien gefördert hatte. Hierzu ergab sich auch diesmal Gelegenheit durch die Weihnachtsverlosung. Im Januar 1920 folgte eine Gruppe junger Basler Bildhauer, die gleichfalls ihre Erstlingswerke vor die Öffentlichkeit brachten. Plastik stellte ferner der Aargauer Arnold Hünerwadel aus, und zwar sowohl Kleinplastik als große Modelle für Part- und Friedhoffschmuck. Die Malerei vertraten u. A. zahlreiche Arbeiten des stark von Van Gogh beeinflussten Ernst Rempter (Ascona), von Willi Went (Riehen), und eine Reihe Aquarelle von der Hand des Dichters Hermann Hesse.

In der Ausstellung jüngerer welscher Maler im Februar ragten als die bedeutendsten hervor der Waadtländer Auberjonois und die Genfer Blanchet und Barraud. Ein eigener kleiner Saal war dem Nachlaß des kurz vorher in Genf verstorbenen William Müller eingeräumt. Der März brachte den Turnus des Schweizerischen Kunstvereins, gegenüber früheren Jahren im Umfang stark beschnitten und zum erstenmal streng gesichtet. Den hiesigen Besuchern war das veränderte Aussehen dieser Schweizerischen Kunstschau keine derartige Überraschung mehr wie nachher dem Publikum der kleineren Orte, an denen der Turnus noch ankehrte. Es war ein erster Versuch, um Fluß in die Turnusfrage zu bringen. — Im April fand die zweite Ausstellung der Gruppe älterer Basler Künstler statt, die sich im Vorjahre nach einer Krise in der Künstlergesellschaft zusammengetan hatten. Ihre Mitgliederzahl hatte sich inzwischen etwas vermehrt. Einen Verlust erlitt sie durch den Tod des Malers Fritz Mod, der, ein geborener Württemberger, lange Zeit in Basel gewirkt hatte und in weiten Kreisen namentlich als Graphiker beliebt war. Sein Nachlaß war der Ausstellung der älteren Basler eingefügt. Daneben blieb Raum zu einer zweiten Gedächtnisausstellung, für Ernst Schieß. Diesen Maler, der im fernen Valencia begraben liegt, zog es von Basel

fort immer wieder nach den südlichen Zonen, deren farbenreiches, lichtdurchtränktes Leben seine Bilder schilbern.

Starkes Aufsehen, wenn auch nicht im selben Grade wie bei seinem ersten Erscheinen, erregte der Künstlerbund „Neues Leben“ mit seinen diesmal besonders ausgeprägten radikalen Tendenzen, der sich im Mai-Juni unter der Führung von Maler Fritz Baumann in der Kunsthalle einstellte. Diese Vereinigung hatte seit ihrer Gründung mehrere Mitglieder eingebüßt und neue gewonnen, unter den letzteren auch Ausländer. Gesund und zukunftsreich ist bei ihren Anhängern das Bestreben, den Künstler seiner Isolierung zu entreißen und ihn wieder mitten in das Alltagsleben der Gewerbe hineinzustellen. Diese verloren gegangene Verbindung zwischen Künstler und Volk neu zu schaffen, ist auch die vornehmste Aufgabe des staatlichen Kunstcredits, der für die Wettbewerbe dieses Jahres erstmalig zur Verwendung kam. Die Resultate der sehr verschiedenartigen Konkurrenzen (vom monumentalen Wandbild bis zum Familienbüchlein) füllten dicht gedrängt die Säle des Flügelbaus in der Kunsthalle bis zum hintersten Winkel, nachdem die Jury im April ihre Urteile gefällt hatte. Die Hauptpreisträger waren Numa Donzé, der gegenwärtig an den Wand schmuck der Brunnennische am Spalenberg die letzte Hand legt, Hans Stocker, der die Nische des Rosentalbrunnens bereits ausgemalt hat, und Niklaus Stöcklin, der eben die Umrahmung der Eheverkündigungs-tafel am Münsterplatz vollendet. Keine definitiven Ergebnisse erzielten die Konkurrenzen für künstlerische Ausgestaltung der St. Theodorspielmatte und für kleine Straßen- und Anlagebrunnen, wohl wegen der beidemale besonders schwierigen Bedingungen.

Nach der Sommerpause kam im September dank dem Entgegenkommen eines hiesigen Sammlers eine ganz hervorragende Ausstellung zustande, hochinteressant und äußerst lehrreich durch die starken Gegensätze zwischen ihren

verschiedenen Bestandteilen. Dem umfangreichsten und wertvollsten Teil, den französischen Gemälden, wo keiner der großen Namen der Impressionistenzeit fehlte, stand eine Reihe von Werken Ferd. Hodlers gegenüber, den Malern par excellence, der Meister des linearen Ausdrucks. In der dritten Abteilung, zwei deutschen Sälen, traten zu Lovis Corinth und dem quantitativ stark überwiegenden Jagerspacher als Moderne Pechstein und Hedendorf. Diese Ausstellung aus Basler Privatbesitz zog zahlreichen Besuch von auswärts an und erregte auch in sonst für Kunst indifferenten Kreisen des hiesigen Publikums Aufmerksamkeit. — Im Oktober fanden sich die Basler Künstler der mittleren Generation, welche letztes Jahr während des schweizerischen Salons in der Kunsthalle die innerhalb unsrer Mauern erwachsene Kunst vertreten hatten, wieder als Aussteller zusammen. Einzelne blieben zwar fern, andere kamen neu hinzu. Neben den neuesten Werken fanden sich interessante frühere, seit langem nicht mehr gezeigte Bilder desselben Künstlers. Aus dieser reichhaltigen Ausstellung machten Kunstkommission und Kunstverein mehrere Erwerbungen für ihre Sammlungen.

Von den Ausstellungen der Allgemeinen Gewerbeschule im Berichtsjahr fällt in unser Gebiet namentlich die „das Tier in der dekorativen Kunst“ überschriebene, von den Veranstaltungen in der Universitätsbibliothek die Auslese von Hans Sandreuters graphischen Blättern, Aquarellen und Zeichnungen, die dort im Mai zu sehen war. Etwas vorher hatte Karl Theodor Meyer im selben Raume ausgestellt. — Die Kunsthandlung Rath zeigte Bildererien der Basler Voellmy, H. B. Wieland, Paul Burckhardt und der Bernerin Berta Züricher. — Unter den verschiedenen Firmen, die kleinere Ausstellungen veranstalteten, ist neuerdings auch die Kunstberatungsstelle Pro arte zu nennen.

## D. Architektur.

Die Aufgabe des Chronisten ist nicht nur aufzuzählen, was im verfloffenen Jahre an Bauten entstanden ist und die Namen der betreffenden Architekten zu nennen, sondern es dürfte die spätern Generationen auch die Verhältnisse interessieren, unter welchen diese Bauten entstanden sind.

Die Folgen des großen Krieges sind für die wirtschaftlichen Verhältnisse auch unseres Landes derart bedeutend, daß sie eine große Veränderung auf allen Gebieten, so auch im Bauwesen, hervorgebracht haben. Vor allem sind infolge der hohen Arbeitslöhne die Baukosten so gestiegen, daß sowohl Private, wie auch der Staat sich die größten Einschränkungen auferlegen, sowohl in bezug auf die Anzahl der Bauten, als auch in bezug auf deren Ausstattung. Dies wird begreiflich erscheinen, wenn wir konstatieren, daß die Baukosten 2,5—3 mal so groß sind wie vor dem Krieg.

Die gegenwärtig in unserer Stadt errichteten Gebäulichkeiten lassen sich in drei Hauptgruppen einteilen: 1. Industrielle Bauten, 2. Wohnkolonien und 3. private Bauten, seien es Geschäfts- oder Wohnhäuser.

Bei den Industriebauten sind es hauptsächlich die Chemischen Fabriken, welche infolge der günstigen Konjunktur ihren Fabrikationsbetrieb erweitert haben. Es mögen hier erwähnt sein die Bauten der Firma J. R. Geigy A.-G., durchgeführt von den Architekten E. Vischer & Söhne, sowie diejenigen der Gesellschaft für Chemische Industrie, von Architekt F. Stehlin. Diese Industriebauten zeigen auch in der äußern Erscheinung möglichst einfache und gut proportionierte Formen. Der Bau des Elektrizitäts-Werkes an der Birsbrücke der Architekten Widmer, Erlacher & Calini hat zweckentsprechend klare und einfache Linien.

Die Wohnkolonien bezwecken die Steuerung der herrschenden großen Wohnungsnot. Dieselben wurden meistens

mit finanzieller Hilfe von Bund und Kanton von Baugenossenschaften durchgeführt. Ihrer Bestimmung entsprechend tragen sie den Stempel großer Einfachheit und finden ihre Lösung im Ein- und Mehrfamilienhaus unter Ablehnung des Mietkasernen-Systems. Auch sind meistens die modernen Baugrundsätze, in bezug auf die hygienischen Einrichtungen und die Orientierung der Wohnräume nach der Himmelsrichtung, glücklich in Anwendung gebracht worden, wie dies die Kolonie Freidorf auf dem Nuttenzer Feld von Architekt Hannes Meyer und die Kolonie im Langen Lohn von Prof. Hans Bernoulli und Architekt Eckenstein in ansprechender Weise zeigen.

Das größte Gebäude der dritten Kategorie ist wohl das Geschäftshaus des „Comptoir d'Escompte de Genève“ am Steinenberg, das mit seiner reichen Hausstein-Architektur den Charakter als Bankhaus äußerlich dokumentiert, eine Arbeit der Architekten Widmer, Erlacher & Calini. Die Basler Baugesellschaft erbaut gegenwärtig an der Eisengasse ein Geschäftshaus, welches sich noch im Rohbau befindet. Es ist zu begrüßen, daß dieses Land, welches mitten in der Stadt so lange brach lag, nun verwertet wird.

Für die Durchführung der Korrektur der Greifengasse ist es leider nicht gelungen, eine einheitliche Bebauung durchzuführen, trotzdem diese Idee der Plankonturrenz zugrunde gelegen hat, hingegen zeigen, sowohl der Neubau von Architekt Neukomm, als auch derjenige von Architekt Bernoulli, in bezug auf die Hauptgesimse gleiche Abmessungen, was für das zukünftige Straßenbild immerhin ein Vorteil ist. Bei beiden Häusern haben sich die Architekten bestrebt in Beziehung auf die architektonische Gestaltung sich möglicher Einfachheit zu befleißigen. Dieses Prinzip kommt noch in viel höherem Maße zum Ausdruck beim Um- und Neubau der Widemann'schen Handelsschule am Rohlenberg, erstellt durch die Architekten Bercher & Tamm. Es scheint hier das Bestreben nach größtmöglicher

Sachlichkeit das Leitmotiv für die architektonische Gestaltung gewesen zu sein. Von den gleichen Architekten sei auch ein Wohnhaus in Riehen erwähnt, welches nach dem Prinzip der in den Vereinigten Staaten heimischen Holzbauweise erstellt worden ist.

Ansprechende Formen zeigt auch eine Gruppe von Einfamilienhäusern beim Neubau der Architekten VonderMühl & Oberrauch. Ebenso ist die Baugruppe von Architekt G. Doppler an der Peter Rot-Straße in der Linienführung und Gruppierung als durchaus gelungen zu bezeichnen.

Auf die teuren Baukosten von Neubauten sind auch wohl die vielen Umbauten von Wohn- und Geschäftshäusern zurückzuführen. Aber hier beziehen sich die Arbeiten meist auf den innern Ausbau, während die äußere Erscheinung meistens die gleiche bleibt. Ein Beispiel dieser Art ist der Umbau des frühern Café Central am Petersgraben von Architekt Paul Rikert.

Es ist zu hoffen, daß mit der Konsolidierung der wirtschaftlichen Verhältnisse auch die Bautätigkeit wieder zunehmen wird.

# Basler Chronik

vom 1. November 1919 bis zum 31. Oktober 1920.

Von Dr. Fritz Baur.

## November 1919.

3. Im Alter von 87 Jahren stirbt Wilh. Bernoulli von der Tann, früher Drogueriehändler, in staatlichen und bürgerlichen Behörden, sowie als Militär mannigfach tätig.

4. Der Weitere Bürgerrat wählt zu seinem Vorsitzenden an Stelle des verstorbenen J. Siger D. Glas-Bider (soz.), beschließt über die Verteilung der Intraden der Ehr. Merianschen Stiftung an die bürgerlichen Armenanstalten für 1919, bewilligt den für Ausbau des Instituts für Strahlentherapie im Bürgerspital nötigen Kredit, geht über den Anzug betr. Erweiterung der bürgerlichen Kommissionen durch Hinzuwahl von Frauen zur Tagesordnung und erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahme in die Bürgererschaft.

6. Der Große Rat validiert die Ständeratswahl und erledigt in erster Lesung das Gesetz betr. die Witwen- und Waisenkasse der Staatsangestellten; er genehmigt den Vertrag mit den bernischen Kraftwerken über Lieferung elektrischer Energie und bewilligt Fr. 3,800,000 für Erweiterung der Überführungsstation des Elektrizitätswerks an der Bürcherstraße.

An der gemeinsamen Jahresversammlung der Positiven Gemeindevereine im großen Vereinshausaal wird die Loslösung des Religionsunterrichts von der Schule behandelt. Die Diskussion wird eingeleitet durch Referate



von Pfr. D. G. Benz, Pfr. D. E. L. Iselin (Riehen) und Sek.-Lehrer Ed. Went-Löhrer.

7. Vor einer von der Liberalen Partei einberufenen Versammlung im Musiksaal spricht Prof. Fr. Fleiner aus Zürich für den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund. In der Diskussion vertritt Red. Dr. Alb. Oeri den entgegengesetzten Standpunkt.

7./8 Die Schweiz. Statist. Gesellschaft hält in Basel unter dem Vorsitz von Alkoholdirektor Dr. W. Milliet ihre Jahresversammlung ab.

8./9. Unter ungewöhnlicher Erregung gehen die Wahlen der Gerichtspräsidenten und der einen Hälfte der Richter vor sich. Die Sozialdemokratische Partei hatte es auf die Sprengung der bisherigen bürgerlichen Richter und eines Präsidenten abgesehen. Sie sowohl wie die Parteien des bürgerlichen Blocks rückten mit gebrochenen Listen in den Kampf. Am ersten Wahlgang beteiligten sich 47% der Stimmberechtigten. Bestätigt wurden die drei Präsidenten und die zwei sozialdemokratischen Mitglieder des Appellationsgerichts, die vier Präsidenten und ein sozialdemokratisches Mitglied des Zivilgerichts, einer von den drei Präsidenten, der Statthalter und ein sozialdemokratisches Mitglied des Strafgerichts. Für den zweiten Wahlgang, 15./16. November, blieben somit zu wählen vier Appellations- und fünf Zivilrichter, zwei Präsidenten und fünf Mitglieder des Strafgerichts. Die Agitation trieb in der Presse hohe Wellen. Die Beteiligung an der Wahl war etwas größer als im ersten Wahlgang, rund 52%. Sämtliche Kandidaten des nationalen Blocks drangen durch. Zwischen ihren Stimmzahlen und denen der unterliegenden Sozialdemokraten besteht ein Unterschied von durchschnittlich 700 Stimmen.

11. Im Alter von 74 Jahren stirbt Prof. Dr. Theod. Plüß, ein ausgezeichnete Philologe, langjähriger Lehrer der alten Sprachen am Obern Gymnasium, früher in

Schulpforta. — G. Meyer-Brotbed, Verwalter der Allgem. Gewerbeschule, ein hochgeschätzter Beamter, stirbt 55-jährig. — Dr. Paul Ruggli hält seine öffentliche Antrittsvorlesung über „Probleme der Chemie einst und jetzt“.

12. Die Synode der evangel.-reform. Kirche wählt an Stelle des zurücktretenden J. Jörin-Suter zum Mitglied des Kirchenrats Rektor W. Zürcher, geht nach gründlicher Beratung über einen Anzug Schachenmann betr. Erweiterung der Kompetenzen der Gemeinden zur Tagesordnung und nimmt eine Ordnung betr. Befordnungen und Pensionierung der Beamten und Angestellten der Kirche sowie das Budget der Kirche für 1920 an.

13. Nach einer Interpellation über die Grenzschwierigkeiten im Verkehr mit dem Elsaß, Ratifikation von Bürgeraufnahmen, Bewilligung eines Nachkredits und Gewährung von Kriegsteuerzulagen für 1920 an das pensionierte Staatspersonal nimmt der Große Rat die Vorlagen betr. Ausbau der Rheinhafenanlage Basel-St. Johann und den Gesetzesentwurf betr. Verwaltung der Rheinhafenanlagen samt einem generellen Projekt für die Hafenanlagen, weiter das von einer Kommission überarbeitete, von der Regierung entworfene Befordrungsgesetz an, nimmt den Bericht der Regierung betr. Lohnklassen der Arbeiter auf dem Dreispitz entgegen und weist den regierungsrätlichen Entwurf für ein Lehrerbildungsgesetz an eine elfgliedrige Kommission.

14. Das Finanzdepartement legt der Regierung das Ergebnis der i. J. 1918 erhobenen einmaligen kantonalen Kriegsteuer mit Fr. 10,037,000 vor.

15. Am Jahresfest der Universität hält der abtretende Rektor Prof. Jak. Wadernagel einen Vortrag über Zahlwörter und Zahlssysteme. Die philosophische Fakultät ernennt zum Ehrendoktor der Philosophie Prof. Dr. med. Albrecht Burdhardt. An den akademischen Akt schloß sich, zum erstenmal wieder seit 1913, das Rektoratessen im Schützenhaus.

Die Teilstrecke Landesgrenze-Lörrach der Basler Straßenbahnen wird in Gegenwart der Basler und der badischen Behörden dem Betrieb übergeben.

18. Im Alter von 64 Jahren stirbt Dr. Hans Heußler, von 1889—1899 hochgeschätzter Ordinarius für Philosophie an der Universität Basel.

21. E. C. Regen z wählt zum Rektor der Universität für 1920 Prof. Dr. Gustav Senn.

25. Prof. Dr. Ludw. Zehnder hält seine öffentliche Antrittsvorlesung über den Atomismus von Daniel Bernoulli bis Rutherford.

26. Die evang.-reform. Synode beschließt in einer Nachmittagsitzung eine Eingabe an den Großen Rat gegen die vom Regierungsrat beantragte Loslösung des Religionsunterrichts von der Schule. — Der General der Heilsarmee Bramwell Booth hält mit den Offizieren der deutschen Schweiz eine Konferenz in Basel ab.

27. In einer Nachmittagsitzung des Großen Rates werden nach der Validierung der Richterwahlen eine Reihe z. T. seit längerer Zeit hängiger Anzüge erledigt. Überwiesen wird u. a. ein Anzug betr. Totalrevision der Verfassung und ein solcher betr. Mobiliarbrandschäden, abgelehnt ein solcher betr. Abgabe antikonzepzioneller Mittel durch die öffentliche Krankenkasse.

29. Das Preisgericht zu dem architektonischen Wettbewerb für ein Volkshaus auf dem Burgvogteiareal hat folgende Preise zuerkannt: 1. (Fr. 3500) Henri Baur; 2. (3200) J. C. Meier-Braun; 3. (3000) E. Mutschler u. A. Gnyßler; 4. (1800) Paul Camenisch; 5. (1500) Karl Zäslin. Für Fr. 1000 wurde angekauft ein Projekt mit dem Kennwort J. J.

Die Freiwillige Schulsynode behandelt die Frage einer einheitlichen Mittelschule und faßt, ohne daß die Diskussion hätte können zu Ende geführt werden, bei stark

gelichteten Reihen mit Mehrheit einen der Neuerung günstigen Beschluß.

30. Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte im Monat November 1919 sind folgende: Mittel der Temperatur 3,6, mittl. Temp.-Minimum 1,1, mittl. Temp.-Maximum 6,2° C., Mittel des Luftdrucks 733,0, Summe der Niederschläge 114 mm, Summe der Sonnenscheindauer 51 Std. Der Monat glich durch seinen starken Überschuß an Niederschlägen — gegenüber dem langjährigen Mittel — das von dem trockenen Sommer herrührende Manko an Feuchtigkeit aus; zugleich blieb er hinter dem Durchschnitt der Sonnenscheindauer wesentlich zurück.

### Dezember 1919.

6. Die Teilstrecke der Straßenbahnen vom Steinring nach Neubad wird mit bescheidenen Festlichkeiten dem Betrieb übergeben.

8. Die Regierung teilt mit, daß die nötige Zahl Referendum-Unterschriften für eine Volksabstimmung über den Großratsbeschluß betr. Einführung des Frauenstimmrechts zusammen gekommen sind.

9. Der Weitere Bürgerrat nimmt die Budgets der bürgerlichen Verwaltungen für 1920 an und genehmigt und ver dankt den Verwaltungsbericht des Bürgerrats über das Jahr 1918.

11. Nachdem der Große Rat den Vormittag mit der Behandlung einiger Interpellationen zugebracht und die Ersatzrichter für das Appellationsgericht gewählt hat, erledigt er einige Liegenschaftsgeschäfte, nimmt das Gesetz betr. die Witwen- und Waisenkasse der Basler Staatsangestellten an und weist die Vorlage betr. Zuschläge zur Brandversicherung der Großratskommission für Wohnungsbau zu.

12./13. Der akademische Turnverein Alemannia feiert sein hundertjähriges Bestehen.

13. Der Evangelische Arbeiterverein begeht sein 25. Stiftungsfest.

16. Prof. Dr. F. Beyerlein hält seine Antrittsvorlesung über den Ursprung der Bürgerschaft.

18. Der Große Rat wählt zum ordentlichen Untersuchungsrichter Dr. W. Münch und geht nach langer Diskussion über einen sozialistischen Anzug betr. Arbeitslosenunterstützung zur Tagesordnung, genehmigt die Staatsrechnung für 1918 und tritt ein in die zweite Beratung des Gesetzes betr. Organisation des Polizeidepartements.

19. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung der philosophischen Fakultät an der Hochschule Basel ernannt zu Ehrendoktoren den Botaniker Emil Steiger, Apotheker in Basel, und den Meteorologen Pfr. Wilh. Bühler in Winterlingen.

Prof. Dr. Theod. Niethammer hält seine Antrittsvorlesung über Beziehungen zwischen Geodäsie und Astronomie.

Die Universität zählt im laufenden Wintersemester 1070 immatrikulierte Studierende und 317 nicht immatrikulierte Hörer und Hörerinnen. Von den Studierenden sind Theologen 94, Juristen 105, Mediziner 265, Philosophen I 294, Philosophen II 312; Schweizer 897, Ausländer 173. Von den 490 baselstädtischen Studenten sind 18 Theologen, 60 Juristen, 81 Mediziner, 169 Philosophen I und 162 Philosophen II.

Im Alter von 74 Jahren stirbt plötzlich Frä. Klara Burdhardt, um das Werk der Freundinnen junger Mädchen hoch verdient.

20. Im Bürgerratssaale findet eine Besprechung von führenden Männern des hiesigen Handels und der Industrie statt mit Vertretern Englands, Sir George Gibb und John Murray, von der man eine Belebung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der Schweiz und England erhofft.

Ein Bankett im Schlüssel bot Anlaß zu weiterem Gedankenaustausch.

24. ff. Eine für die Weihnachtstage ungewohnte Regenzeit mit schneesmelzenden Föhnstürmen bringt ein rasches Steigen der Gewässer. Zwar nimmt der Rhein noch nicht eine gefahrdrohende Höhe an. Aber aus der Umgebung, namentlich aus dem Badischen, kommen Nachrichten von Hochwasser.

31. Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte für den Monat Dezember 1919 waren: Mittel der Temperatur 3,5, mittl. Temp.-Minimum 0,9, mittl. Temp.-Maximum 6,4° C., Mittel des Luftdrucks 737,4, Summe der Niederschläge 75 mm, Summe der Sonnenscheindauer 52 Std. Der Monat fiel, verglichen mit den langjährigen Durchschnitten, zu warm, zu reich an Niederschlägen und zu arm an Sonnenschein aus.

### Januar 1920.

1. Mit dem heutigen Tag stellen der Allg. Consumverein Basel und die Konsumgenossenschaft Birsed ihre Tätigkeit ein. An ihre Stelle tritt der Allg. Consumverein beider Basel, entstanden aus der Verschmelzung der beiden Unternehmungen.

2. Die Regierung ernennt zum Kommandanten des Landw.-Bat. 144 den Major Fritz Brugger.

3. An Prof. Aug. Burtorf ergeht ein Ruf als ordentl. Professor der Geologie nach München. Am 29. Januar wird bekannt, daß er ihn abgelehnt hat.

5. Mit dem heutigen Tag wird die Polizeikaserne an der Klarastraße bezogen und das im nämlichen Gebäude untergebrachte Kontrollbureau für Kleinbasel eröffnet.

7. Es wird mitgeteilt, daß der Mitte des vorigen Monats verstorbene Hermann Ernst, ehemals Vizedirektor des Schweiz. Bankvereins, die Bürgergemeinde Basel zu seinem Haupterben eingesetzt hat. Nach Abzug von Le-

gaten zu verschiedenen wohltätigen und gemeinnützigen Zwecken werden der Bürgergemeinde netto etwa Fr. 150,000 zufallen.

7. Red. F. Schneider vom „Basler Vorwärts“ war aus seiner Haft in Fort Savatan (wegen seiner Führerrolle am Generalstreik von 1918) kurz vor Ablauf seiner Strafzeit entlassen worden. Seine Gesinnungsgenossen veranstalten ihm darum am Abend vom 7. auf dem Münsterplatz eine Begrüßungsversammlung mit anschließendem Demonstrationzug.

8. Bei der Wahl von je 10 Ersatzrichtern für das Zivil- und für das Strafgericht im Großen Rat siegen die bürgerlichen Vorschläge, das Gesetz betr. Organisation des Polizeidepartements wird in zweiter Lesung angenommen und die Eintretensdebatte zu der Novelle zum Wahlgesetz (Listenverbindung) in Angriff genommen.

9. Prof. Aug. Simonius hält seine Antrittsvorlesung über moderne Rechtsphilosophie und römisches Recht.

13. Der Kunstverein beschließt eine Statutenänderung, die den Jahresbeitrag auf Fr. 20 jährlich erhöht.

14. Eine große Versammlung im Musiksaal hört durch Lichtbilder illustrierte Vorträge der Miß Emily Hobhouse und des Oberstleutnants Frey über das Elend der Kinder in Deutschland und in Wien.

15. Der Große Rat bewilligt eine Anzahl Kredite für Straßenbauten und beschließt eine Änderung des kantonalen Wahlgesetzes, deren wichtigster Punkt in der Zulassung der Listenverbindung besteht.

20. Die Regierung beruft als Direktor des Elektrizitätswerks Basel Ing. E. Payot von Corcelles (Bern), d. Z. bauleitenden Ingenieur für den elektromechanischen Teil des Kraftwerks Eglisau.

Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins hält die erste Sitzung ab, der auch die Vertreter des unlängst angeschlossenen Birsecker Konsumvereins bei-

wohnen. Es wird im Widerspruch zu den Anträgen der Behörden ein dem Personal sehr weit entgegenkommendes Besoldungsreglement mit Tarifvertrag angenommen.

22. Der Große Rat beschließt weitgehende Steuerzuschläge für 1920, und nimmt in zweiter Lesung die Änderung des kantonalen Wahlgesetzes an, zugleich dafür eine Volksabstimmung anordnend, ohne ein Referendum abzuwarten. Endlich wird ein Abbau des staatlichen Beitrags an die Milchversorgung beschlossen, der zwischen den Anträgen des Regierungsrates und den Forderungen der Sozialdemokraten die Mitte hält.

24. Es wird bekannt gegeben, daß die Medizinische Fakultät Oberst Karl Bohny, Chefarzt des Schweiz. Roten Kreuzes, um Heimkehrung schwerverwundeter und kranker Krieger aus den umliegenden Staaten hochverdient, zum Ehrendoktor der Medizin ernannt hat.

26. Im Alter von 68 Jahren stirbt Louis LaRoche-Burckhardt, früher Mitglied des Großen Rates und anderer Behörden.

27. Der Umzug der drei Ehrenzeichen Kleinfasels geht zum erstenmal seit Kriegsausbruch, also seit sechs Jahren, mit dem altgewohnten Zeremoniell vor sich.

29. Im Großen Rat wird das Rücktrittsgesuch von Reg.-Rat E. Wullschleger auf Ende der Amtsdauer entgegengenommen, eine Vorlage betr. Abgrenzung der Bauzonen und Industriequartier genehmigt und die Erstellung einer Baracke für die militärischen Behörden und die Fremdenkontrolle auf dem Kohlenplatz abgelehnt; der Rat nimmt das Gesetz betr. Offenhaltung der Verkaufsstale an Werktagen an und erhebt bei der Beratung des Gesetzes betr. öffentliche Ruhetage den 1. Mai und den 1. August zu öffentlichen Ruhetagen.

30. Aus Delle kommt ein Gefangenenzug mit etwa 1000 aus der französischen Gefangenschaft in der Nähe von Dijon entlassenen deutschen Kriegsgefangenen



um 11.45 in der Nacht an. Die Leute werden verpflegt, beschenkt und um 2.20 wieder weiterspediert in der Richtung Waldshut. Bei der Verpflegung machte sich das Personal der Evacuiertentransporte von 1917 und 1918 sehr verdient. Die Gefangenenzüge folgten sich während des Monats Februar je den andern Tag bis zum 11. Februar. Am 17. fand für die an diesen Gefangenentransporten mitwirkenden Personen ein von der deutschen Reichsregierung gebotener See im Schützenhaus statt.

31./1. Febr. Zum Pfarrer am Münster an Stelle des zurücktretenden D. U. v. Salis wird mit 916 von 952 gültigen Stimmen (291 Männer, 679 Frauen) bei 5778 Stimmberechtigten gewählt R. Stöckmeyer, d. St. Pfarrer zu St. Martin.

31. Witterung. Der Monat Januar 1920 weist auf ein Mittel der Temperatur von 4,1, ein mittl. Temp.-Minimum von 1,5 und ein mittl. Temp.-Maximum von 7,3° C., ein Mittel des Luftdrucks von 739,1 und eine Summe der Niederschläge von 52 mm, endlich eine Summe der Sonnenscheindauer von 86 Std. Die mittlere Temperatur hielt sich 4,4° über dem langjährigen Durchschnitt, alle andern Werte wiesen nur unbedeutende Abweichungen von der Regel auf.

### Februar 1920.

2. Der Genossenschaftsrat des Konsumvereins beider Basel beschließt, mit der nordwestschweizerischen Milchproduzenten-Vereinigung Fühlung zu nehmen wegen Verkaufs des Milchgeschäfts.

3. Die Regierung erläßt gegen die plötzlich in großer Verbreitung stark auftretende Grippe eine scharfe Verordnung, die u. a. alle öffentlichen und privaten Tanzanlässe und dergl. verbietet. Dem Sanitätsdepartement wird das Saak Hselin-Schulhaus zur Einrichtung eines Notspitals sofort zur Verfügung gestellt.

7. Die Regierung legt das Budget für 1920 vor. Es setzt Einnahmen an von Fr. 28,499,610 und Ausgaben von Fr. 50,732,633, sieht somit ein Defizit vor von Fr. 22,233,072. — Der Regierungsrat beschließt, die Fastnacht 1920 der Grippegefahr wegen auf einen später zu bestimmenden Zeitpunkt zu verschieben. — Der Regierungsrat erteilt Herrn Prof. Dr. E. Dürr auf Beginn des künftigen Sommersemesters einen Lehrauftrag für allgemeine Geschichte der Schweiz mit schweizergeschichtlichem Seminar und Einführungswissenschaften samt methodologischem Proseminar.

7./8. In der kantonalen Volksabstimmung wird die sozialdemokratische Initiative betr. Arbeitszeitgesetz mit 10,967 gegen 7751 St. erheblich erklärt, die Verfassungsänderung betr. das Frauenstimmrecht mit 12,455 gegen 6711 St. und die vom bürgerlichen Block angeregte Änderung des Wahlgesetzes (Listenverbindung) mit 9715 gegen 9155 St. verworfen bei einer Beteiligung von rund zwei Drittel der Stimmberechtigten. Dem Abstimmungstag war eine starke Bearbeitung der Bevölkerung in Versammlungen, in der Presse und namentlich an Anschlagssäulen und Wänden vorangegangen. Sie hatte sich in überwiegendem Maße mit dem Frauenstimmrecht befaßt.

10. Die außerordentl. Professoren DDr. Herm. Bächtold, O. Gassinger und G. Simonius werden von der Regierung zu ordentlichen Professoren befördert.

12. Der Große Rat beschließt eine finanzielle Beteiligung des Staates an der Überlandbahn Basel-Muttenz und an der Schweizerischen Kraftübertragung, sowie einen Staatsbeitrag an baulichen Änderungen in der Augenheilanstalt und an dem Betriebsdefizit des Bürgerspitals. Er nimmt das Gesetz betr. eine staatliche Schulzahnklinik an und beginnt die Beratung der Vorlage betr. Abschaffung des Religionsunterrichts in den Schulen.

Im Alter von 31 Jahren stirbt Dr. Franz Rohner, ein vielversprechender Chemiker, an der Grippe. Die Krankheit fordert überhaupt in diesen Tagen viele Opfer.

14. Nach kurzer Krankheit stirbt Ernst Muntwiler, ein sehr beliebter Lehrer an der Mädchen-Sekundarschule.

16. Dr. Theod. Knapp, Apotheker, stirbt 51 Jahre alt an den Folgen einer Operation. In seinem Beruf ungewöhnlich eifrig und tüchtig, diente er auch der Öffentlichkeit als Mitglied des Großen Rates.

22. Nach kurzer Krankheit stirbt Frau L. Bachofen-Burkhardt, die Witwe des Rechtshistorikers Prof. J. J. Bachofen. Sie hat noch bei Lebzeiten ihre kostbare Gemäldegalerie der öffentlichen Kunstsammlung geschenkt.

26. Der Große Rat ermächtigt die Regierung zur Aufnahme eines Staatsanleihe von 30 Millionen und nimmt das Gesetz betr. Organisation der Schweiz. Mustermesse an. In der Nachmittagsitzung wird Eintreten beschlossen auf den veränderten § 45 des Schulgesetzes, der die Abschaffung des Religionsunterrichts in den Schulen ausspricht.

29. Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat Februar 1920 betrug 3,7, das mittl. Temp.-Minimum 0,1, das mittl. Temp.-Maximum 8,7° C., das Mittel des Luftdrucks 740,0, die Summe der Niederschläge 9 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 155 Std. Der Monat fiel bedeutend wärmer, trockener und sonniger aus als der Durchschnitt und hinterläßt insofgedessen das Andenken eines außerordentlich freundlichen Vorfrühlings.

### März 1920.

6. Angesichts des merklichen Rückgangs der Grippe-epidemie beschließt die Regierung teilweise Aufhebung ihrer Grippeverordnung, nachdem sie schon am 2. verfügt hat, daß die s. Z. verschobene Fastnacht in den Tagen vom 22.—24. März dürfe abgehalten werden. Am 9. März

hob sie die letzten noch in Kraft stehenden Bestimmungen der Verordnung auf.

11. Der Große Rat geht über den sozialdemokratischen Anzug betr. staatliche Milchversorgung zur Tagesordnung, nimmt aber einen von bürgerlicher Seite gestellten Anzug an, der die Regierung einladet, zu prüfen, wie den Monopolisierungsbestrebungen der Milchproduzenten könne entgegengearbeitet werden. Hierauf wird eine Abänderung des Elektrizitätstarifs im Sinne der Erhöhung der Taxen und eine Änderung des Universitätsguts-Gesetzes angenommen.

12. Die Regierung ernennt zu ordentlichen Professoren die bisherigen Außerordentlichen Aug. Burtorf (Geologie), Alfr. Vogt (Augenheilkunde) und Emil Wieland (Kinderkrankheiten).

14. Die Evangelische Stadtmission begeht im Vereinshaus ihre Jahresfeier in den gewohnten Formen mit Pfr. B. Pfister aus Bern als Festprediger.

16. Der Weitere Bürgerrat beschließt Einrichtung eines strahlentherapeutischen Instituts an der dermatolog. Abteilung des Bürgerospitals und Verkauf einer Waldparzelle in der Hard bei Muttenz, trifft einige Wahlen und erledigt die aufgelaufenen Bürgerrechtsbegehren.

18. Im Alter von 53 Jahren stirbt Albert Gautschi, Inspektor des Gaswerks, ein sehr geschätzter Beamter.

19. Durch Regierungsbeschluß wird das staatliche Anbauamt auf den 31. März aufgehoben.

20./21. Bei der eidgenössischen Abstimmung gab Baselfstadt bei einer Beteiligung von nicht ganz 45% der Stimmberechtigten ab für die Spielbankinitiative 9370 Ja und 3324 Nein, für den Gegenentwurf der Bundesversammlung 2563 Ja und 9263 Nein, für das Bundesgesetz betr. der Ordnung des Arbeitsverhältnisses 11,029 Ja und 2323 Nein. In der gesamten Schweiz wurde die Spielbankinitiative mit starker Mehrheit der Abstimmenden und

der Stände angenommen, der Gegenentwurf noch stärker verworfen, das Bundesgesetz betr. Ordnung des Arbeitsverhältnisses mit einem ganz kleinen Zufallsmehr verworfen.

21.—23. Die an ihrem kalendermäßigen Termin der Grippe wegen nicht abgehaltene Fastnacht (s. zum 7. Febr.) wird jetzt nachgeholt und in den altüberkommenen Formen sehr nachdrücklich gefeiert, nicht zur Freude weiter Kreise der Bevölkerung, die es tadeln, daß in der Vorwoche der Passionstage so laute und zerstreuende Vergnügen veranstaltet werden.

24. Der Große Rat geht über einen Antrag betr. Ankauf von Liegenschaften an der Missionsstraße und an der Mittleren Straße zur Internierung von Jugendlichen zur Tagesordnung und bewilligt Kredite zur Profiländerung am Sänergäßlein und an der Webergasse. Aus der Beantwortung einer Interpellation über Verweigerung einer Subventionserhöhung an das notleidende Stadttheater entwickelt sich eine Diskussion, die den ganzen Nachmittag dauert, ohne zum Abschluß zu kommen.

25. Die Regenz erteilt die *venia legendi* dem Dr. Paul Heinrich Barth aus Basel für Philosophie und dem Dr. Paul Casparis aus Davos für Pharmazie.

29. Der Verwaltungsrat der Schweiz. Bundesbahnen genehmigt das Projekt für den Rangierbahnhof auf dem Muttenzer Feld und bewilligt den für Ausführung erforderlichen Kredit von 37 Millionen. Damit ist nicht nur ein für die Entwicklung Basels als Verkehrsplatz außerordentlich wichtiger Beschluß gefaßt. Die Fachleute versprechen sich auch von dem Werk eine Erleichterung des Rangierdienstes in der ganzen Schweiz bis nach Chiasso und Renens. Freilich mußte Basel einen großen Teil seiner Hardtwaldung dieser Bahnhofanlage opfern. In den letzten Jahren schon ist ein großer Teil niedergelegt worden, und die Bevölkerung der Stadt und der umliegenden Dörfer hat in mühsamer Arbeit aus den

im Boden stehenden Wurzelstöden manches Klafter Brennholz gewonnen.

31. Der Große Rat führt die am 25. begonnene Diskussion über die Verhältnisse am Stadttheater zu Ende mit der Annahme eines Antrags, der die Regierung beauftragt im Laufe des Monats April über alle damit zusammenhängenden Fragen zu berichten. Wie kritisch von zuständigen Personen die Lage betrachtet wird, geht daraus hervor, daß die Allg. Musikgesellschaft den Orchestermitgliedern auf Ende Mai gekündigt hat. Denn ohne Theater würde auch das Orchester nicht mehr bestehen können, und der ganze Musik- und Konzertbetrieb müßte verschwinden. Der Große Rat trat nach Behandlung einiger Interpellationen — heute die achtzigste dieser Legislaturperiode! — auf die zweite Lesung des Arbeitsgesetzes ein. Es handelt sich hier um den bürgerlichen Gegenvorschlag gegen die sozialdemokratische Initiative, die durch Volksabstimmung dem Großen Rat überwiesen worden ist.

Witterung. Im Monat März 1920 betrug das Mittel der Temperatur 7,4, das mittl. Temp.-Minimum 3,2, das mittl. Temp.-Maximum 12,6° C., das Mittel des Luftdrucks 738,2, die Menge der Niederschläge 64 mm und die Summe der Sonnenscheindauer 163 Std. Wiederum ist der Monat beträchtlich wärmer und sonniger als der langjährige Durchschnitt ausgefallen. Den Kulturen kam sein Witterungscharakter sehr zu statten.

#### April 1920.

4. Im Alter von 65 Jahren stirbt Dr. C. F. W. Burdhardt-Wischer, Bankier, derzeitiger Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft.

7. Dr. Fritz Wischer-Bachofen, langjähriger Präsident der Bürgergemeinde und des Spitalpflegamts, stirbt im Alter von 75 Jahren.

8./9. In einer zweitägigen Sitzung nimmt der Große Rat unter Enthaltung der Sozialisten das von bürgerlicher Seite vorgelegte Arbeitszeitgesetz an. Es hat im Rat in verschiedenen Punkten weitgehende Veränderungen erfahren, die den bürgerlichen Interessen wenig entsprechen. Es unterliegt jetzt noch der Volksabstimmung. Sodann wurde das Budget für 1920 in Angriff genommen und der Kredit für das Kunstmuseum gestrichen in der Meinung, daß an die Aufgabe nächstes Jahr soll herantreten werden.

9. Die Surinam-Stiftung zur Erstellung billiger Wohnungen wird in die Reihe der Tochterunternehmungen der Gemeinnützigen Gesellschaft aufgenommen.

11. In der Aula des Museums findet die Schlussfeier der diesjährigen kaufmännischen Lehrlingsprüfungen statt.

13. Achtzigjährig stirbt Felix Cornu, früher einer der technischen Leiter im Hause J. R. Geigy, s. B. Mitglied des Basler Großen Rates. Seit langen Jahren lebte er in Corseaux sur Vevey im Ruhestand.

14. Dr. O. Braun, a. o. Prof. in Münster i. W., nimmt einen Ruf als ordentl. Professor für Philosophie und Pädagogik in Basel an.

15. Der Große Rat beendet die Beratung des Budgets. Es weist bei Fr. 30,146,610 Einnahmen und Fr. 50,077,090 Ausgaben ein Defizit auf von Fr. 19,930,480. Es wird unter Enthaltung der Sozialisten angenommen. Ein Postulat betr. Einstellung von 10 Millionen für Wohnungsbau, wovon je die Hälfte durch ein Anleihen und durch Vermögensabgabe aufzubringen wäre, wird abgelehnt, ebenso ein anderes betr. Schaffung eines Sekretariats für Kleingartenbau, ein drittes betr. Vorlage eines Finanzplanes für die nächsten fünf Jahre überwiesen. Nach Behandlung zweier Petitionen und nachdem der Präsident dem nach 18-jähriger Regierungstätigkeit in den Ruhestand tretenden Reg.-Rat Wullschleger den Dank des Rats

ausgesprochen hat, wird die Sitzung und die Amtsperiode geschlossen. Die Sozialisten drohen, eine weitere Sitzung nach den Neuwahlen noch zu erzwingen.

15.—30. Die Schweizerische Mustermesse wird in den wesentlich vergrößerten Räumen der Messehalle in Kleinbasel abgehalten. Die Frequenz ist gegen 1919 etwas zurückgegangen. Man führt dies zurück vornehmlich auf das Comptoir d'echantillons suisse in Lausanne, weil dieses Landwirtschaft und Nahrungsmittelindustrie an sich zieht. In der festlich, fast nur allzu bunt geschmückten Stadt wurden während der Messe eine Reihe von Tagungen abgehalten, z. B. Delegiertenversammlung des Schweiz. Gewerbeverbandes, Versammlung der Textildetaillanten, der regelmäßig während der Messe in Basel zusammentretende Auslandschweizertag. Ein 1. Schweiz. Maschinenwettsschreiben wurde unter starker Beteiligung abgehalten, und daran fügte sich der Beschluß, einen schweizerischen Stenodaktylographen-Verband zu gründen. Am offiziellen Tag, 23. April, sprachen am Bankett im Stadtkasino u. A. Reg.-Präs. Ammer, Bundesrat Schulthess und Großratspräsident Dr. W. Börlin. Eine Menge von Lustbarkeiten sorgten für Unterhaltung der Messebesucher: das Stadttheater hatte ein gewähltes Programm mit vielen Gastspielen aufgestellt, beim Messeplatz war eine Budenstadt errichtet, im Stadtkasino lockten die Aufführungen des Münchner Marionettentheaters, und die Messehalle erfreuten sich eines Massenbesuches, der das Tanzen beinahe zur Unmöglichkeit machte.

16. Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins beider Basel beschließt Ausrichtung einer Rückvergütung von  $7\frac{1}{2}\%$  für 1919. Der Umsatz betrug Fr. 47,799,000, der Bruttogewinn Fr. 2,580,000. Auf neue Rechnung wurden vorgetragen Fr. 4926.

18. Im Alter von etwas über 50 Jahren stirbt Fritz Hoffmann, der Gründer und Leiter der weltbekannten



Fabrik pharmazeutischer Produkte Hoffmann-La Roche A.-G.

20. Dr. Fritz Mürger, Lehrer der Mathematik an der Oberrn Realschule, Mitglied des Großen Rates, stirbt im Alter von 48 Jahren.

23. Dr. Alfred Christ wird an Stelle des verstorbenen Dr. C. F. W. Burdhardt zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft gewählt.

24./25. An den Wahlen in den Großen Rat beteiligten sich nicht ganz 76% der Stimmberechtigten. Es wurden gewählt 63 Sozialdemokraten (bei den Wahlen 1917: 59), 18 (21) Radikale, 17 (17) Liberale, 13 (16) Bürgerpartei, 11 (15) Katholiken, 4 (0) Grüntianer, 2 (2) parteilose Bürgerliche in den Landgemeinden und 2 (0) Angehörige der Evangel. Volkspartei. — Bei den Wahlen in die Regierung wurden bei einer Beteiligung von 78% und einem absoluten Mehr von 11,402 im ersten Wahlgang gewählt die bisherigen bürgerlichen Kandidaten Dr. F. Ammer mit 12,174, Dr. Miescher mit 11,898, Dr. A. Imhof mit 11,868, Dr. A. Brenner mit 11,854 und Dr. R. Niederhauser mit 11,530 St. Außerdem erhielten Stimmen die sozialdemokratischen Kandidaten Dr. F. Hauser (bisher) 10,781, Gewerbeinspektor Dr. Strub 10,469 und Red. F. Schneider 10,268, und der Grüntianerkandidat Rektor Dr. A. Barth 2071. Der zweite Wahlgang am 8./9. Mai entschied unter Enthaltung der bürgerlichen Parteien für die beiden Sozialdemokraten Hauser (4851) und Schneider (4759 St.) Es beteiligten sich  $\frac{1}{6}$  der Wähler.

25. Pfr. R. Stockmeyer, bisher zu St. Martin, wird in sein neues Amt als zweiter Münsterpfarrer eingeführt durch den Kirchenratspräsidenten Pfr. R. Handmann.

30. Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat April 1920 betrug 10,3, das mittl. Temp.-Minimum 6,5, das mittl. Temp.-Maximum 15° C., das Mittel des Luftdrucks 734,8, die Summe der Niederschläge 54 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 110 Std. Der Monat

brachte einen Wärmeüberschuß (1° C. höheres Mittel der Temperatur als der Durchschnitt) trotz einem namhaften Ausfall der Sonnenscheindauer (73 Stunden weniger als normal), verhielt sich im übrigen entgegen dem sonstigen Charakter des Aprils sehr gleichmäßig.

### Maï 1920.

1. Die Feier des 1. Maï verlief unter günstiger Witterung ohne Zwischenfall in üblicher Weise mit großem Umzug und Ansprachen.

In Hindelbank stirbt im Erholungsurlaub der geschätzte Sek.-Lehrer Fr. Rüpfer-Pulfer.

4. Der Weitere Bürgerrat genehmigt den Verkauf der noch im Besitz der Chr. Merianschen Stiftung befindlichen Teile des ehemaligen Rothausgutes an die Chem. Fabrik vorm. Sandoz.

6. In Lausanne stirbt 48-jährig Dr. med. Th. Christen-Hindermann aus Basel; er hat sich, nachdem er während der Räteregierung in München in maßgebender Stellung sich um die Verwirklichung der Freigeldtheorie bemüht hatte, als Mitglied der sozialdemokr. Volkspartei (Grütlianer) auch in der Heimat an der Politik zu beteiligen begonnen, u. a. letzten Herbst für den Nationalrat kandidiert.

7. Die Mitglieder sämtlicher bürgerlicher Fraktionen des neugewählten Großen Rates schließen sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen unter dem Vorsitz von Dr. Alb. Oeri.

Die Regierung überträgt Prof. E. A. Stüdelberg einen Lehrauftrag für mittelalterliche Archäologie.

Die Generalversammlung des A. C. V. beider Basel in der Burgvogtei genehmigt Jahresbericht und Jahresrechnung, sowie den Antrag des Genossenschaftsrats auf Ausrichtung einer Dividende von 7½%.

9. Bei einer abendlichen Versammlung im Sommerkafino drücken sehr zahlreiche Angehörige der Ev.-Ref.

Voltskirche von Baselstadt dem nach jahrzehntelangen treuen Diensten aus seinem Amte scheidenden Pfr. A. v. Salis ihren Dank, ihre Liebe und ihre Anhänglichkeit aus.

8.—10. Der deutsch-schweizerische Hoffnungsbund des Blauen Kreuzes hält in Basel die Generalkonferenz der Hoffnungsbundleiter und die Delegiertenversammlung ab, in Verbindung mit erbaulichen und geselligen Anlässen und gefolgt von einem Instruktionkurs.

13. Die Heilsarmee veranstaltet zur Einführung der neuen Kommissäre für die Schweiz, des Ehepaars de Groot ein Fest mit Versammlungen in der Burgvogtei, öffentlichen Umzügen und dergl.

14. Die konstituierende Sitzung des neugewählten Großen Rates, eröffnet durch eine Ansprache des Alterspräsidenten G. Rutschmann, wählt zum Vorsitzenden R. Späni (kath.), zum Statthalter Dr. P. Ronus (lib.). Bei allen Wahlen (Bureau, Wahlprüfungs-, Petitions- und Rekurskommission) siegt die Allianz der Sozialdemokraten und Grütliauer, 63 u. 4 St. Es waren 129 von 130 Mitgliedern anwesend.

15.-16. Die Änderung der Bundesverfassung betr. Eintritt der Schweiz in den Völkerbund wird vom Schweizervolk mit rund 413,000 gegen 322,000 Stimmen bei einer Beteiligung von mehr als 75% der Stimmberechtigten und mit 11½ gegen 10½ Standesstimmen angenommen. Baselstadt hat mit 10,686 Ja und 12,030 Nein verworfen. Die Parteien standen der Vorlage geteilt gegenüber mit Ausnahme der Sozialdemokratie, die Verwerfung empfahl. Der Abstimmung ging eine starke Bearbeitung der Stimmberechtigten voraus. Am 11. Mai hatte Bundespräsident Motta Annahme, am folgenden Abend die Nat.-Räte Gelpke und Dr. Seiler (Liestal) Verwerfung empfohlen. Auch die neue Art der Agitation durch illustrierte Anschlagzettel trieb ihre Blüten.

16. Die israelitische Gemeinde veranstaltet in der Synagoge einen stark besuchten Festgottesdienst aus Anlaß der vom Obersten Rat in San Remo dem türkischen Friedensvertrag eingefügten Bestimmung, daß Palästina unter britischem Protektorat zum Zionistenstaat werden solle.

18. Von den neu gewählten Regierungsräten gehören Dr. Hausler, Dr. Miescher und Schneider dem Nationalrat an. Geseßlich dürfen in der Bundesversammlung nur zwei Regierungsmitglieder sitzen. Das Bureau des Großen Rates zieht das Los, welcher der Genannten vor die Inkompatibilitätsfrage gestellt wird. Das Los trifft Dr. Miescher. Er wird sich entscheiden müssen, welches der beiden Ämter er aufgeben will.

19. Die Synode der Evang.-Ref. Kirche genehmigt Verwaltungsbericht und Rechnung des Kirchenrats für 1919, beschließt Verschmelzung der Münstergemeinde-Filiale St. Martin mit St. Alban und Schaffung der Stelle eines durch den Kirchenrat zu wählenden Frühpredigers zu St. Martin und Einführung von Initiative und Referendum in die Kirchenverfassung.

20. Der Große Rat validiert die Wahlen vom 24.-25. April und vom 8.-9. Mai, wählt Erziehungsrat und Bantrat, nimmt einen Antrag der Regierung betr. Erhöhung des Gaspreises mit sozialdemokratischen Änderungen an, genehmigt Rechnung und Bericht der Kantonalbank, bewilligt Nachsubvention an das Stadttheater für 1919 und Subvention für 1920, letztere gleichfalls auf sozialistischen Antrag in der Höhe von Fr. 500,000, statt wie die Regierung vorschlug, von Fr. 300,000, und überweist einen sozialdemokratischen Antrag betr. Proportionalwahl der Regierung und der Gerichte.

Im Alter von 55 Jahren stirbt Polizei-Oberleutnant Mfr. Binder.

21. Privatdozent Dr. N. G. Lebedinsky nimmt einen Ruf als ordentl. Professor der Zoologie an der Universität Riga (Lettland) an.

22. Nach langer Unterbrechung ist die Rheinschiffahrt durch Ankunft eines Dampfers mit 455 Tonnen amerikanischen Getreides im Schleppfahn wieder aufgenommen worden.

23.-24. Über die Pfingsttage halten die Delegierten der Friedensvereine der Welt einen Internationalen Friedenskongress in Basel ab unter dem Vorsitz des belgischen Senators Henri LaFontaine (Brüssel).

26. Der Regierungsrat verteilt die Departemente in der Weise, daß die Herren Ammer (Sanität), Hauser (Erziehung), Imhof (Justiz) und Niederhauser (Polizei) ihre Distasterien behalten, Dr. Brenner vom Innern zum Bauwesen, Dr. Miescher von den Bauten zur Finanz (bisher Wullschleger) übergeht und Reg.-Rat Schneider das Innere übernimmt.

27. Der Große Rat wählt den Kriegsfürsorgerat, überweist einen Anzug betr. Wahl der Regierungsräte in die Bundesversammlung, stimmt unter Enthaltung der meisten Bürgerlichen der Initiative betr. Arbeitszeit zu, geht über einen Anzug betr. Änderung der Wahlkreise zur Tagesordnung und erledigt die Abänderung von § 45 des Schulgesetzes (Religionsunterricht) im Wesentlichen im Sinn der sozialdemokratischen Anträge.

Oberst Alfons Simonius, geb. 1855, Präsident des Schweiz. Bankvereins, stirbt nach kurzer Krankheit. — Dr. Johannes Bernoulli, der erste Vorsteher und Organisator der Schweiz. Landesbibliothek in Bern, als Historiker (*Acta Pontificum Helvetica*) weitbekannt, stirbt nach langem Leiden im 57. Altersjahr.

Im Badischen Bahnhof kommt ein Zug mit 568 Rußlandschweizern an.

27./28. Die deutschschweizerischen Frauenvereine zur Hebung der Sittlichkeit halten in Basel unter dem Vorsitz ihrer Präsidentin Frau Pfr. Schmuziger (Marau) ihre Generalversammlung ab.

28. Eine Generalversammlung der Allg. Musikgesellschaft beschließt, den aus finanziellen Gründen schwer bedrohten Fortbestand des Orchesters dadurch zu sichern, daß dafür eine große Sammlung veranstaltet und es einer neuen, neutralen Organisation übergeben wird.

Dr. Richard Menzel hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent an der philosoph. Fakultät II über Probleme der angewandten Zoologie.

31. Witterung. Im Monat Mai 1920 betrug das Mittel der Temperatur 15,8, das mittl. Temp.-Minimum 10,9, das mittl. Temp.-Maximum 21,7° C., das Mittel des Luftdrucks 740,2, die Summe der Niederschläge 82 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 203 Std. Die Reihe der zu warmen Monate ist durch diesen Mai nochmals verlängert worden. Gegenüber der Temperatur, die einen Überschuß von 2,4° aufweist, zeigen die andern Elemente keine erhebliche Abweichung.

### Juni 1920.

1. Prof. Dr. Otto Braun hält seine Antrittsvorlesung über Hauptrichtungen der pädagogischen Reformbewegung der Gegenwart. — Die philosoph. Fakultät I ernennt zum Dr. phil. hon. causa Samuel Flury, Lehrer an der Obern Realschule für seine Forschungen und Arbeiten auf dem Gebiet arabischer Sprache und Kunst.

6. In Riehen wird das am letzten Sonntag wegen der ungünstigen Witterung verschobene baselstädtische Schwingfest 1920 mit gutem Gelingen durchgeführt.

7. Der Verwaltungsrat des bisher in Basel eingerichteten Internationalen Arbeitsamts beschließt,

die Anstalt nach Genf, dem Sitz des Völkerbundes, zu verlegen.

8. Die Frequenz der Universität Basel im Sommer 1920 verzeichnet bei einem Lehrkörper von 65 ordentlichen und 28 außerordentlichen Professoren, 46 Privatdozenten und drei Lektoren 1042 (darunter 88 Damen) immatrikulierte Studenten und 114 (43) Hörer. Von den Studenten sind 87 (2) Theologen, 98 (8) Juristen, 273 (30) Mediziner, 278 (32) Philosophen I, 306 (14) Philosophen II, 852 Schweizer, 190 Ausländer. Von den 466 (50) Baselstädtern studieren Theologie 15, Jurisprudenz 55 (7), Medizin 81 (10), Philosophie I 157 (21), Philosophie II 158 (12).

10. Nach Erledigung verschiedener kleinerer Geschäfte bewilligt der Große Rat Fr. 225,000 für fünf Baracken (mit 20 Wohnungen) zur Unterbringung Obdachloser und beginnt dann die Eintretensdebatte über den Ratschlag betr. die Lage des Staatshaushalts und die Revision der Steuergesetzgebung.

11. Die Gemeinnützige Gesellschaft bestätigt den am 23. April gewählten Vorsteher Dr. Alfred Christ als Vorsteher für das Jahr 1920-21.

15. Dr. W. v. Ashausen hält seine Antrittsvorlesung über Philosophie und Urgeschichte.

16. In Lungern erliegt einem Schlaganfall Dr. Jak. Mähly-Eglinger, Chemiker, einer der technischen Leiter im Geschäft J. R. Geigy A.-G.

17. Der Große Rat beendet die Eintretensdebatte über das neue Steuergesetz und überweist es einstimmig an eine Kommission. Ein Gesetz betr. Billetsteuer auf Aufführungen und Vorstellungen wird in 1. Lesung angenommen.

19./20. In den Hallen der Mustermesse am Riehenring wird ein baselstädtisches Kantonalgefängnis abgehalten. Es nehmen daran auch eine große Anzahl Gastvereine aus andern Kantonen teil.

21./22. Die Telephonverwaltung verlegt ihre Räumlichkeiten aus dem Hauptpostgebäude in das von der Eidgenossenschaft zu diesem Zweck um den Preis von Fr. 652,000 erworbene Weiße Haus am Rheinsprung.

23. Die seit 1838 bestehende Lehrer- Witwen- und Waisenkasse hält ihre letzte Generalversammlung ab. Sie löst sich auf und verschmilzt sich mit der neuen Witwen- und Waisenkasse der Basler Staatsangestellten.

24. Der Große Rat bewilligt einen Kredit von Fr. 464,000 für Erweiterung und Umbau des elektrischen Hochspannungsnetzes und lehnt einen solchen von Fr. 5000 für Beteiligung an der Schweiz. Hotel- und Treuhandgesellschaft ab, nachdem das Gesetz betr. Geschäftsordnung des Regierungsrats in dem Sinn ist geändert worden, daß drei Mitglieder der Regierung in der Bundesversammlung sitzen dürfen. Weiter wird der Rückständebericht erledigt und auf den Verwaltungsbericht für 1918 eingetreten.

25. Die Staatskasse sieht sich genötigt, wegen Mangels an Barmitteln die fällige Auszahlung der Gehälter der Beamten und Angestellten bis Ende des Monats zu verschieben.

26./27. Das baselstädtische Kantonalturnfest, veranstaltet durch den Turnverein „Amicitia“ spielt sich unter besonders günstiger Witterung auf dem Rohlenplatz ohne Unfall bei bestem Gelingen ab.

Der Verein für Schifffahrt auf dem Oberrhein und der Schweiz. Automobilklub halten ihre Jahresversammlungen in Basel ab. Zurzeit befinden sich drei Schleppdampfer und das Peilboot Rud. Gelpke in Basel. Sie dienen den beiden Gesellschaften zu Rheinfahrten nach Rheinfelden.

27. ffg. Die Woche der religiösen Jahresfeste wird in beschränkterem Umfang als vor dem Krieg abgehalten.



28. Das Finanzdepartement legt der Regierung die Staatsrechnung für 1919 vor. Sie weist bei Fr. 30,976,479 Einnahmen und Fr. 48,280,706 Ausgaben ein Defizit von Fr. 17,304,227 auf.

30. Witterung. Im Monat Juni 1920 betrug das Mittel der Temperatur 16,7, das mittl. Temp.-Minimum 11,9, das mittl. Temp.-Maximum 22,0° C., das Mittel des Luftdrucks 737,9, die Summe des Niederschlags 61 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 203 Stb. Die wichtigsten Werte hielten sich nahe an das langjährige Mittel. Die Witterung des Monats nahm einen einförmigen Verlauf.

### Juli 1920.

2. Dr. Friß Rohrer hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent an der medicin. Fakultät über die Regulation der Atmung.

3./4. In der kantonalen Volksabstimmung wurde die vom bürgerlichen Block bekämpfte sozialdemokratische Arbeitszeitgesetz-Initiative (s. zum 7./8. Febr. d. J.) mit 11,636 gegen 10,719 St. verworfen. Dadurch tritt das von der bürgerlichen Mehrheit des abtretenden Großen Rats in seinen letzten Sitzungen angenommene Arbeitszeitgesetz, für das die Referendumsfrist in den letzten Tagen unbenützt abgelaufen ist, ohne weiteres in Kraft. Verworfen wurde ferner die von den Sozialdemokraten empfohlene, vom Block bekämpfte Stadttheater-Subvention von Fr. 500,000 mit 13,723 gegen 8773 St. Dagegen wurde die Korrektion des Särgergäßleins mit 11,998 gegen 8773 St. angenommen. Hier hatten Liberale, Rabitale und Katholiken die Stimme freigegeben, die Bürger- und Gewerbepartei Verwerfung, die Sozialisten Annahme empfohlen. — Endlich wurde an diesem Tag das seit einigen Jahren auch in der Bürgergemeinde gültige Referendum zum erstenmal praktisch, indem die Sozialdemokraten den Verkauf der Reste des Rothausgutes durch die Bürger-

gemeinde anfochten. Liberale, Radikale und Bürger- und Gewerkepartei empfahlen dagegen das Geschäft. Die Abstimmung bestätigte es mit 6989 gegen 6563 St. — Den Abstimmungstagen ging eine politisch recht bewegte Woche voran. Dem Beispiel der Sozialisten folgend, führten die Bürgerlichen zum erstenmal bei diesem Anlaß eine Stimmkontrolle ein. Die Beteiligung bei der kantonalen Abstimmung betrug 76%.

5. Der Weitere Bürgerrat genehmigt den Anschluß der Beamten und Angestellten der Bürgergemeinde an die Witwen- und Waisenkasse der Basler Staatsangestellten.

5. ffg. Es findet in Basel ein aus vielen Ländern sehr stark besuchter internationaler Arbeiterschulkongreß statt.

8. Der Große Rat erledigt eine Reihe kleinerer Geschäfte und genehmigt Verwaltungsbericht und Staatsrechnung für 1918. Ein sozialdemokratischer Anzug auf Subventionierung des Stadttheaters mit Fr. 40,000 monatlich wird erheblich erklärt; über einen bürgerlichen, der den ursprünglichen Antrag der Regierung (Subvention von Fr. 300,000 im Jahr) wieder aufnimmt, wird zur Tagesordnung geschritten.

11. Das Nordwestschweizerische Schwingfest im benachbarten Oberdornach, das am letzten Sonntag durch plötzlichen Regen jäh war unterbrochen worden, wird heute bei herrlicher Witterung, unter großem Zudrang der Zuschauer auch von Basel, zu Ende geführt.

13. Prof. Andr. Heusler, jun., bisher in Berlin, tritt in den Lehrkörper der Universität als ordentl. Professor für Germanistik ein.

14. Nach dem Weißen Haus (s. zum 21./22. Juni) wird die gleichfalls zur Erbmasse Bachofen-Wischer gehörige Villa Bachofen an der St. Jakobstraße an den Verband nordwestschweizerischer Käse- und Milchgenossenschaften verkauft.

Im Sommercasino begeht die französische Kolonie bei prächtiger Sommerwitterung die Fête nationale.

16. Im Alter von 57 Jahren stirbt Pfr. M. Zimmermann, seit 1904 an der Theodorsgemeinde, früher in Rued (Aargau) und in Olten.

Die Gemeinnützige Gesellschaft gliedert sich ein neues Werk an, indem sie Unterstützung des (katholischen) Cäcilienvereins beschließt.

22. Um dem Kanton aus seinen Finanzschwierigkeiten zu helfen, hatte die Regierung mit einer Gruppe baslerischer Banken und Industrieller einen Vertrag auf einen Vorschuß von 18 Millionen unter gewissen Bedingungen mit Ausschluß des Referendums abgeschlossen und den Großen Rat zu dessen Genehmigung einberufen. Diese Behörde lehnte aber die Ratifikation ab, indem die sozialdemokratische Opposition namentlich daran Anstoß nahm, daß die Geldgeber ihrer Verpflichtungen ledig sein sollten, wenn im Laufe des kommenden Jahres ein Generalstreik die öffentliche Ordnung störe, oder wenn in dieser Zeit eine Extrasteuer erhoben werde. Die Regierung wurde beauftragt, neue Unterhandlungen zu pflegen und am 24. dem Großen Rat neuerdings zu berichten. Am 23. hatte eine schwach besuchte sozialdemokratische Versammlung auf dem Marktplatz nachträglich gegen die Finanzpolitik der Regierung protestiert. Die Regierung legte am 24. einen neuen Vertragsentwurf vor. Dieser macht die Unterlassung einer Extrasteuer nicht mehr zu einer verpflichtenden Vertragsbestimmung, sondern sieht vor, daß im Fall der Erhebung einer Extrasteuer das Konsortium zu weiteren Zahlungen nicht verpflichtet ist. Ferner sieht er ab von einer besondern Erwähnung des Streitfalles in dem Zusammenhang, wo vom Aufhören der Zahlungspflicht bei Störung der öffentlichen Ordnung die Rede ist. Der Vertrag in seiner neuen Form ist vom Konsortium nicht unterzeichnet, sondern wird ihm nach der Behandlung im Großen Rat zur Unterzeichnung

oder Nichtunterzeichnung zugehen. Der Große Rat in seiner Extraſitzung vom Samstag, 24. Juli, genehmigte den Vertrag mit einer Änderung betreffs des Gaspreises. Weiter bewilligte er für Förderung des Wohnungsbaues für 1920 und 1921 einen Kredit von Fr. 830,000 und monatliche Zuschüsse von Fr. 30,000 für das Stadttheater. Zum Schluß wurden einige Petitionen erledigt.

28. Das britische Foreign Office erhob das englische Vizekonsulat in Basel zum Konsulat und ernannte zum Konsul N. E. Haag. — An Stelle des mehrere Jahre hier als italienischer Generalkonsul tätigen Grafen Siciliani erhielt vom Bundesrat das Exequatur Tito Chiovenda. — Endlich erkennt der Bundesrat Dr. Kurt Ziegler als deutschen Konsul an.

31. Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats Juli 1920 sind: Mittl. Thermometerstand 18,4, mittl. Temp.-Minimum 13,5, mittl. Temp.-Maximum 24,5° C., mittl. Barometerstand 738,9, Summe der Niederschläge 113 mm, Summe der Sonnenscheindauer 265 Std. Der Monat weist eine große Gleichförmigkeit des Witterungsverlaufes und nahezu normale Höhen der Witterungselemente auf.

## August 1920.

1. Die Bundesfeier fällt auf einen Sonntag und nimmt darum etwas größeren Umfang an als gewöhnlich. Die national gesinnte Bürgerschaft zieht am Vormittag mit Fahnen, Musik und Trommeln zum Münsterplatz und hört hier vaterländische Ansprachen von Bauernsekretär Dr. E. Laur (deutsch), G. Raymond (französisch) und P. Gusberti (italienisch), sowie Musik- und Gesangvorträge. Der Abend war Bundesfeiern im engern Kreis der Partei und der Gesellschaft vorbehalten. — Die Sozialdemokraten demonstrierten am Abend zu Ehren der „Opfer vom

1. Aug.“ (s. zum 1. Aug. 1919). Reg.-Rat Schneider hielt die Rede.

Der Wasserfahrverein St. Johann veranstaltete mit bestem Gelingen ein Wettschwimmen im Rhein.

6. ff. Auf dem Schießplatz hinter dem Allschwiler Weiher wird das 7. Kantonschützenfest beider Basel, veranstaltet vom Basler Feldschützenverein, abgehalten. Ohne auf die verschiedenen Akte des Festes einzutreten, verweisen wir nur auf dessen Höhepunkt, den offiziellen Tag am Donnerstag, 12. Aug. Dazu fanden sich ein als Vertreter des Bundesrates der Vorsteher des eidg. Militärdepartements, Bundesrat Scheurer, ferner Mitglieder der Regierungen beider Basel und der Nachbarkantone, und es ging hoch her mit vaterländischen Ansprachen in der weiten Festhütte. Während des ganzen Festes ließen die Tätigkeit und die Leistungen der Schützen im Stand nichts zu wünschen übrig.

7. ff. Unter großem Bezug aus dem ganzen Land wird in Basel das 1. Turnfest des schweiz. katholischen Turnverbandes in der Mustermehlhalle III am Riehenring abgehalten.

11. Der Großratsbeschuß betr. den 18 Mill.-Vorschuß an den Kanton ist durch Zustimmung des Gläubigertonsortiums perfekt geworden.

14. Die organisierte Arbeiterschaft des Allg. Konsumvereins beider Basel droht den Leitern des Unternehmens mit Streit, wenn nicht 18 nicht organisierte Kollegen entlassen werden. Sie stellten dem Verwaltungsausschuß für seinen Entscheid eine Frist bis zum 23. Aug. Verwaltungsausschuß, Aufsichtsrat und Genossenschaftsrat, dieser in seiner Sitzung vom 23. Aug., erklärten sich z. T. mit schwachen Mehrheiten gegen die Entlassung. Inzwischen war die Zahl der nicht organisierten umstrittenen Arbeiter von 18 auf 6 gesunken, weil ihrer 12 der Gewerkschaft beigetreten sind. Am 25. Aug. beschloß eine Burgvogtei-

versammlung des gewerkschaftlich organisierten A. C. V.-Personals einstimmig, bei einigen Enthaltungen, den Streit abzulehnen. Die Versammlung behielt sich vor, zu gegebener Zeit wieder auf die Angelegenheit zurückzukommen.

18. Nach langem Leiden stirbt Rud. Suter-Breitenstein, Tuchhändler, der im Großen Rat und im Bürgerrat als Vertreter der Bürger- und Gewerbspartei treue und gewissenhafte Arbeit geleistet hat.

19. Der englische Premier Lloyd George mit Gefolge hält sich auf der Reise nach Luzern einige Stunden in Basel auf.

21. In den Bergen von Zinal verunglückt 33-jährig Dr. med. Paul Spieß aus Basel, ein viel versprechender Orthopäde.

24. Die Öffentlichkeit erhält Kenntnis von einer Reihe einschneidender Sparmaßnahmen im Erziehungswesen, hauptsächlich Reduktion der Klassenzahl, Entlassung von Vikaren und provisorisch angestellten Lehrern, zeitweiser Siftierung der Lehrerbildung, Verzicht auf Alterserleichterung und dergl.

26. Bei günstiger Witterung aber schwacher Beteiligung wird das St. Jakobsfest abgehalten. Pfr. Aug. Waldburger sprach auf dem Schlachtfeld zu den versammelten Teilnehmern.

31. Ein im Baugewerbe wegen der Arbeitszeit drohender Konflikt wird durch Vermittlung des Departements des Innern mit Rücksicht auf die dringende Wohnungsnot durch gütliches Übereinkommen geschlichtet.

Witterung. Im Monat August 1920 betrug das Mittel der Temperatur 16,3, das mittl. Temp.-Minimum 12,1, das mittl. Temp.-Maximum 21,8° C., das Mittel des Luftdrucks 739,3, die Summe der Niederschläge 90 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 237 Std. Die Wit-

terung des Monats ist, ohne Beständigkeit weder im Guten noch im Bösen gezeigt zu haben, im ganzen unfreundlich gewesen.

### September 1920.

10. In seinem 73. Altersjahr stirbt nach kurzer Krankheit Karl Forster, Präsident der Kreisdirektion II der Schweiz. Bundesbahnen.

12. Ein Basler Flugtag, wiederholt verschoben wegen der Maul- und Klauenseuche und wegen ungünstiger Witterung, wird mit vollstem Gelingen auf dem Sternensfeld bei Birsfelden abgehalten. Das Unternehmen war zugunsten eines Flugplatzes veranstaltet worden und warf einen so günstigen Ertrag ab, daß der Flugplatz gesichert erscheint.

Die Katholiken der beiden Halbkantone Basel-Stadt und -Land versammeln sich zu einem ersten Basler Katholikentag.

Der Turnverein St. Johann veranstaltet, nachdem er vor kurzem die Feier seines 30-jährigen Bestehens begangen hat, einen sehr gelungenen interkantonalen Kunstturnertag.

13. fg. Der wiederholt verschobene 55. Schweizerische Juristentag wird in Basel abgehalten. Haupttraktanden waren „die Aufsicht in der Aktiengesellschaft“ (Referenten Dr. Max Stähelin, Basel, und Theod. Hubert, Genf) und „Sollen in das Obligationenrecht Bestimmungen gegen den Sozialwucher aufgenommen werden?“ (Untersuchungsrichter Boven, Lausanne und Prof. Haster, Zürich). Die Basler sorgten ausgiebig auch für die Unterhaltung ihrer Gäste.

15. Die Familie Stähelin feiert bei einem festlichen Mahl im Schützenhaus den 400. Jahrestag der Aufnahme ihres Stammvaters Hans Stähelin in das Bürgerrecht der Stadt Basel (30. Aug. 1520).

16. Im Alter von 92 Jahren stirbt Pfr. J. J. Schläpfer, früher an verschiedenen Gemeinden in der Ostschweiz als Seelsorger tätig.

20. Das Komitee des internat. christlichen (katholischen) Gewerkschaftsbundes, das im Juni d. J. im Haag bestellt wurde, tritt zu seiner Konstituierung in Basel zusammen. Präsident wurde Nat.-Rat Scherrer (St. Gallen). Es waren u. A. Mitglieder aus Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien, Holland, Spanien, Österreich, der Tschechoslowakei und Ungarn anwesend.

24./25. An ihrer 7. Generalversammlung bespricht die schweizerische Bankiervereinigung die Rekonstruktion der eidgenössischen Finanzen (Ref. Dir. H. Kurz, Zürich) und die Stellung der Schweiz zur Währungsfrage und zur lateinischen Münzunion (Ref. Paul Jaberg, Zürich).

25. Der Reiterklub beider Basel veranstaltet auf dem Sternensfeld bei Birsfelden bei nicht sehr günstiger Witterung ein gelungenes Pferderennen.

27. Die Evangel.-Reform. Synode beschließt, eine Reihe von Verfassungsänderungen dem Kirchenvolk vorzulegen, nämlich betr. die Kompetenz der Synode zur Schaffung neuer Ämter, betr. die in Zukunft der Kirche obliegende Erteilung des Unterrichts in der bibl. Geschichte und betr. die Wählbarkeit der Frauen. Ferner wird anstatt der Schaffung eines Jugendpfarramts die Subventionierung des Sekretariats der christlichen Jungmännervereine beschlossen.

30. Der Gesangverein wählt zu seinem Präsidenten Dr. Aug. Burckhardt-Burckhardt.

Witterung. Folgendes sind die meteorologischen Hauptwerte des Monats September 1920: Mittel der Temperatur 14,5, mittl. Temp.-Minimum 11,5, mittl. Temp.-Maximum 18,9° C., Mittel des Luftdrucks 739,2, Summe des Niederschlags 116 mm, Summe der Sonnen-



scheinbauer 119 Stb. Temperatur und Luftdruck verhielten sich normal, Niederschlag und Sonnenscheinbauer wiesen Abweichungen nach der ungünstigen Seite hin auf.

### Oktober 1920.

2. Die Allg. Lesegesellschaft ändert ihre Statuten und Reglemente ab, um in finanziell günstigere Verhältnisse zu kommen.

2./3. Zum Pfarrer der St. Theodorsgemeinde wird gewählt Pfr. Hans Nibeder, d. St. in Baar.

11. Die Technische Hochschule in Karlsruhe ernennt zum Dr. ing. hon. causa Jng. Rudolf Gelpke, Nationalrat.

14. Der Große Rat nimmt nach Erledigung verschiedener kleinerer Geschäfte einstimmig das Gesetz betr. Billektsteuer an und beginnt die Beratung des Gesetzes betr. Besteuerung der Motorfahrzeuge. Dazu gibt eine Interpellation über Handgranaten-Übungen der Polizei Anlaß zu einer langen Diskussion.

Im Alter von 53 Jahren stirbt Theod. Burdhardt-Bischer, Bandfabrikant, in allerlei gemeinnützigen Werken tätig.

16. Eingeleitet durch einen Zapfenstreich am Vorabend, geht das fünfundsiebzigjährige Jubiläum der Freiwilligen Feuerwehr vor sich mit Übungen im Kasernenhof und einem Bankett in der Burgvogteihalle.

19. Im Alter von nicht ganz fünfzig Jahren erliegt einem Herzleiden Hermann Egger, Zeichenlehrer an der Allg. Gewerbeschule.

23./24. Der Basler Gesangverein führt mit bestem Erfolg in der Kathedrale von Lausanne J. S. Bachs Matthäuspassion auf; dem Ereignis wird von Teilnehmern und Zuhörern mehr als nur musikalische Bedeutung beigemessen.

25. Prof. Dr. H. Zickendraht lehnt einen Ruf nach Mülhausen ab.

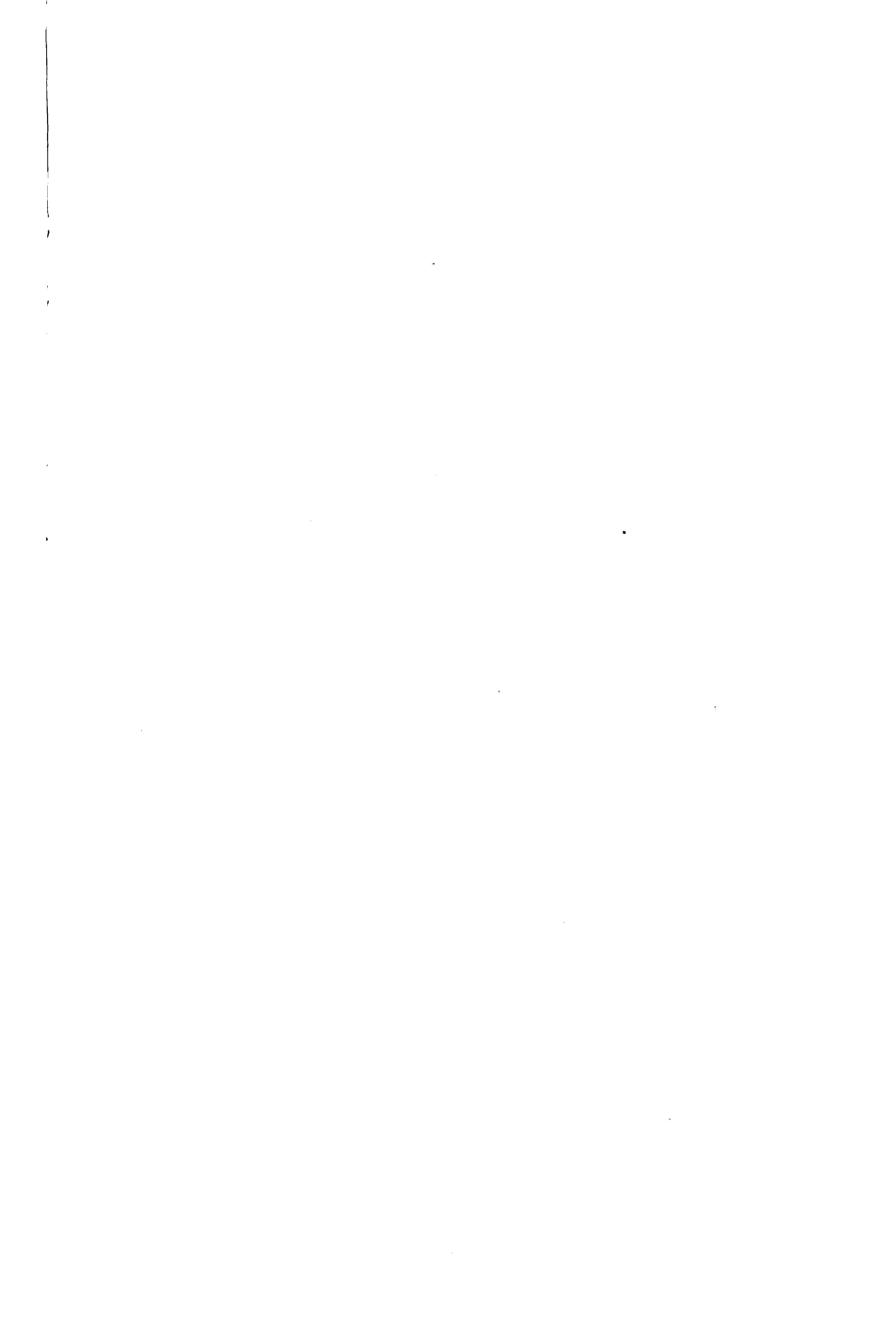
26. Im Alter von 80 Jahren stirbt Sam. Bell-Baur, Gründer der Großmehlgerei Bell A.-G. •

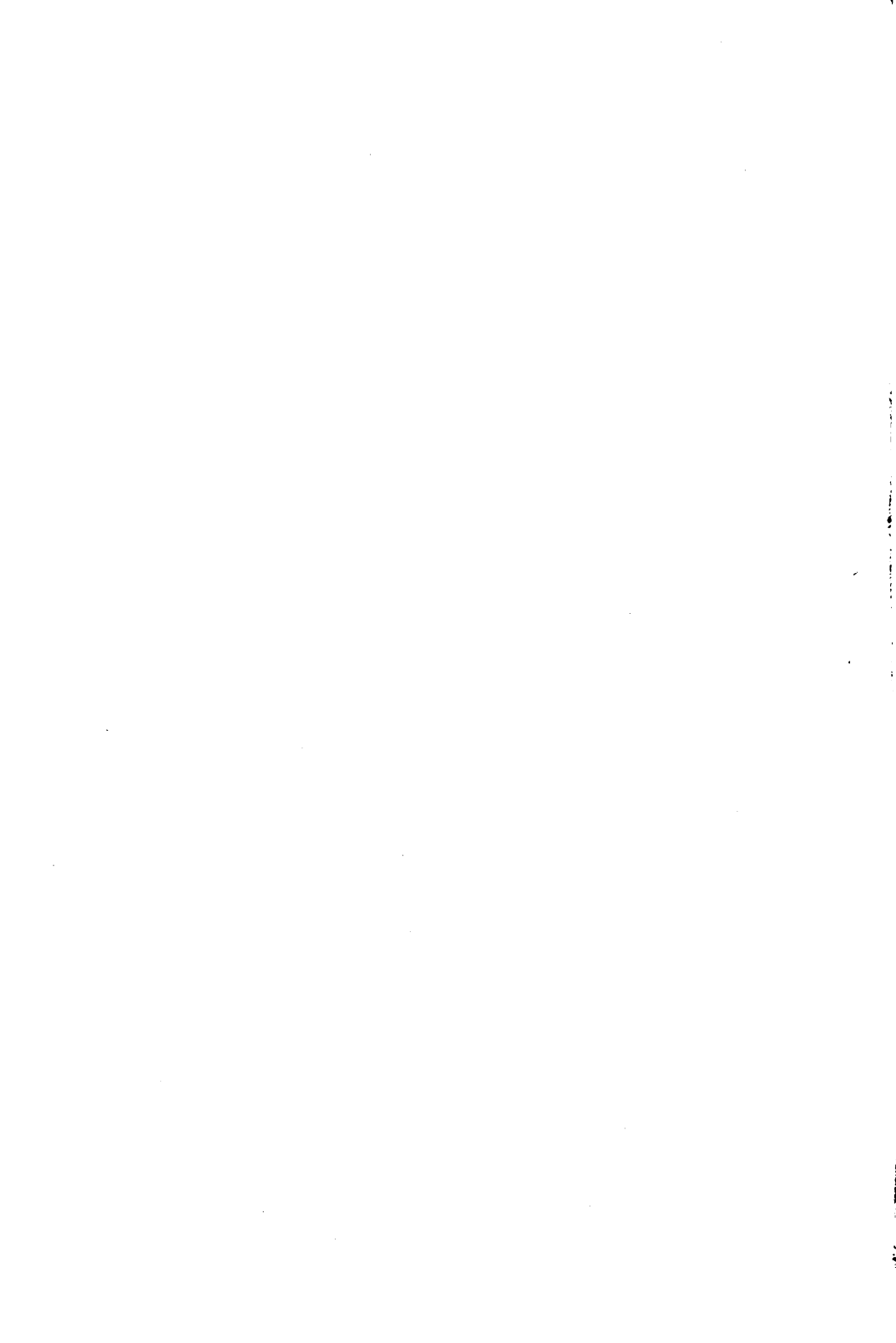
28. Der Große Rat erledigt in erster Lesung das Gesetz über das Brandversicherungswesen, revidiert unter Verzicht auf eine zweite Lesung das Lehrlingsgesetz, nimmt die Vorlage betr. Erhöhung der Börsengebühren an und beschließt nach einigen Kreditbewilligungen die Errichtung von Lehrstühlen an der Universität für Pharmacie, physikalische Chemie, sowie Geologie und Paläontologie.

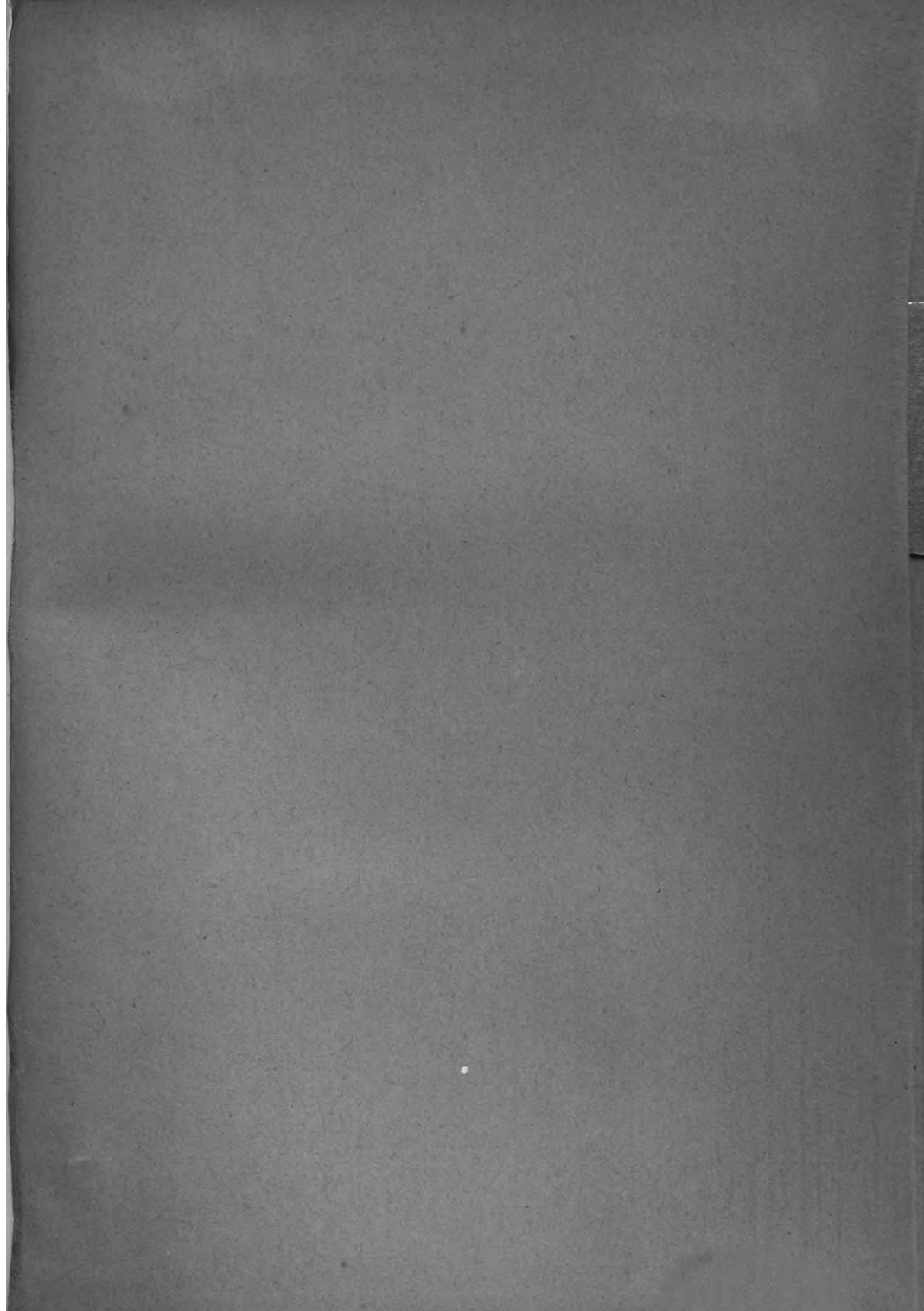
30. In einem mehrere Wochen andauernden Streit der Elektrizitätsarbeiter wird eine Einigung erzielt.

30./31. In der eidgenössischen Volksabstimmung über das Arbeitsgesetz für die Verkehrsanstalten gab Baselstadt 17,814 Ja und 2637 Nein ab. Das Schweizer-volk nahm die Vorlage mit rund 370,000 annehmenden gegen rund 270,000 verwerfenden Stimmen an.

Die Elemente der Witterung im Monat Oktober 1920 waren: Mittlerer Thermometerstand  $9,0^{\circ}$ , mittl. Temp.-Minimum  $6,2$ , mittl. Temp.-Maximum  $12,5^{\circ}$  C., Mittel des Luftdrucks 737,4, Summe der Niederschläge 12 mm, Summe der Sonnenscheindauer 106 Std.







**UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY**  
**Los Angeles**

**This book is DUE on the last date stamped below.**

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY  
  
**A** 000 205 300 7

DQ  
381  
B29  
1921

